This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

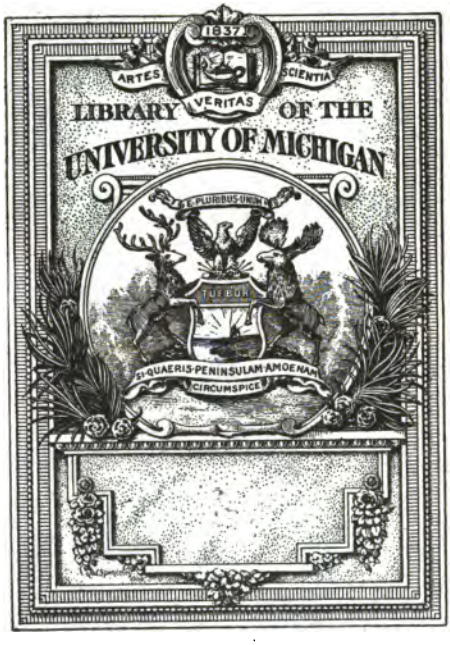
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

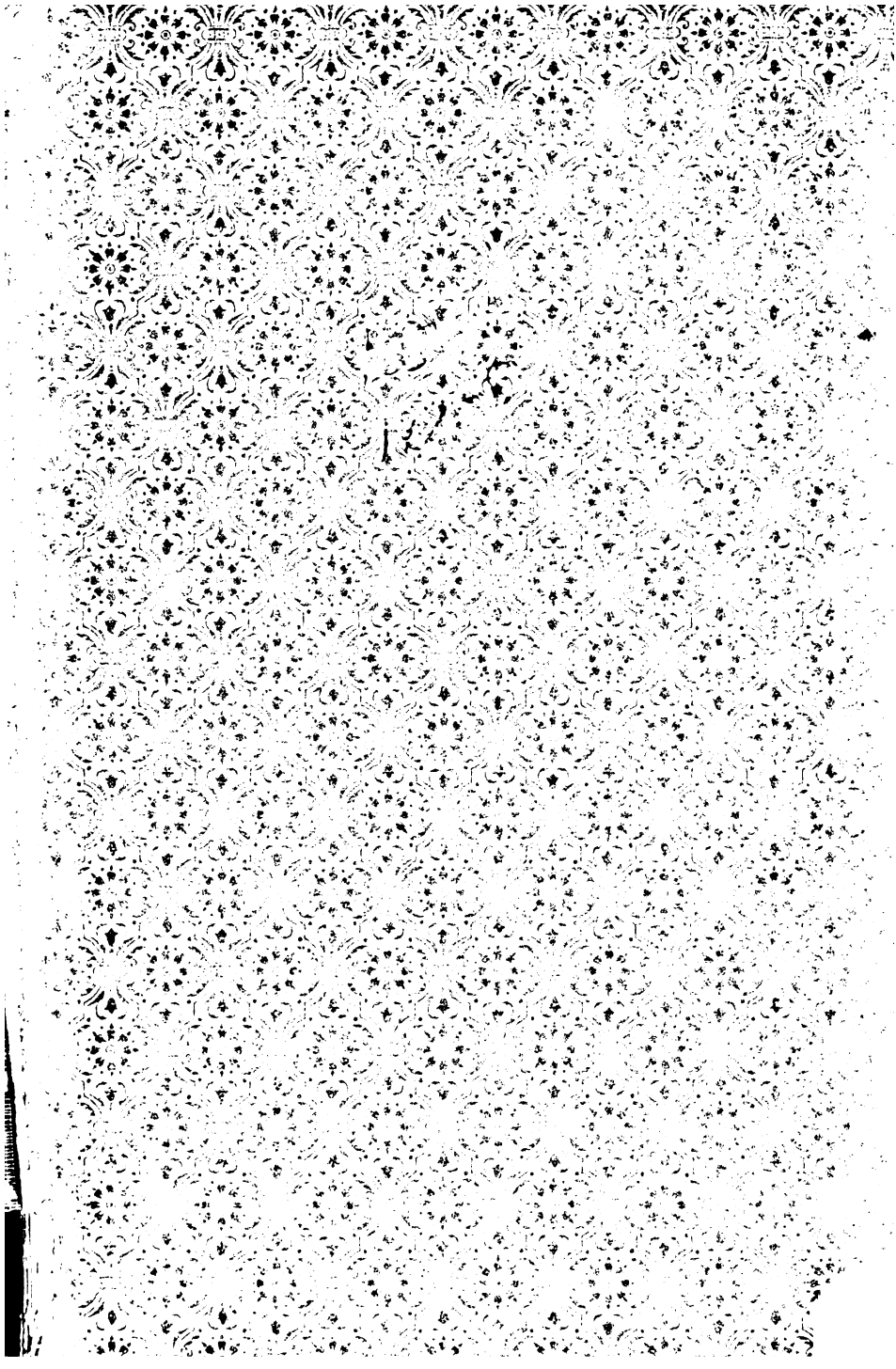
A 927,952

Gottfried Keller

van

Emil Boenning.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



838
K30
B

Gottfried-Keller-Medaille
von Arnold Böcklin.

Gottfried Keller 1819-90

nach

seinem Leben und Dichten.

Ein Verſuch

von

Emil Brenning.

Bremen.

Verlag und Druck von M. Heinſius Nachfolger.

1892.

Nachdruck verboten. — Ueberſetzung vorbehalten.

Frau Eliſabeth Mumſſen

in herzlicher Freundſchaft zugeeignet.

12761.5

Vorwort.

Eine abschließende Arbeit über Gottfried Keller können die folgenden Blätter nicht bieten. Noch sind die reichen Schätze seines Nachlasses an Briefen, Tagebüchern, Entwürfen und Plänen ungehoben. Aber Herr Professor Jakob Bächtold in Zürich, der Hüter dieser Schätze, teilt mir mit, daß an ihre Hebung noch nicht gedacht werden kann. Denn erst muß der Proceß entschieden werden, den Kellers Verwandter, der Landrichter Scheuchzer, gegen dessen Testament unternommen hat, weil jene Papiere natürlich einen nicht unbeträchtlichen Wert darstellen, über den ja eine andre Verfügung erstrebt wird. Auf diese Entscheidung warten mocht' ich nicht. Denn nach den vielen Einzelbetrachtungen des Dichters in der Tagespresse und zahlreichen Zeitschriften, wozu sowohl der 70. Geburtstag als der noch nicht ein Jahr später erfolgende Tod Kellers Veranlassung gab, schien eine zusammenfassende Darstellung seines Lebens und Wirkens wohl am Platze, um das Gesamtbild, das in viele Einzelzüge zersplittert zu werden

drohte, den Freunden des Dichters darzubieten. Sodann aber mußte ich auch die Erfahrung machen, daß seine Bekanntschaft durchaus nicht eine so allgemeine ist, wie man erwarten sollte. Und wie sehr möchte ich wünschen, daß meine Schilderung, der man wenigstens eine warme Liebe und Bewunderung für ihren Helden abfühlen wird, dem geliebten Toten neue Freunde und Verehrer zuzuführen und den immer noch kleinen Kreis der Keller-Gemeinde zu erweitern vermöchte. Dazu möge dieses Büchlein ausziehen und seines Werkes walten!

Am Todestage des Dichters 1891.

Emil Brenning.

Ludwig Börne beginnt seine berühmte „Denkrede auf Jean Paul“ *) mit den Worten: Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs. Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben!“ Wenn Ludwig Börne den Dichter noch erlebt hätte, dessen Betrachtung sich diese Blätter widmen, würde er mit seiner kühnen prophetischen Voraussicht zurückgehalten haben. Denn ohne Zweifel besitzt Gottfried Keller mehr als einen Zug der Verwandtschaft mit Jean Paul. Nicht umsonst hat man immer gerade auf den Humor hingewiesen, der Kellers Werke durchdringt, wenn es sich um seine Würdigung als Dichter handelte. Dieser ist für seine poetische Auffassung in der That maßgebend. Freilich welch ein Unterschied zwischen beiden Männern! Gerade so groß, wie der zwischen dem Anfang unsers Jahrhunderts nach seiner ganzen Anschauung und inneren Haltung und seinem Ende. Dort ein unumschränktes Walten der Phantasie, losgebunden von allen Beziehungen zur Wirklichkeit. Sie ist Königin von unbegrenzter Macht, in ihrem heitern Reich hat sie allein das Wort: sic volo sic jubeo. Die Gesetze und Bedingungen des niedern Erdenlebens scheinen

*) Vorgetragen im Museum zu Frankfurt am 2. December 1825. Werke (Wien, Tendler & Comp.) I., S. 173.

aufgehoben und eine göttliche Willkür führt den Herrscherstab, knüpft unerhörte Verbindungen, spielt in übermütiger Laune mit Worten und Begriffen und schafft Menschen, die aus fremden Welten zu stammen scheinen, in denen wir zwar den innern Kern echten Menschentums in dem Gewoge der Leidenschaften und der sich durchkreuzenden und bekämpfenden Gedanken und Triebe nicht verkennen, die aber doch kaum gebunden von der irdischen Schwere wie ätherleicht über dem Dasein schweben. Wie anders jetzt, wo die Macht des schöpferischen Geistes zwar ebenso groß zu sein vermag wie damals, wo auch das freie beglückte Schweben des dichterischen Genius über seinen Gestalten ebenso unbehindert sich vollziehen kann, nur, daß der Erdgeruch sich nie verleugnen wird, der seinen Sprossen anhaftet, die Handlung nach den unverbrüchlichen Gesetzen des irdischen Schicksals verlaufen muß, und wir von den Menschen vor allen Dingen fordern, daß sie wirkliche Menschen sind, ja es gar nicht ungern sehen, wenn sie ihren Geburtsschein, ihre Familienpapiere, im heiligen deutschen Reich sogar ihre „Militairpapiere“ gelegentlich vorzeigen, um uns darüber zu beruhigen, daß sie nicht etwa durchgebrannte Flüchtlinge aus unbekannten Regionen, vielleicht gar verkappte Bürger einer höhern Welt sind. Diesen unermeßlichen Unterschied zugegeben, wird sich einer nur einigermaßen vertrauten Bekanntschaft leicht die Wahrnehmung aufdrängen, wie innig die beiden Geister sich berühren und eine Wahlverwandtschaft besitzen, die Gottfried Keller wohl als einen Erben Jean Pauls erscheinen läßt.

Wenn aber Börnes Wort für den Helden dieser Darstellung in Anspruch genommen wird, darf man um so eher hoffen, daß zu der geringern Kühnheit dieser Voraussagung sich die Entwickelung unsres geistigen Lebens bekennen wird. Denn das Auge unsres Jahrhunderts wird nur noch eine kurze Spanne Zeit offen stehen. Aber nicht der kleine Rest an Jahren drängt zu dieser Annahme, sondern auch der

Zustand unsrer Dichtung, die in dem hastigen fast geschäftsmäßigen Betriebe ihrer Aufgabe, wie in dem chaotischen Durcheinandergähren ihrer Bestrebungen und in dem heißen Kampfe um neue Ideale schwerlich einem Dichter von solchen Gaben, wie der Züricher Poet sie besaß, Muße gönnt, sich zu dieser Geschlossenheit und Ganzheit, dieser behäbigen Sicherheit seines Wesens und Schaffens auszubilden, wie sie an ihm uns entzückt. Er war Schweizer durch und durch, und wie ein neuer Antäus gewann er aus dem innigen Zusammenhang mit dem mütterlichen Boden seines Daseins die eigentliche Kraft seiner Feder. Aber er gehört uns darum doch nicht weniger an. In dem Reiche der Poesie gilt gottlob noch des alten Arndt Losung: So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt — wenn wir freilich auch ihren letzten Teil bei Keller nicht allzu genau im Wortsinn nehmen dürfen. Die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle schließen das Reich der deutschen Dichtung nicht ein. Sonst müßten wir uns arm fühlen. Auf den wertvollsten Besitz unserer heutigen Litteratur würden wir damit Verzicht leisten. Denn darüber dürfte bei ihren wirklich einsichtigen und vorurteilslosen, nicht dem Parteizwang unterworfenen Beurteilern und Kennern kein Zweifel sein, daß die größten Meister der Dichtung, wenn wir vom Drama absehen, in unseren Tagen beide Schweizer sind, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Von jenem heißt es nun leider schon: er war. Ich will sie hier nicht vergleichen und ihren Wert gegen einander abwägen. Von selbst wird sich hier und da der Blick von jenem auf diesen lenken. Sie haben beide ein selbständiges Wesen und jeder seine Eigenart. In vielen Punkten aber stimmen sie doch auch zusammen und gestatten wohl eine Parallele zu ziehen. Auch darin, daß sie nicht nur in der erzählenden Dichtung die erste Nummer verdienen, sondern daß sie auch vollwertige Lyriker sind. Aber predigt man nicht tauben Ohren, wenn man heutiges Tages

einen lyrischen Dichter preist? Wie klein ist die Gemeinde, die sich mit wirklicher Hingabe und Sammlung um einen Sänger schart! Wie wenig Empfänglichkeit für den Klang ergreifender Wahrheit und Schönheit läßt das Parteiwesen und das politische und sociale Getriebe unsrer Zeit übrig! Und doch habe ich ein ernsthaftes Wort über Keller als Lyriker zu sagen, und wer sich nicht selbst in diese Welt edler Klänge und hoher reiner Gedanken vertiefen will, der mag sich denn mit den Folgerungen begnügen, die sich von da aus für sein Charakterbild ergeben, zu dem gerade sie mehr als einen wichtigen Zug beisteuern. Auch nach dieser Seite ihres Wesens sind beide Dichter anziehende Seitenstücke. Wenn Meyer den ersten Rang in bezug auf die Ballade und Romanze beanspruchen darf, wird man Meister Gottfried für das Lied bevorzugen, obgleich ich gleich hier verraten will, daß er unmodern genug ist, selbst das Sonett zu pflegen, freilich ohne es zu Platenscher Marmorschönheit darin zu bringen. Denn alles Akademische und Formale liegt weit ab von ihm, dazu ist die Eigentümlichkeit seines Wesens zu selbständig durchgebildet und steht er zu fest auf eignen Füßen. Er ist durchweg eine Kern- und Kraftnatur, gegründet auf seine schweizerische Landesart, dem Leben gegenüber frei und unabhängig, und diese Züge prägen auch seiner Gesamtdichtung ihren Charakter auf. Auch er hat sich dazu heranbilden müssen, auswachsen nach der einen Seite, beschränken und zusammenziehen nach der andern. Wir können in diesen Verlauf hineinblicken, wenn wir seinen ersten Roman, „den grünen Heinrich“ aufschlagen, eines der merkwürdigsten Bücher unserer gesamten neuen Dichtung, unermeßlich reich in seinem Inhalte, dennoch nicht durchweg erfreulich in seiner Wirkung. Groß, groß und abscheulich, ist man bei mehr als einer Stelle versucht mit Lessings Nathan auszurufen. Wie viel aus Kellers Leben unmittelbar in den Roman übergegangen, wie weit er mit Heinrich Lee zusammenfällt, ist für den

Fernerstehenden bei dem jetzt noch fühlbaren Mangel eigner Aufzeichnungen nicht in jedem Fall leicht zu entscheiden. Mir will es scheinen, daß die Menge des Selbsterlebten sehr erheblich ist, denn die darin niedergelegten Schilderungen der Entwickelung des kindlichen Gemütes, so mancher Einflüsse, die sich geltend machen, zeugen von so tiefer Beobachtung, daß man sie nur als eine Spiegelschrift betrachten kann. Der große Gang des Lebens, dies eine bekannte Thatsache, ist völlig derselbe, das eigentliche Dramatische des Vorgangs sozusagen, der aus den Wirren der Jugend sich herausarbeitende Entschluß ein Maler zu werden, der Aufenthalt in München, um dort die Kunst berufsmäßig zu treiben, bis zu dem vollkommenen Fehlschlag und der Rückkehr des in seinen schönsten Hoffnungen Betrogenen nach der Heimat. So erfährt es Heinrich, so hatte es Gottfried Keller erfahren.

So lange nicht die letzten Quellen des Lebens in Tagebuch-Aufzeichnungen und Briefen gedruckt vorliegen, worauf Professor Jakob Bächtold in Zürich die Hoffnung eröffnet, wird eine eingehende Darstellung der Entwickelung unsres Dichters nicht möglich sein. Aus dem bis jetzt vorhandenen Stoff ergiebt sich folgender Abriß seiner Geschichte.

Die äußern Umrisse, leider in knappster Form, hat Keller selbst in einem kurzen, nur die nötigsten Thatsachen feststellenden Aufsatze gezeichnet, der sich in der „Chronik der Kirchgemeinde Neumünster“ *) findet. Einiges läßt sich zur

*) Chronik der Kirchgemeinde Neumünster. Herausgegeben von der Gemeinnützigen Gesellschaft von Neumünster. (Selbstverlag der Gesellschaft.) Zürich. Buchdruckerei von J. Lohbauer. Rämistraße 12. 1889. — Ich kann dieses ausgezeichnete Werk nicht anführen, ohne einige Worte zu seinem Lobe zu sagen. Es ist wirklich, wie der Herausgeber Pfarrer Adolf Ritter sagt, ein schönes Denkmal gemeinnützigen Sinnes und aufrichtiger Liebe zum engsten wie zum weitern Vaterlande. Zugrunde liegt die durch den Fleiß und die Regsamkeit des Herrn Alt-Präsidenten Hans Konrad Bleuler in Riesbach († 1886) entstandene handschriftliche Chronik von Neumünster. Dieses ist eine „Ausgemeinde“,

Ergänzung aus dem ausführlichen Nachruf heranziehen, den als den wertvollsten Beitrag unter all den vielen Aufsätzen, die über Keller sowohl im Jahre 1889, bei Gelegenheit seines siebzigsten Geburtstages, als auch im letzten nach seinem Tode gedruckt worden sind, Professor Bächtold in der Neuen Züricher Zeitung*) veröffentlicht hat.

Demnach war Gottfried Keller am 19. Juli 1819 in Zürich geboren. Sein Vater war der aus Glattfelden bei dieser Stadt stammende Drechslermeister Rudolf Keller, ein Mann von tüchtigem Schrot und Korn, in dessen Wesen etwas von höherm Schwunge war und der sich durch große Wanderschaften, die er bis Wien, Breslau, Hamburg und Königsberg ausdehnte, einen weitern Gesichtskreis und mannigfache Kenntnisse erworben. Diese suchte er zum besten seiner heimatlichen Umgebung zu verwerten. Wie er selbst immer schriftdeutsch sprach und rastlos an seiner eignen Bildung besserte, so that er es auch an der seines Standes. Als eifriger Schulfreund war er Vorsteher der Armenschule zum Brunnenturm, daneben Obmann seiner Zunft. Den

---

wie der schweizerische Ausdruck lautet, ein Vorort von Zürich, als solcher 50 Jahre bestehend und in der Zeit von 4000 auf mehr als 22000 Einwohner gewachsen. Diese Handschrift wurde durch einen dazu gebildeten Ausschuß umgearbeitet und erweitert und bildet nun einen sehr stattlichen über 700 Seiten zählenden Band, worin sich über die Geschichte Neumünsters, alle öffentlichen Anstalten, das Gewerbsleben und was sonst wissenswürdig sein mag, genaue Auskunft findet. Die geistig hervorragenden Männer, die dort heimisch gewesen — auch Richard Wagner findet sich dazwischen — sind durch kurze Lebensbeschreibungen, teils von eigner Hand, teils Nachrufe, vertreten. Viele schön und sauber ausgeführte Abbildungen des Ortes, einzelner hervorragender Gebäude, Pläne, Abdrücke alter Documente und Holzschnitte aus früheren Chroniken gereichen dem trefflichen Werke zur schönen Zierde. Ein für andere Orte wirklich der Nacheiferung würdiges Vorbild. Kellers Lebensabriß findet sich S. 430—33.

*) Neue Züricher Zeitung 1890. Nr. 198 und Nr. 199 vom 17. und 18. Juli.

engern Freundeskreis des tüchtigen Mannes hat der Sohn in dem „Fähnlein der sieben Aufrechten“ geschildert. 1817 war er nach Zürich gezogen, wo er leider schon 1824, erst 33 Jahre alt, starb. Sein Bild wird dem Kenner des grünen Heinrich bis in die einzelnsten Züge hinein lebendig. Die Mutter Elisabeth, geb. Scheuchzer, aus Zürich *) war die Tochter eines Arztes, des Herrn Chirurgs, der noch unter Friedrich dem Großen gedient hatte und nach dem der Chirurgus in dem köstlichen Festspiel bei der Becherweihe der Züricherischen Zunftgesellschaft zur Schmieden 1876 „Die Johannisnacht“ (Ww. I. 250) **) modelliert ist. Sie blieb als junge Witwe mit dem fünfjährigen Sohne Gottfried und einer Tochter, die später bis zu ihrem Tode 1888 lange Jahre hindurch die treue Hausgenossin des Bruders war, zurück. Im grünen Heinrich stirbt bekanntlich die junge Schwester früh und er wächst allein auf. Ist das Bild der Mutter in diesem Buche ebenso treu nach der Natur gezeichnet, wie das des Vaters, muß sie stillen und zurückgezogenen Wesens, mehr geeignet, gewähren zu lassen als zu bestimmen, aber weichen, liebevollen Herzens gewesen sein. Eine Jugenderinnerung an den Vater, der stets grün gekleidet ging, wie der grüne Heinrich es ja auch beweist, blieb in der Seele des Sohnes haften, indem er sich von jenem durch ein Kartoffelfeld getragen sieht und ihm verwundert in die glänzenden Augen schaut.

Es entsprach den Bestimmungen des Mannes, daß Gottfried zuerst in jene Armenschule zum Brunnenturm, ein Genosse der Geringen, kam. Später trat er in das sogenannte Landknabeninstitut zu Zürich über und 1834 in die Züricher Industrieschule, die er als vermeintlicher Rädelsführer einer ziemlich harmlosen Knabenrevolution verlassen mußte;

*) Wie Keller sagt, aus Glattfelden nach Bächtold.

**) Ich führe immer nach der neuen Gesammtausgabe in 10 Bänden an.

alles Züge, die wir in dem „grünen Heinrich“ wiederfinden, wo die Schilderung dieſes dummen Jungenſtreiches, in den der Held mehr hineinverwickelt wird, als daß er der Anſtifter genannt werden könnte, äußerſt anziehend und für den Miſſethäter lehrreich iſt. Der Schulunterricht erhielt auf dieſe Weiſe einen vorzeitigen Abſchluß, und überließ vieles, was von ihm hätte erwartet werden dürfen, künftiger eigener Arbeit. Das maſſenhafte, ungeordnete Leſen, in das er ſich hineinſtürzte, konnte jedenfalls nur als ein ungenügender Erſatz dafür gelten. Aber es bereicherte die ohnehin ſchon ſo weite Welt ſeiner Phantaſie um ein unermeßliches. Und dieſer innere Drang, ſich ſeine eigne Welt neben dieſe ſchlechte, gewöhnliche, irdiſche zu bauen, führte ganz von ſelbſt zu der Wahl eines künſtleriſchen Berufes. Freilich vergriff er ſich zuerſt gründlich, wenn er ſich zum Maler, nicht zum Dichter geboren glaubte. Vielleicht würde er doch auch auf der Leinwand ſeinen Ruhm begründet haben, da unzweifelhafte Anlagen in ihm ſchlummerten, wenn er eine beſſere Ausbildung hätte erhalten können. Große Koſten an ihn zu wenden war der Mutter bei ſchmalen Mitteln unmöglich. Der billigſte Lehrer war der beſte. So kam er zu „einem ſogenannten Kunſtmaler,“ wie er ſelbſt nicht ohne Bitterkeit ſagt,*) dem Urbild jenes „Haberſaat,“ deſſen Name nirgends genannt wird. Freundliche Erinnerungen bewahrte er nicht an dieſe Zeit. Adolf Stern giebt dafür**) einen Beweis durch die Mitteilung eines perſönlichen Erlebniſſes. „Im September 1884 unternahmen wir gemeinſam eine Fahrt nach dem ſchön gelegenen Küsnacht am Züricher See. Unſer Mittagsmahl fand in einem beſonderen altertümlichen holzgetäfelten Zimmer des dortigen Gaſthauſes ſtatt, an den Wänden hingen kleine Radierungen von Schweizer Landſchaften, die in einer etwas

*) a. a. O. S. 430.

**) Beilage der Allgemeinen Zeitung 1890. Nr. 214.

verschollenen Manier behandelt waren. Indem wir sie betrachteten, sagte ich zu Keller nur „Haberſaat.“ „Danke für das Citat,“ sagte er lachend, fügte aber plötzlich ernst werdend hinzu: „Es ist doch verwünscht, daß man selbst mit dem Humor die Bitterkeit gewisser Erinnerungen nicht auflösen kann.“ Später erhielt er freilich den Unterricht eines talentvollen wirklichen Künstlers, des Aquarellmalers Rudolf Meyer von Regenstorf (Römer im Romane). Aber ganz viel fand er auch da nicht, um so weniger, als die erste Grundlage seines Könnens eine so schlechte war. Dann aber ward der Meister, wie wir es schon von Römer wissen, von allerlei Unstern verfolgt, halb irrsinnig, mußte Zürich verlassen und kam, wenn wir auch hierin dem Roman trauen dürfen, nach Paris, wo er zugrunde ging. So erreichte Keller innerlich noch ganz unfertig und unsicher sein zwanzigstes Jahr und wußte es durchzusetzen, daß er 1840 die Kunstschule zu München besuchen durfte. Er hatte nichts von dem, was zu seiner Kunst gehörte, in sich ausgebildet, als die Neigung, „große Phantasielandschaften“ zu componieren. Er traf ein, als gerade die Münchener Kunst unter der Gönnerschaft König Ludwigs I. sich in besonderem Aufschwunge befand und die historische Richtung ihre vollste Entfaltung hatte, was zu seiner eignen Neigung gar wohl stimmte. Aber der Reichthum der auf ihn einstürmenden Eindrücke war überwältigend und ließ sich bei dem immer zweifellosern Gefühl der Unzulänglichkeit seiner eignen technischen Vorbildung nicht bezwingen, so daß Keller sich mehr gelähmt als gefördert fühlte. Was er schuf, konnte auf Beifall und ermutigende Anerkennung nicht hoffen. Freilich fehlte es ihm weder an persönlichen Anknüpfungen, von denen manche sein Lebenlang vorhielten, noch auch an mancher Freude und Lust des Lebens. Er kam gerade recht, um das größte und glänzendste Künstlerfest des damaligen Münchens mitzufeiern, das einen Besuch des Kaisers

Maximilian in Nürnberg und die Verleihung eines Wappens an Albrecht Dürer darstellte*) und das durch E. Neureuther's Radierung eine bleibende Spur hinterließ. Im ganzen aber waren es doch zwei verlorene Jahre, auf die er zurückblickte, als er Ende 1842 nach Zürich heimkehrte.

Er brachte mit heim einige ungetüme Zeichnungen zu ossianischen Landschaften, aber er saß ohne Befriedigung vor seiner Staffelei, um Mißlungenes zu Mißlungenem zu häufen. Diese Enttäuschungen führten ihn tiefer in sich hinein und schon damals ergriff ihn der Gedanke, sich durch ein dichterisches Werk von diesen Qualen zu befreien. „Allerlei erlebte Not — schreibt er später in einer merkwürdigen autobiographischen Skizze**) — und die Sorge, die ich der Mutter bereitet, beschäftigte meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, in welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen." Dieser Keim zum grünen Heinrich, der damals also gelegt wurde, kam nicht gleich zur Entfaltung. Andre Eindrücke traten dazwischen. Mächtig begann sich die lyrische Ader in ihm zu regen. „In allen Fibern Kellers begann es rhythmisch zu leben," als die politische Dichtung anfangs der vierziger Jahre erwachte, Georg Herwegh namentlich seine schmetternden Alarmrufe in die Welt sandte. Schnell entstand Gedicht auf Gedicht, bis „eine nicht eben bescheidene Menge von lyrischen Skripturen vorhanden war."***)

Zu seinem Glücke fand Keller einen wohlgesinnten einsichtsvollen Berater für seine dichterischen Anfänge. Das war August Adolf Ludwig Follen oder Follenius, der, seiner Zeit wie sein Bruder Karl ein Haupt der Burschenschaft, in der Schweiz eine sichre Zuflucht gefunden

*) Adolf Stern a. a. O.

**) In der Gegenwart 1876, Nr. 51. 1877, Nr. 1.

***) Chronik von Neumünster, S. 431.

hatte. Geboren am 23. Januar 1794*) zu Gießen, war er mit seinen beiden Brüdern in den Befreiungskrieg mitgezogen und nahm am Wartburgfeste teil. Seiner schönen Gestalt wegen war er damals, wie die Sage ging, „deutscher Kaiser" genannt worden. Er galt als eins der Häupter der „Schwarzen" und ward irrigerweise der Mitwissenschaft an Sands Mordthat geziehen. Dafür zu zweijähriger Gefängnishaft verurteilt, entkam er aus dem Kerker. Wie es scheint, hatte man ihm die Flucht erleichtert. So gelangte er nach der Schweiz, wo er zuerst Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur an der neuerrichteten Kantonsschule von Aarau wurde. Nach seiner Verheiratung mit Sufette Ritzmann von Altikon siedelte er nach Zürich über und gab den „Bilderſaal deutscher Dichtung" (2 Bände 1828/29) heraus, wodurch er helfen wollte, die deutsche Poesie zum allgemeinen Hauptmittel aller höhern Schulbildung zu machen. Diesen Gedanken, der sich mit den neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete des höhern Unterrichts nahe berührt, führte er namentlich in den inhaltreichen Einleitungen aus. Auch seine eignen „Schweizer Gesänge" nahm er darin auf. Diese waren dem Plane entsprungen, alle wichtigen Persönlichkeiten der Schweizer Geschichte in einer Reihe von Liedern zu feiern, die begeisterungsvolle Hingabe an die großen Vorbilder und echten Sinn der Vaterlandsliebe wecken sollten, ein Unternehmen, das in vielen Kreisen lebhafteste Zustimmung fand und nach dem Urteil des bekannten schweizerischen Staatsmannes Auguſtin Keller wohl geeignet hätte sein können, der Jugend des Landes denselben Dienst zu leisten, welchen Homer den Griechen bot. Lebhaft nahm Follen an den politischen Vorgängen seines neuen Vaterlandes teil. Sein Haus war in den vierziger Jahren, den Zeiten des Sonderbundkrieges, ein Sammelplatz aller wahren Patrioten, wie es immer eine Pflegestätte künstlerischer, besonders

*) Chronik von Neumünster, S. 434. Nachruf von G. Vogt.

dichterischer Interessen war. Follen lebte von 1847 an auf dem von ihm erkauften Gute Liebenfels im Thurgau, zog von dort im Frühjahr 1855 nach Bern, wo er am 26. December desselben Jahres sein thätiges Leben beschloß.

Zu ihm faßte Keller das Vertrauen, ihm seine Gedichte vorzulegen. Follen sichtete diese Papiere und nahm einen Teil in das „Deutsche Taschenbuch auf das Jahr 1845" auf, das von dem „Litterarischen Comptoir in Zürich und Winterthur" verlegt wurde, einem von Julius Fröbel gegründeten buchhändlerischen Unternehmen, woran Follen damals beteiligt war. Ein zweiter Teil erschien in dem folgenden Jahrgang desselben Taschenbuches für 1846, womit dieses sein Ende erreichte. Ein inzwischen entstandener Cyklus von Liedern fand im Cottaschen Morgenblatt Aufnahme. Aus diesen Bestandtheilen setzte Follen dann die erste Sammlung der Gedichte zusammen, die 1846 in Heidelberg erschien. So war denn aus dem Maler ein Dichter geworden, der sich damit nicht ohne Glück in die Litteratur eingeführt hatte. Um diesen Uebergang zu bekräftigen, hörte Keller einige Vorlesungen an der Universität, besonders Herbartische Psychologie und Geschichte der Philosophie bei Cobrik, ohne genügende Vorbildung, wie er selbst sagt, „und that sich auch sonst etwa bequemlich um, wie ungezogene Lyriker zu thun pflegen. Nur das Dichten trieb er, ebenfalls nach der Weise solcher, gewissenhaft weiter, als ob jeder Tag ohne Vers verloren wäre." *)

Aber die politischen Strömungen jener Zeit waren einer gleichmäßigen Entwickelung dichterischer Arbeit nicht günstig. Keller warf sich mitten in die Bewegungen hinein, die der Sonderbundkrieg entfachte. Zweimal schloß er sich den Freischarenzügen an, wobei es ihm ähnlich erging, wie Fritz in „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster." Auch an den religiös-philosophischen Kämpfen, die in der deutschen Colonie

*) Chronik von Neumünster, S. 431.

von Wilhelm Schulz und Julius Fröbel gegen Arnold Ruge und Karl Heinzen über Hegeltum und Atheismus geführt wurden, blieb er nicht unbeteiligt. Und wie seine Lieder damals gegen Jesuiten und Sonderbund donnerten und mit Glut die Sache der Freiheit vertraten, so stand er hier ebenso entschlossen auf der Seite der ersteren. Von seiner Gegnerschaft gegen den „langen Karl," den Heinzen, der seit manchen langen Jahren theoretisch Köpfe schneidet, aber friedevollen Herzens noch kein Tröpflein Bluts vergossen, während lautlos die Tyrannen schlachten, daß die Erde raucht," zeugt diese Strophe aus dem Apotheker von Chamounix*) noch deutlich, wie in den letzten Worten eine Aeußerung von Freiligrath nachklingt, mit dem Keller damals eine genaue Freundschaft verband, die Bächtold**) überliefert: Kuriose Kerle die Deutschen! sich über den lieben Gott zu zanken, so lange es noch Könige zu entthronen giebt.

Für unsern Dichter aber eröffnete sich aus diesen Wirren dadurch ein willkommener Ausweg, daß ihm von Seiten der Cantonsregierung ein Reisestipendium behufs einer Orientfahrt zur „Gewinnung bedeutender Eindrücke" angeboten wurde. Zur Vorbereitung für diese Reise ward ihm freigestellt, vorher ein Jahr auf einer deutschen Universität zu studieren und so begab er sich im Herbst 1848 nach Heidelberg. Allein statt den „ägyptologischen und babylonischen Dingen nachzugehen," beschäftigte er sich mit der Kunst und der Geschichte. Erstere ward ihm von Hermann Hettner, der zu jener Zeit in Heidelberg docierte, nahegebracht, dem er auch viel Anregung durch eine Vorlesung über Spinoza verdankte.***) Die Geschichte vertrat damals schon Ludwig Häußer. Auch die Vorträge, die Ludwig Feuerbach im Rathaussaale über

*) Werke, Band 10, S. 231.

**) a. a. O. Nr. 198.

***) Vgl. Jak. Moleschott: Hermann Hettners Morgenrot, Gießen 1883. Ueber Keller, S. 7. 28.

das Wesen des Christentums hielt, versäumte er nicht. Durch alle diese Dinge innerlich auf das lebhafteste beschäftigt und mächtig gefördert, schrieb er schon vor Ablauf des Winterhalbjahrs nach Zürich um die Erlaubnis zu erbitten, auch das zweite Reisejahr, statt im Orient, auf deutschen Universitäten zu verleben. Diese wurde bereitwillig erteilt. Aber wegen der politischen Ereignisse des Jahres 1849 war mit Ortsveränderungen nicht viel zu machen. Mit innigem Anteil begleitete er den badischen Aufstand, wie er selbst sagt,*) „voll Mitleid, das der Anblick abgefallener, in ihrem Bewußtsein wirr gewordener Truppen unter allen Umständen erweckt, wenn sie von fremder Hand hin- und hergeworfen werden." So ward es Frühjahr 1850, bis er den Rhein hinunterfuhr nach Köln, wo er Freiligrath besuchte, und sich dann nach Berlin begab. Hier weilte er bis 1855. Da sein Stipendium mit dem Jahr 1850 schon erloschen war, ging es ihm nicht zum besten. Die Honorareinnahmen waren spärlich und er geriet „in allerlei Nöte von jener Art, die man nicht sieht, bis sie da sind." Er hat noch Wilhelm Grimm über „Iwein" gehört, sonst aber sich der eignen Dichtung gewidmet. Gern verkehrte er in dem geistvollen Kreise des Franz Dunckerschen Hauses. Auch Varnhagen van Ense gedenkt in seinen Tagebüchern**) des „eigentümlich gehaltvollen Menschen, der ächt und brav jede Förderung verdient."

Auch in Berlin begegnen wir Keller noch auf einem sonderbaren Umwege. Allerdings entstand dort sein „grüner Heinrich," ebenso der erste Band seiner „Leute von Seldwyla," daneben aber vertiefte er sich mit Eifer in drama-

*) Chronik von Neumünster, S. 432.

**) Bd. 8, 476 (18. Dec. 1851): Brief- und Gedichtsammlung von H. Gottfr. Keller. Bd. 9, 100 (4. März 1852): erster Besuch Kellers. Keller wird noch öfters erwähnt; zuletzt Bd. 13, 78 (4. Juli 1856): ein Besuch Varnhagens bei Keller in Zürich.

turgiſche Studien, indem er möglichſt viel in die Theater ging und „nachher an Hand des mitgenommenen Zettels, den er aufbewahrte, eine Reihe von Betrachtungen und Folgerungen ſchrieb, die er für ſich aufbehielt.“ *) Bächtold ſagt geradezu, er ſei nach Berlin gegangen, um dramatiſcher Dichter zu werden.**) Freude an theatraliſchen Dingen war bei dem phantaſiebegabten Knaben natürlich von Jugend auf vorhanden. Man braucht hierbei wieder nur der überaus lebendigen Schilderungen im „grünen Heinrich“ zu denken. Er hatte aber auch ſchon als Knabe Puppenſpiele und Ritterdramen geſchrieben. So einen „Fridolin oder den Gang nach dem Eiſenhammer,“ wobei der Schmelzofen mit ſeinem Feuermeer, durch bemaltes Strohpapier mit einem Licht dahinter auf das wirkungsvollſte dargeſtellt, den Haupteffekt machte. Eine Almanach-Novelle „Bernhard von Weimar“ erzählt Bächtold nach eignen Aufzeichnungen des Dichters weiter, erſchütterte ihn ſo, daß er dem Helden mit einem ſchönen Trauerſpiele glaubte beiſpringen zu müſſen. Später als Kunſtſchüler erlebte er nach einer Aufführung von Leſſings Emilia Galotti einen erneuerten Rückfall, indem er nun wochenlang ein dickes Manuſcript mit der kraſſeſten Nachahmung füllte. „Statt Leſſings einer Orſina ſchuf ich zwei Mätreſſen, welche fortwährend mit einander zankten und ſich Fußtritte verſetzten. Der Vater des virginiſchen Opfers war ein Hiſtorienmaler mit republikaniſcher Geſinnung und Witwer, ſo daß er ganz allein über die Tochter wachen mußte. Indem mein Marinelli dem Fürſten den furchtbar ernſten Charakter des Alten beſchrieb, hielt er ihm einen ziemlichen Vortrag über den Unterſchied der Hiſtorien- und Landſchaftsmalerei, wie dieſe ein ſorglos luſtiges Völklein hervorbrächte, während jene nur von düſteren, wo nicht blutgierigen Graubärten betrieben würde, mit denen ſich nicht

*) Chr. v. N. S. 432.

**) a. a. O. N. 198.

spaßen ließe.“ Ernstlicher ward der Plan zu einer „Agnes Bernauerin“ und „Johann von Schwaben“ erwogen. Noch in seinen reifsten Jahren dachte Keller an ein Schauspiel „Savanarola.“

Diesen Zug zum Drama nannte ich eben einen Umweg, weil die gesamte dichterische Erscheinung Kellers nicht die Vermutung erweckt, daß er zum Dramatiker berufen war. Ich weiß nicht, ob sich unter seinen Papieren Bruchstücke jener Arbeiten finden, und wenn, ob Bächtold sie in den Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß mitzuteilen würdig finden wird. Aber weder die lyrische Stimmung, die in ihm so stark und lebhaft war, noch der gemächliche Charakter seiner epischen Dichtung gestattet die Annahme, daß er sich in die straffe Haltung des Dramas hineingefunden hat. Jedenfalls bestand bei ihm die Absicht, in späterer Zeit „einige jener dramatischen Projekte aus den jüngeren Jahren in Gestalt von Erzählungen erscheinen zu lassen, um die so lange Jahre vorgeschwebten Stoffe oder Erfindungen wenigstens als Schatten der Erinnerung zu erhalten und zu gewahren, ob die Welt vielleicht doch ein ausgelöschtes Lampenlicht darin erkennen wolle. Sollte es der Fall sein, wäre der Schaden, wo die Bühne wie ein Dornröschen von dem abschreckenden Verfallsgeschrei umschanzt ist, nicht groß.“ *)

Unter den Arbeiten der Berliner Zeit erwähnt er auch noch die Anfänge des „Sinngedichtes,“ das erst viel später vollendet werden sollte. Im Jahre 1852 erschienen die neuen Gedichte. Ebenso wurden die „Sieben Legenden“ begonnen und indem wir somit die Hauptwerke seiner Muse damals teils vollendet, teils sich in ihren Anfängen zusammendrängend finden, gewahren wir wenigstens, daß der theatralische Umweg ihn

*) Chr. v. N. S. 433, womit seine dortigen Aufzeichnungen abschließen. Ich mache auf die eigentümliche Wendung „vorgeschwebten Stoffe“ aufmerksam, die für die Erwägung von Kellers Sprache von Wichtigkeit ist.

nicht vom Ziel abführte und daß die Berliner Zeit nicht mit einer gleichen Niederlage schloß, wie einst die Münchener Jahre. Allerdings brachte der grüne Heinrich keinen vollen und schnellen Erfolg, da, wie noch weiter unten auszuführen sein wird, die zeitgenössische Kritik mit dem seltsamen Werke nichts Rechtes anzufangen wußte, während der alte Varnhagen einer der ersten und wenigen war, die den sonderbaren Ankömmling freundlich grüßten. Aber „Die Leute von Seldwyla," die 1856 erschienen, brachten denn doch reichlich ein, was der Roman zu versagen schien.

Nach seiner Rückkehr 1855 lebte Keller zunächst ohne weitern Beruf als dem des Schriftstellers in der Vaterstadt. Der Kreis deutscher Schriftsteller und Künstler, dem er sich wieder anschloß, hatte sich zugleich verändert und erweitert. Die alten vormärzlichen Flüchtlinge waren zum großen Teil gestorben oder in weitere Ferne gezogen, wie Freiligrath und Ruge nach England; andere traten an ihre Stelle, Georg Herwegh, Richard Wagner, Lassalle, ferner der Baumeister Semper und Friedr. Theod. Vischer als Professor der Universität. Mit Vischer verband ihn besonders herzliche Freundschaft. Dieser gedenkt*) häufigen Verkehrs mit ihm, sei es im Café Saffran oder im Gambrinus oder in Schweizerfamilien, bei Frau Heim oder im mäcenatisch-gastlichen Hause des Kaufmanns Wesendonck, wo sich nicht selten zusammenfand, was sich zu den Kreisen der Kunst und Litteratur zählte. Ein schönes Zeugnis ihrer gegenseitigen Schätzung ist der Briefwechsel, der im vorigen und laufenden Jahre der „Deutschen Dichtung" veröffentlicht ist und über manche Punkte namentlich Kellerscher Schriftstellerei Licht verbreitet. Vischer hat dem Freunde das schönste Denkmal errichtet in dem gehaltvollen Aufsatze, der im 2. Band des Alten und Neuen**) wieder abgedruckt,

*) Altes und Neues. 1882. III, 329.

**) Altes und Neues. II.

ursprünglich für die Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung *) geschrieben war. Keller hat diesen Liebesdienst in einem seiner seltenen kleinen Aufsätze **) zu Vischers achtzigstem Geburtstage aufs beste vergolten.

An Leben und Bewegung fehlte es somit nicht. Doch ist es für Kellers Wesen sehr bezeichnend, daß er sich nicht mit dem bloßen Litteraturtreiben begnügen konnte. Die gesunde schweizerische Natur kommt zum Durchbruch, er sucht eine bürgerliche Berufsstellung, zufrieden, wenn die Poesie sich als freundlicher Schmuck des Lebens wird ferner geltend machen können. Er fand endlich, was er suchte, indem er 1861 zum ersten Staatsschreiber gewählt wurde. Mit fünf gegen drei Stimmen, sagt er selbst, was in gleichem Verhältnis gebilligt und getadelt wurde. ***) Nun ward er ganz Beamter und arbeitete in seinem Berufe mit voller Hingebung. Von selbst trat sein poetisches Schaffen fast ganz in den Hintergrund. Bächtold †) führt das Wort des seligen schweizerischen Kanzlers Schieß an, Keller sei der beste pünktlichste Staatsschreiber gewesen, den die Eidgenossenschaft besessen. Gerühmt wird die Sorgfalt, die er der Sprache und dem Ausdruck jedes auch des kleinsten Erlasses der Regierung angedeihen ließ. Er selbst äußert sich über diese Wendung seines Lebens in der nach seinem Rücktritt vom Amte 1876 in Lindaus „Gegenwart“ ††) veröffentlichten autobiographischen Skizze: „Aus der amtlichen Schreibstube, die ich fünfzehn Jahre bewohnt habe, bin ich vor kurzem in die andre, die litterarische, zurückgekehrt. Indem ich während jener Zeit die Stelle des Staatsschreibers des Cantons Zürich versah, befolgte ich den bekannten Rat, dem poetischen Dasein

*) 1874. Nr. 203—10.
**) Allgemeine Zeitung 1887, 30. Juni.
***) Chr. v. N. S. 433.
†) a. a. O. Nr. 198.
††) Gegenwart 1876, Nr. 51. 1877, Nr. 1.

eine sogenannte bürgerliche Beschäftigung unterzubreiten. Glücklicherweise war es aber weder eine ganze noch eine halbe Sinecure, sodaß keine von beiden Thätigkeiten nebensächlich betrieben werden konnte und das Experiment in Gestalt einer langen Pause vor sich gehen mußte, während welcher die eine Richtung fast ganz eingestellt wurde.

Als die alte Republik Zürich mir das Amt ihres Schreibers gab, mußte ich mich vom ersten bis zum letzten Augenblick in den Geschäften tummeln und ich glaube, es ist mir das gesunder gewesen, als ein schläfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden. Die Anlehnung an jene solide Bürgerlichkeit hat einmal stattgefunden, ihren Dienst gethan und kann nun wieder mit einer andern ungeteilten Existenz vertauscht werden."

Welch bezeichnende Worte, aus denen die Ganzheit, die Ungebrochenheit seiner Natur aufs schönste hervortritt. Wie frei war dieser Mann von dem ängstlichen Haschen nach einem flüchtigen litterarischen Ruhm und doch voll Vertrauen auf die Ausgiebigkeit seines Talentes, dem er ein so langes Feiern verordnen konnte, ohne ein Vertrocknen seiner Säfte, ein Einschlafen seiner Kraft zu befürchten. Unverbrüchlich war übrigens das Schweigen nicht gewesen. 1872 erschienen die „Sieben Legenden," deren Anfänge wir in der Berliner Zeit bemerkten, 1874 der zweite Band der „Leute von Seldwyla." Auch einiges aus seiner Lyrik läßt sich bestimmt in diese Jahre setzen, namentlich auch manches Gelegenheitsgedicht, wie das Becherlied auf das eidgenössische Schützenfest in Chur 1862, Gedächtnis an Wilhelm Baumgartner 1867, auf das eidgenössische Schützenfest 1872; am Volkstage in Solothurn 1873, Schlußgesang; Prolog zu einer Theatereröffnung in Zürich 1866; Prolog zur Feier von Beethovens hundertstem Geburtstag in Zürich 1870.

An der aktiven Politik hat sich Keller nicht beteiligt, soweit sie nicht in dem unmittelbaren Kreise seiner Amts-

verrichtungen lag.*) Doch empfand er tief und ohne Freude den Sturz des sogenannten liberalen Systems 1867 und den Sieg der Demokratie. Die diesen Wechsel einleitende und begleitende Bewegung in Spott- und Streitschriften war ihm besonders zuwider und er hat sie im zweiten Bande der „Leute von Seldwyla“ mit scharfer Lauge der Satire übergossen. Auch die Schilderung der demokratischen Regierungsweise in „Martin Salander“ gehört dahin. Er blieb noch sieben Jahre auch unter der demokratischen Regierung im Amte und erkaltete nicht in Eifer und Treue. Seine politischen Ansichten aber machten einen starken Wandel durch. Aus dem feurigen Radicalen wurde ein zum Conservatismus neigender Skeptiker, der sich aber aus der Glut der Jugend eines frisch bewahrte, den grimmigen Haß gegen jede Art Unwahrheit im privaten, politischen und socialen Leben. Wer etwas andres vorstellen wollte, als er war, wer zu eigennützigem Zwecke sich spreizte oder duckte, den durchschaute Keller rasch mit seinen auf das Wesen dringenden Blicken und er pflegte mit scharfer Geißel zu züchtigen.

Nach dem Rücktritt von seinem Amte lebte Keller ganz seiner dichterischen Muße, der er noch manche reife, schöne Frucht abgewann. 1878 und 79 erschienen seine Züricher Novellen, zuerst in der Deutschen Rundschau, dann folgte die Neubearbeitung des „grünen Heinrich“ 1879, das „Sinngedicht“ 1881 und 1882, ebenfalls in der Deutschen Rundschau“, wie auch „Martin Salander“ 1886. Dazwischen fällt noch 1883 die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte.

Sein äußeres Leben verlief still und ohne große Veränderungen. Sein schlichtes Hauswesen ward von seiner mit ihm alternden Schwester einfach und geräuschlos geleitet. Er lebte sich in täglichen Gewöhnungen fest und wurzelte immer

*) Nachruf in der Neuen Züricher Zeitung 1890, Nr. 197.

mehr in einem kleinen Kreiſe, ſo daß er z. B. eine lange geplante größere Reiſe nach Deutſchland immer aufſchob, endlich ganz aufgab. Von einer Reiſe nach Wien und durch Tirol im Jahre 1874 ſpricht er in ſeinen Briefen an Viſcher.*) Er erwähnt einen Aufenthalt bei einer engliſch-wieneriſchen Alteburg-Bewohnerin (Matzen bei Brixlegg), bei der er die Nummern der Beilage der Allgemeinen Zeitung mit Viſchers Aufſatz geſehen. Die Perſönlichkeit war nicht feſtzuſtellen.

Auch ſein Umgangskreis war kein ſehr großer. Manche Veränderungen brachte natürlich das Leben der Univerſität, das durch den Wechſel der Berufungen alte Beziehungen löſte und neue knüpfte. Hielt er jene auch mit dem Herzen feſt, ſo vermißte er doch ſchmerzlich die unmittelbare Berührung. An neue Bekanntſchaften wagte er ſich nur zögernd heran und es mußte auch manche Schroffheit ſeines Weſens überwunden werden, ehe es zu einer herzlichen Verſtändigung kam. In genauſtem Verkehr ſtand er mit dem Maler Arnold Böcklin, der 1885 nach Zürich zog und ſich in Hottingen niederließ. Dieſer hat zu dem 70. Geburtstage des Dichters die goldene Medaille entworfen, die man zu ſeinen Ehren prägte. Mit der Zähigkeit des Dichterherzens hing er an ſeinen Erinnerungen, ſo auch an Lieblingsplätzen. Es war ihm eine Freude, ſagt Adolf Stern,**) die deutſchen Freunde, die ihn beſuchten, damit bekannt zu machen; das Verſchwinden der einen und anderen dieſer geliebten Stätten verurſachte ihm förmlichen Schmerz. Viele Jahre verbrachte er ein paar Abende in der Woche in dem ſchön gelegenen, ſtattlichen alten Zunfthauſe

*) Deutſche Dichtung X. Heft 1 (April 1891). Durch die Mitteilung des Briefwechſels zwiſchen Keller und Viſcher in der deutſchen Dichtung hat ſich des letzteren Sohn, Prof. Robert Viſcher in Aachen, den wärmſten Dank aller Kellerfreunde verdient. Starke Briefſchreiber waren ſie wohl beide nicht, aber ihre Briefe ſind äußerſt gehaltvoll. Auf Einzelnes wird noch hier und da hingewieſen.

**) a. a. O. S. 3.

„zur Meiſe," wo auch ich mit ihm gar manchen unvergeßlich frohen und reichen Abend verlebte. Als ich ihm aber im September 1888 unſern erneuten Beſuch anmeldete, da ſchrieb er mit einem herzlichen Willkommen zugleich zurück: „Leider iſt das hübſche Local „zur Meiſe," wo die junge Frau Profeſſor mit der jungen Katze ſo vergnügt ſpielte, eingegangen, eingegangen und verloren! Eine Bank iſt jetzt dort! Genug deshalb für heute! — aber auf gutes Wiederſehen!"

Für dieſes ſich ſtill in gewohnten Gleiſen ergehende Menſchenleben war der im Spätherbſt 1888 eintretende Tod der Schweſter ein ſchwerer, ja vernichtender Schlag. Er klagte nicht, aber ſeit jenem Tage fehlte ihm etwas. Er hatte ſchon allmählich das Schwinden der eignen Kraft bemerken müſſen, namentlich an zunehmender Schwäche der Bewegungswerkzeuge. Die kurzen Beinchen weigerten ſich den Oberkörper zu tragen, der doch auch nicht lang war, und der Gang aus der Stadt nach der ſtillen Wohnung am Zeltweg in Hottingen wurde dem Greiſe zu einer langen ſauren Mühe.*) Nun wurde er zunehmend ſchwächer. Der Feier ſeines ſiebzigſten Geburtstags, die ihm ſo viel Ehre und Anerkennung brachte, ging er aus dem Wege, indem er ſich nach Selisberg zurückzog, der jubelnde Klang ſeines Ruhmes, der von allen Seiten erſcholl, hatte etwas Ueberwältigendes für ihn. Ohne nach dem öffentlichen Beifall zu geizen, hatte er doch eine lebhafte Empfindung dafür. Seinen Wunſch, durch eine öffentliche Kundgebung ſeinem Dank einen herzlichen Ausdruck zu geben, konnte er nicht ſelbſt mehr befriedigen. Seine Freunde, namentlich Böcklin, traten für ihn ein. Seit Beginn des Jahres 1890 konnte man ſich über den raſch eintretenden Verfall ſeines Lebens nicht mehr täuſchen. Ging es auch mit ſeinem Befinden noch ab und auf, eine Heilung ſeines Zuſtandes, der doch wohl im Gehirn den eigentlichen Sitz hatte,

*) Nachruf der Neuen Züricher Zeitung, Nr. 197.

durfte niemand mehr erwarten. Er war seit jener Zeit bettlägerig und starb am 15. Juli 1890, wo ihn ein zuletzt sanfter Tod von seinen Leiden erlöste und uns einen unsrer größten Dichter nahm. Seine Beerdigung war eine gemeinsame Feier seiner gesamten Mitbürger. Alle Behörden der Stadt, alle Vereine, die Studenten der Universität und der technischen Hochschule waren an dem Zuge beteiligt, der die Leiche zunächst in das Frauenmünster führte, wo der Geistliche das Gebet, Professor Stiefel die Weiherede hielt und dann zu dem Crematorium auf dem Centralfriedhofe, wo die sterblichen Reste des unvergeßlichen Mannes nach seiner Anordnung der reinen Flamme übergeben wurden.

Ein unerfreuliches Nachspiel hatte die erhebende Feier dadurch, daß ein Verwandter von mütterlicher Seite, der Präsident eines Landgerichts, Scheuchzer, die letztwillige Verfügung Kellers über seinen Nachlaß vor Gericht angriff. Der Dichter hatte sein gesamtes Vermögen, das sich auf 80000 Fr. belief, der Vaterstadt zu gemeinnützigen Zwecken vermacht und damit seiner schönen reinen Liebe zum Vaterlande ein über das Grab hinausreichendes Denkmal gesetzt. Jener glaubte ein Recht zu haben, die Zurechnungsfähigkeit seines großen Verwandten in der Zeit der Errichtung des letzten Willens, gestützt auf die Thatsache, daß die geistigen Kräfte Kellers abnahmen, anfechten zu dürfen. So entstand daraus ein Rechtsstreit, der soviel bis jetzt bekannt, noch nicht endgültig entschieden ist, aber doch der Hoffnung noch Raum läßt, daß Scheuchzers Bemühungen vergebliche sein werden und des herrlichen Dichters Andenken auch nicht diesen Makel auf sich zu dulden braucht.

Einsam müssen wir uns das Leben Kellers vorstellen. Er war nicht verheiratet und die Schwester scheint keine ebenbürtige Genossin seines Geistes gewesen zu sein. Freilich hat die Liebe auch an seinem Herzen gearbeitet. Verriete es nicht die Reihe seiner Lieder, die sich unter der Ueberschrift „Erstes

Lieben" *) zusammengestellt finden, so würden es uns seine Dichtungen versichern. In seinen Novellen überall, wie in so manchen Gedichten bricht der Preis der Liebe, die den Mann zur Männin zieht, hervor, am ergreifendsten in einer der schönsten Erzählungen „Romeo und Julie auf dem Dorfe." Aber bedeutsam heißt eine spätere Gruppe seiner Dichtungen „Sonnwende und Entsagen." **) Er hat sich nicht durch die Liebe beglückt fühlen dürfen. Doch war er nicht in Gefahr, an gebrochenem Herzen zu sterben. Eine gesunde kräftige Natur verträgt vieles. Und man braucht nur den „Landvogt von Greifensee" in den Züricher Novellen zu lesen, der seine ehemaligen Liebsten sämmtlich zu einem artigen Mittagsessen zusammenladet, um sich eine Vorstellung davon zu machen, wie er selbst trübe Erfahrungen mit gutem Humor überstand. Aber ob er nicht doch an seinem innern Leben Schaden gelitten? Man darf kein Geheimnis daraus machen, daß Keller bei all dem Reichtum seines Gemütes, der wahrhaft goldenen Heiterkeit, die überall aus seinen Dichtungen hervorbricht und manche herbe Seite mit lichten Strahlen verkleidet, keine liebenswürdige Natur war, vielmehr bisweilen selbst seine Freunde im persönlichen Verkehr durch eine wahrhaft göttliche Grobheit in Erstaunen versetzen konnte. Bernhard Seuffert, jetzt Professor in Graz, erzählt in den Münchener Neuesten Nachrichten,***) daß er im Jahre 1881, als ihn Bibliothekstudien nach Zürich führten, eine Empfehlungskarte an unsern Dichter mit auf den Weg bekommen habe. Ob sie Ihnen etwas nützt, hatte der gemeinsame Bekannte gesagt, weiß ich nicht; vielleicht fragt Keller: Lebt der alte Esel auch noch? Aber daran stören Sie sich nicht; vielleicht ist er doch zugänglich. Von diesem nicht sehr ver-

*) Ww., Bd. 9, S. 77—99.

**) Ebenda S. 183—197.

***) Abgedruckt in der Weser-Zeitung vom 25. September 1890, Mittags-Ausgabe.

heißungsvollen Geleitsbrief Gebrauch zu machen, ſank mir der Mut in Zürich ſelbſt noch erheblich. Gute ſchweizer Verehrer des Dichters erzählten, wie der Herr Doctor durch böſen Widerſpruch gereizt, in einem beſuchten Gaſthauſe einen ihm gleichfalls empfohlenen Norddeutſchen thatſächlich bedroht habe, und ich geſtehe, daß es erſt des beruhigenden Zuſpruchs eines ſehr nahen Freundes Kellers bedurfte, die Scheu zu überwinden, den im tiefſten bewunderten Dichter durch einen neuen läſtigen Beſuch zu ſtören. Nachher ging es dann freilich beſſer, als Seuffert erwarten konnte, aber doch erſt, als ſich Keller durch einige ſchroff abfallende Bemerkungen über Philologen und philologiſche Behandlung von Dichtern dagegen geſichert hatte, als Gegenſtand litterarhiſtoriſcher Unterſuchung gemißbraucht zu werden. Conrad Ferdinand Meyer, der in dem Oktoberheft der „Deutſchen Dichtung“ *) „Erinnerungen an Gottfried Keller“ veröffentlicht hat, rühmt die Herzenshöflichkeit, die ihn in ſeinen guten Stunden und Jahren nie verließ, deutet aber damit doch an, daß dieſe eben auszuleſen oder abzuwarten waren und hat in mündlichen Aeußerungen auch andere Züge verraten, als er ſie den feinſinnigen, geſchmackvollen Aufzeichnungen für eine vornehme Zeitſchrift anvertrauen mochte. Auch die Bilder des Dichters, ſo noch das neueſte nach der Böcklinſchen Medaille zur Feier des 70. Geburtstages von Keller, zeigen den bedeutenden charaktervollen Kopf mit ernſtem ſinnenden Ausdruck, aber doch mehr abweiſend und ſtreng in ſeinen Mienen, als entgegenkommend und freundlich. Und ausgeſprochener noch als dieſes, das ganz in Profil genommen iſt, das frühere bekanntere, das jenes Heft der Deutſchen Dichtung wiederholt, mit der geneigten Haltung des Hauptes und faſt finſtern Mienen. Wie viel dieſer Herbheit auf Rechnung ſeiner Abſtammung zu ſetzen, wie viel

*) Jahrgang 1890/91, IX. Band, I. Heft.

Lebenskampf und Leid hinzugefügt, ist gewiß schwer zu entscheiden. Daß die Grobkörnigkeit der Natur den helvetischen Eingeborenen anhaftet, ist eine bekannte Thatsache. Reingehaltene Stämme, wie es von dem allemannischen in der deutschen Schweiz gesagt werden kann, pflegen in ihrer ausgeprägten Stammesart meist mehr Ablehnendes, Selbstbewußtes zu tragen, als Völker und Volksstämme, die aus einer Mischung verschiedener Elemente hervorgegangen sind. Und eben den Schweizer kann man nie in unserm Meister Gottfried verkennen. Meyer sagt in dem schon angezogenen Aufsatz: am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der That der eines Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt. Und nun mustere man seine Schriften vom „grünen Heinrich" an, die „Leute von Seldwyla," die Züricher Novellen, vor allem den „Martin Salander," in dem das Schmollen und väterliche Strafen besonders zutage kommt. Oder seine Gedichte. Der ganze Abschnitt: Festlieder und Gelegentliches *) enthält nichts als den Preis und Ruhm des Vaterlandes. Selbst wenn er einen Prolog zur Schillerfeier (1859) dichtet, wird man den Schweizer nicht verkennen, der mit Stolz sagt:

Uns hat das Schwert das Vaterland gegründet,
Wies uns behagt, ein warm gebautes Haus.
Die eigne Treu, dazu die Gunst des Himmels,
Ein freundlich Glück im Sturmgewog der Zeiten
Erhielten uns das Haus mit seinem Wappen,

und bei aller Bewunderung für den großen Dichter seine Wirkung doch in enge Beziehung setzt zu dem was für sein Vaterland gerade darin von Bedeutung war:

*) Ww., Bd. 9, S. 199—272.

Doch ist der Augenblick uns nicht das Höchste!
Drum führt der kinderfrohe Schweizermann
Der Jugend Scharen auf die freien Fluren,
Da läßt er kühn sie in der Sonne spielen,
An Tage sinnend, wo er nicht mehr lebt,
Und denkt er ehrend der Vergangenheit:
Des Landes Hoffnung liebt er wie sich selbst.
Der Enkel Wohlfahrt wägt er als die eigne,
Das ist die schönste Krone, die ihn ziert.

Und gerade als Mittel dazu ist ihm Schillers Dichtung willkommen:

Zur höchsten Freiheit führt allein die Schönheit,
Die ächte Schönheit nur erhält die Freiheit. —
Nicht ists die Schönheit, die Despoten pflegen,
Der Unterworfnen blödes Aug' zu blenden,
Mit trügerischem Reiz das Land bethörend —
Die Schönheit ists, die Friedrich Schiller lehrt,
Die süß und einfach da am liebsten wohnt,
Wo edle Sitte sie dem Reiz vermählt
Und der Gedanken strenge Zucht gedeiht.

Ueberall das stolze Kraft- und Selbstgefühl des freien Sohnes eines freien Volkes, und der doch reiner Mensch genug bleibt, daß er nicht ganz in den Schranken des Nationalgefühls erstickt, vielmehr mit der treffenden Mahnung schließt, die jedes Herz berührt:

Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
Doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht.

Der Musik Beethovens weiß er in seinem „Prolog zur Feier von dessen hundertstem Geburtstag" 1870*) eine solche speciell schweizerische Wendung oder Bedeutung nicht abzugewinnen. Hier ist es nur die Feier des größten Meisters der Töne, womit er die wuchtigen Strophen füllt. An das Bild der Nachtigall anknüpfend, die den Streit der Völkerschlacht für Frühlingsluft, den Tod für holdes Minnen hält und

*) Werke IX, S. 165.

wetteifernd mit Drommetenklang und der Gefallenen Wehelaut ihre Triller ſchmettern läßt, betrachtet er Beethovens Eintritt in die Welt —

als des Jahrhunderts Thor
Aufſprang mit ehrnen Pforten,
Ein roter Morgen trat hervor,
Mit ihm ein endlos langer Chor
Von blutenden Cohorten —

Da ſaß ein ſtiller Mann im Land,
Dem war Gewalt gegeben,
Zu wirken mit gefeiter Hand
Ein tauſendtönig Zauberband
In das empörte Leben.

Nicht ſorglos wie die Nachtigall
Hat er ſein Lied geſungen;
Es war der großen Klage Schall,
Die Menſchenherz und weites All
Geheimnisvoll durchdrungen.

Und wenn er dieſer herrlichen Würdigung die Schlußſtrophe hinzufügt:

Ein Cäſar liegt — mit goldner Zier
Wird ſich der Deutſche krönen;
Sein Donner grollt — doch ferne hier
In goldnem Frieden laſſen wir
Des Zaubrers Lied ertönen —

ſo verrät ſich darin eine ſchöne Anteilnahme an den großen Vorgängen unſres Kriegs- und Siegesjahrs, in die Form einer ihrer Erfüllung ſicheren Vorausſetzung gekleidet. Dieſe Geſinnung ſpricht ſich auch in dem Briefwechſel mit Viſcher*) aus. Sein Schreiben vom 1. Oktober 1871, das erſte der in der deutſchen Dichtung mitgeteilten, ſchließt er mit den Worten: Ich möchte Ihnen gern einläßlich zum Krieg und deutſchen Reich gratulieren und über die Franzoſenborniertheit fluchen,

*) Deutſche Dichtung. Band IX, S. 183.

die sich beim großen Haufen in unsrer alten Schweiz breit machte und noch glimmt; aber das würde mich jetzt zu weit führen. Vischer antwortet darauf unter dem 18. Oktober 1871: Ich habe gar oft an Sie gedacht bei der (politischen) Umwälzung (von 1867/68) in Zürich und dann während unsres Krieges. — Daß Sie im deutschen Krieg nicht bei den „Neutralen" sein werden, war ich von Anfang an überzeugt. Der Sieg Deutschlands kommt doch gewiß mittelbar auch der Schweiz zu gut, denn daß Deutschland den europäischen Frieden will, ist doch gewiß kein leeres Geschwätz. Wer den Nachbar nicht in Ruhe läßt, bedroht jeden Nachbar; ein mürb geschlagenes Frankreich neben sich zu haben, kann der Schweiz nur erwünscht sein. Später heißt Keller dann Vischers herrlichen Scharteumeyerschen Schwanengesang und Siegesdenkmal herzlich willkommen. Wir nehmen von solchen Aeußerungen deutschfreundlicher Gesinnung um so lieber Kenntnis, als Keller nicht immer die würdigsten Vorstellungen von unserm Vaterlande verrät. Man kennt den Stolz des Republikaners, der seiner Mannes- und Menschenwürde sicher mit vornehmem Mitleide auf den Unterthan der Monarchie blickt. Schon in Schillers Tell klingt das an, in dem Gespräch des Vaters mit seinem Sohne, welches diesem das schöne fruchtbare Land verleidet. So dichtet Keller ein reizendes Lied „Gegenüber." *) Er steht am Rhein, jenseits mein lieb Badenserland und hier schon Schweizerfelsenhang.

Kein Schloß, kein Dom ist in der Näh,
Nur Wälder schauen in die Flut!
Von Deutschland schwimmt ein fliehend Reh
Herüber, wo es auch nicht ruht.

Und in der Stromeseinsamkeit
Vergeß' ich all den harten Span,
Versenke den verjährten Streit
Und hebe hell zu singen an:

*) Werke IX, S. 165.

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du ſtiller Ort am alten Rhein,
Wo ungeſtört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutſcher ſein!

O ſteigt zum Himmel, Lied und Wort,
Schwebt jubelnd ob dem tiefen Rhein!
Hier iſt ein ſtiller Freiheitsport,
Und hier wie dorten ſchweigt der Hain.

Nun beachte man aber die Schlußſtrophe, die in ihrer Spitze nicht ohne eine komiſche Wirkung iſt:

Da raſchelts drüben, und der Scherg
Zweifarbig reckt das Ohr herein —
Ich fliehe raſch hinan den Berg —
Ade, du ſtiller Ort am Rhein.

Armer Helvetier! und dann wollen wir uns noch wundern, daß man dem armen Wohlgemuth ſo unhold mitſpielte! Wenn das geſchieht am grünen Holze!

Noch ſchneidender iſt dieſer Stolz des freien Schweizers in dem „Cuiraſſier“ ausgedrückt, der volkstümlich gehalten mit dem Kehrreim: „den ſchlanken, den blanken, den ſchweren Cuiraſſier“ jede Strophe ſchließt, aber erzählt, daß dieſer ein „Hungercuiraſſier“ war, der den Fremdling um einen Groſchen zu Brot anbettelt — als ob! Stelle man dagegen den Preis der Wehrhaftigkeit des eignen Volkes in dem Marſchlied für das oſtſchweizeriſche Cadettenfeſt (1856). Oder den Preis ſchlichter Einfalt und reinen Naturlebens in dem ergreifenden Gedicht am Sarge eines neunzigjährigen Landmannes vom Zürichſee. Da ſieht man den echten Schweizer in dem ganzen Wohlgefühl, aber auch in dem ganzen Selbſtgefühl ſeines angeſtammten Volkstums.

Aber das ſind kleine Wölkchen an dem großen blauen Firmamente von Kellers Poeſie, die den reinen Glanz nur wie ein Schönpfläſterchen heben und vertiefen. Und ſeiner hohen Vaterlandsliebe wollen wir darum nicht minder auf-

richtige Ehrfurcht zollen. Lieder, wie das Marſchlied für die ſchweizeriſchen Cadetten, der Schweizerdegen, an das Vaterland verbinden echte Stimmung mit reiner dichteriſcher Haltung. Beſonders dem Augenblick, für den es beſtimmt war, angemeſſen iſt das Lied von der Landesverſammlung zur Tilgung der Sonderbundskriegsſchuld 1852.*) Man kennt den tiefen Riß, den jener Krieg in das ganze Volk gebracht hatte, die Erbitterung, die ſich als Stolz im Sieger, als Empörung im Beſiegten feſtzubeißen drohte, da war es gut, daß Verſöhnung und Liebe den Zwiſt beglich.

Doch nun der Streit geſtritten iſt,
so ſind wir wie Ein Mann,
Ein Mann, der ſich bezwungen hat,
und niemand gehts was an. —

Was ſoll nun noch das Schuldenbuch,
der ſchnöde Koſtenpunkt? (!)
Ein Wicht, der ſich bezahlen läßt
das Glück, womit er prunkt! —

Du Schreiber in der Halle dort
zerreiße flugs den Wiſch,
Denn ſieh, ſchon drängt ſich Kind und Greis
um deinen Rechentiſch.

Was bedürfen wir weiter Zeugnis? Die freudige Vaterlandsliebe unſers Dichters, die in dem guten Grunde der Gerechtigkeit und Freiheit wurzelt, hat ſich ihr unvergänglich Denkmal geſtiftet.

Die dreiundzwanzig Gelegenheitsgedichte,**) in denen dies beſonders geſchieht, bilden nur einen geringen Bruchteil ſeines lyriſchen Schaffens, ſie erſtrecken ſich aber über den ganzen Verlauf ſeines Lebens. Schon in der erſten Ausgabe ſeiner Gedichte (1846) fanden ſich einige: „An das Vater-

*) Werke IX, S. 201.

**) Die Gedichte in der Geſamtausgabe zeigen dieſe um die beiden letzten Cantaten gegen die Ausgabe von 1883 vermehrt.

land," „Wegelied." Daß dieſe außerhalb der Grenzen ſeines Landes wenig bekannt wurde, lag zum guten Teil an dem ausgeprägt ſchweizeriſchen Charakter vieler dieſer Lieder. Es iſt oben darauf hingewieſen, daß die Teilnahme an den innern Kämpfen und politiſchen Erregungen der Zeit, namentlich dem Streit um die Austreibung der Jeſuiten und dem dadurch veranlaßten Sonderbundskrieg zuerſt ſeine Lyrik in Fluß brachte. In der That laſſen die darauf bezüglichen Lieder an Kraft der Stimmung und Deutlichkeit des Tones nichts zu wünſchen übrig. Die Sonderung der Gedichte nach der Zeit ihrer Entſtehung iſt ſchwierig, da auch in der neuen Geſamtausgabe bei den meiſten jede Angabe des Jahres, dem ſie entſtammen, fehlt. Sicher aber gehört zu jenen frühſten Früchten ſeiner Muſe das Meiſte aus dem kleinen Abſchnitt: Pandora (Antipanegyriſches),*) ſo der Apoſtatenmarſch, Schlechte Jahreszeit, Lied vom Schuft, Jeſuitenzug 1843, auf Maler Diſtelis Tod, die öffentlichen Verleumder. Man braucht nur eines davon aufzuſchlagen, um ſich an dem feſten mannhaften Groll, der daraus ſpricht, zu erfreuen. Hier ſpürt man nichts von dem gewählten vornehmen Klang, der ſonſt Kellers Lieder auszeichnet. Die bezeichnendſte, ſtärkſte Wendung iſt die beſte, wenn ſie nur den ehrlichen Haß gegen das Dunkle, Freiheitsmörderiſche, Gemeine genügend atmet. Der Apoſtatenmarſch und Jeſuitenzug haben mit ihrem Kehrreim etwas, was an Volkslieder erinnert. Sie könnten, in paſſende Töne gekleidet, gleich ſo von Mund zu Mund als Schlachtlieder gegangen ſein. Es iſt ein Tribut, den er ſeiner Zeit darbrachte. Aber es iſt doch nicht blos der vergängliche Klang des Tages, den der Dichter hinein bannt. Schon darin, daß er uns dieſe bedeutſame Seite ſeines Weſens erſchließt, liegt die Rechtfertigung für die Aufnahme auch dieſer Gedichte in ſeine Sammlung, wovon man

*) Werke Band IX., S. 275 ff.

ſie ſonſt vielleicht ausgeſchieden wünſchen könnte. Nein, dieſer Zug durfte in dem Geſamtbilde des Dichters nicht fehlen. Wir müſſen auch den echten Vaterlandsfreund, den mannhaften Streiter für Recht und Wahrheit zu uns ſprechen hören. Und wer möchte nicht noch jederzeit in den Schlußſeufzer aus vollem Herzen einſtimmen, zu dem ſich die „ſchlechte Jahreszeit“ zuſpitzt:

Es iſt ein harter Stand:
Mit Schurken atmen gleiche Luft
Im engen Vaterland!

Es iſt immerhin nur ein kleiner Poſten ſolcher Gedichte, die bei weitem größte Zahl widmet ſich den allgemeinern Gebieten der lyriſchen Stimmung, der Natur, dem Herzensleben. Und hier iſt der Reichtum der Poeſie bei Meiſter Gottfried ſehr groß. Und wüßte man nicht, daß oft genug das Gute, ja ſogar das Beſte einen ſchweren Kampf ums Daſein in der Welt des Geiſtes zu beſtehen hat, der nicht dem erſten Anlauf gleich den Sieg verheißt, ſo müßte man ſich freilich wundern, daß Lieder von der Innigkeit und Tiefe der Empfindung, wie der eigenartigen Schönheit und Fülle des Ausdrucks, dem weder Glanz der Bilder, Kühnheit der Metaphern, noch eine liebenswürdige Schalkheit fehlen, nicht ſchon längſt in die weiteſten Kreiſe der dichteriſchen Gemeinde gedrungen ſind. Da müßte man nun freilich Lied um Lied ausſchreiben oder betrachten, um hierfür den Beweis ganz zu erbringen. Ich habe jedesmal, wenn ich mich in den erſten Abſchnitt der Gedichte vertiefe, deſſen Geſamttitel „Das Buch der Natur“ iſt, einen feierlichen Eindruck, als wenn ich die hohe, gewölbte, ehrwürdige Vorhalle eines herrlichen Tempels beträte. Eins der Gedichte „Am Himmelfahrtstage 1846“ trägt eine Jahreszahl. Es iſt ein Widmungslied „mit den erſten Gedichten.“ Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die meiſten Lieder dieſer Gruppe der reifſten Periode des Dichters angehören. Jedenfalls ſind es ſorgfältig ausgeſiebte goldene

Körner von reichem Inhalt. Vieles Minderwertige mochte davon abgestäubt sein. Ein ernst-schalkhaftes „Spielmannslied“ eröffnet den hohen Reigen, das mit der biblischen Parabel von dem Säemann seinen frommen Scherz treibt und den Dichter nicht höher schätzen mag als den „offnen Weg, wo's rauscht und fliegt zu jeder Stund.“ Innigste Naturbeseelung spricht aus den Liedern „Stille der Nacht“ und „Unruhe der Nacht,“ und „Unter Sternen,“ alle so wohl komponiert, kräftig in der Empfindung zu wertvoller Spitze gesteigert. Selbst wenn so zu sagen der eigentliche Ertrag des Gedichtes nicht einmal sehr groß ist, bleibt doch eine wirksame Stimmung zurück. So in dem ersten der beiden Gedichte: Trost der Kreatur:

Wie schlafend unterm Flügel ein Pfau den Schnabel hält,
Von luftgen Vogelträumen die blaue Brust geschwellt,
Geduckt auf einem Fuße, dann plötzlich auf einmal
Im Traume phantasierend das Funkelrad erstellt;
So hing betäubt und trunken, ausreckend Berg und Thal,
Der große Wundervogel in tiefem Schlaf, die Welt;
So schwoll der blaue Himmel von Träumen ohne Zahl,
Mit leisem Knistern schlug er ein Rad, das Sternenzelt.

Ein Bild mit Deutung! und doch ein echter Klang schöner Naturmystik. Großartig ist „Die Wetternacht,“ vielleicht das schönste aller Kellerschen Lieder:

Der Sturm erwacht, es dunkelt allerenden,
Jetzt oben hinter jenen Wolkenwänden,
Dort muß die Sonne untergehn;
Dort ist es abendklar und goldenhelle:
Und sind nun Lilie, Rosenhag und Quelle
In einem seligroten Glanz zu seh'n —

wie kühn dann die Bilder, die ganz an Lenauschen Ausdruck erinnern und doch neu sind:

Des Windes Peitsche fühlt die Haide streichen,
Asketisch beugen sich die ernsten Eichen,
Die Nacht wankt finster in das Land herein.

Und durch die von Stürmen durchbrauſte Finſternis, aus der reines Leid, heilger Schmerz dem Dichter entgegendringt:

Weiß, wie entſtiegen einem Marmorgrabe,
So wandelt her ein ſchöner ſchlanker Knabe,
Einſamer Bergmann in dem lichten Schacht.
Willkommen Tod, dir will ich mich vertrauen.
Laß mich in deine treuen Augen ſchauen
Zum erſten male feſt und klar!
Wie wenn man einen treuen Freund gefunden,
Kaum noch von der Verlaſſenheit umwunden,
So wird mein Herz der Qual und Sorge bar. —
Tief ſchau ich dir ins Aug, das ſternenklare,
Wie ſtehn dir gut die ſchwarz gelockten Haare,
Wie ſanft iſt deine kühle Hand!
O lege ſie in meine warmen Hände,
Dein heilges Antlitz zu mir nieder wende!
Wohl mir, daß ich dies traute Wiſſen fand. —

Und ſo darf denn der Dichter ſchließen, daß er dem im Oſten aufſteigenden Sonnenſchild als ein andrer entgegentritt:

Der ich die Furcht des Todes ſtill verlor!

Das iſt echter Mannesſinn, keine weiche Schwärmerei. Denn für ſolche hat des Dichters weite Bruſt nicht Raum. Er hängt mit allen Faſern ſeines Daſeins an dieſem Leben, in dem er ſich regen und ſeine Kraft gebrauchen will. Mit dem gleichen einem ſtarken Willen entſpringenden Triumph über den Tod ſchließt auch der ſchon der frühern Zeit angehörige Cyklus: „Lebendig begraben,“ worin die Empfindungen eines ſolchen Unglücklichen mit aller Innigkeit des Nachgefühls ausgedrückt werden. Das Schreckliche, was der Darſtellung anhaften könnte, iſt wohlthuend gemildert durch die kühle Ruhe, die dem Leidenden angedichtet wird, der die Eindrücke mit einem gewiſſen naiven Behagen auf ſich wirken läßt, und mit den Worten vom Leben, dem er nicht zurückgegeben wird, Abſchied nimmt:

Doch bin ich frei, das Weh hat sich gewendet,
Der seine Strahlen durch das Weltall sendet,
Er läßt auch Zeit und Raum in diesem Schrein,
Ich bin allein, und dennoch nicht allein! —
Schon seh ich schimmernd fließen Zeit in Zeiten,
Verlieren sich in unbegrenzte Weiten
Gefilde, Bergeshöhen, Wolkenflug,
Die Ewigkeit in Einem Atemzug!
Der letzte Hauch ein wallend Meer von Leben,
Wo fliehend die Gedanken mir entschweben!
Fahr hin, o Selbst! vergängliches Idol,
Wer du auch bist, leb wohl du, fahre wohl!

Eine Religion des Diesseits, wie man sieht, kein Versuch, durch den Glauben, durch einen angsterfüllten Seufzer die Brücke in das dunkle Reich der Ewigkeit zu schlagen. In dem schönen Gedichte „Rosenwacht" schildert er einen sterbenden Jüngling, an dessen Lager ein Rosenstrauß duftet. Auch der Geistliche fehlt nicht, „das Kirchenmännlein mit dem schwarzen Buch."

Du armer Dunkelmann, was suchst du hier?
Die Menschen nicht, noch Blumen lauschen dir!
Nach Westen neigen sie sich insgesamt:
Die Sonne hält das heilge Totenamt.
Wie abendschön des Kranken Antlitz glüht,
Daß kaum man weiß, wie schön der Tod da blüht!
Sein Nachtmahlskelch ist flüssig Sonnengold,
Wie durstig trinkt er diesen Lebenssold.

Ergreifend ist dann der Gegensatz betont, wie das junge Menschenleben mit dem letzten Sonnenstrahl verhaucht, die Blumen aber bleiben frisch und rot.

So halten die Vergänglichen die Wacht
Beim stillen Manne bis zur dritten Nacht;
Dann legen sie bescheiden ihr Gewand
Dem Herrn des Lebens in die Vaterhand.

Ein religiöser Dichter ist Keller gewiß nicht. Die Kirche mit ihren Stiftungen und ihren Glaubenssätzen muß sich

manchen Stich und Stoß gefallen lassen. Aber alles menschlich Große, Wahre, Schöne trägt er in ernstem reinem Sinn, ein echter Künstler, gesund und offen. Darum ist ihm vor allen Dingen auch alles verhaßt, was an Heuchelei, Zweideutigkeit, Ränke erinnert.

Auch anderwärts rührt er die Hand zu rüstiger Abwehr. Ein tüchtiger wohlbestandner Mann, zumal ein Deutscher, liebt auch einen guten Tropfen und einem frischen heitern Gesellen geht das Herz dabei auf. So ladet uns auch Meister Gottfried von Zürich zu einer Trinklaube, wo es sich gar heiter und anmutig weilen läßt. Er singt vom Wein und den schönen Mädchen sogar in Ghaselen, er weiß von zwei alten französischen Dichtern, die zugleich mannliche Trinker waren, zu erzählen. Schalkhaft mit seligem Ausblick auf die südlichen Gestade, wo Ischia, Capri und Sorrent im Scheine der goldnen Sonne blinken, preist er den Zauber und die Kraft der Lacrymae Christi. Aber er vergißt auch nicht den herben, heimischen „Landwein," die Frucht des eigenen Bodens, den Stolz und die Freude des derben Bauersmanns, der Gottes Gabe darin erkennt, der geben kann und nehmen. Wohl uns, wenn beides bei uns ein mutiges Bequemen findet. Aber wenn der Deckel vom Herzen springt, dann erwacht auch der Groll und die Spottlust und so reiht sich denn auch manches Epigrammatische hier ein, worin sich treffliche Gedanken abgelagert finden. Auch hier ist es namentlich das Unwahre, Gemachte, dem die schärfsten Verweise gelten, so wenn er „Rhetorischen Histrionen" zuruft:

Einer flötet wie Honig so süß, der Andere lümmelt,
Doch vor dem gleichen Trümeau wurden die Reden studiert,
Denk an die Leere des Spiegels, sobald das verlogene Wesen
Dir den redlichen Sinn irre zu führen versucht.

Oder schadenfroh schaut er einem „Goethe-Philister" zu:

Den mit trocknen Erbsen angefüllten Schädel
Taucht er jauchzend in des klaren Meeres Wellen,
Das man Goethe nennt: nun schauet achtsam,
Wie die Nähte platzen, wenn die Erbsen schwellen.

Und als echter Mensch der modernen Zeit weiß er auch vom „Parteileben" allerlei Gutes und Feines zu sagen.

Wer über den Partein sich wähnt mit stolzen Mienen,
Der steht zumeist beträchtlich unter ihnen.

Auch hier wieder die Betonung der Aufrichtigkeit und Treue:

Halte fest an der Partei, wenn du ein Parteimann bist,
Aber unentwegt verleugne jeden Lügner und Sophist.

oder noch stärker:

Als Gegner achte, wer es sei!
Strauchdiebe aber sind keine Partei.

Und wiederum ein Zeichen richtiger Gesinnung:

Betrachtet eurer Gegner Schwächen
Und lernt, am besten euch zu rächen,
Das eigne Unkraut auszustechen.

Ich will auf die Einzelbetrachtung verzichten. Das wird ja aus dem Angeführten klar geworden sein, welch eine durch und durch starke, auf eignen Wert gestellte Natur Keller war, wie er dem zarten und feinen Empfinden einer mit goldnen Saiten bezogenen Dichterbrust einen harmonischen Ausdruck ebensowohl zu verleihen weiß, wie dem starken, ernsten Sinn des Mannes. Er ist in Wahrheit ein echter Realist, der mit beiden Füßen auf dem heimischen Boden stehend, das Leben nimmt, wie es kommt, sich mit seinen Kämpfen ruhig und des Erfolges sicher auseinandersetzt, unentwegt seine Pflicht thut und seine Freuden mit Mäßigung und weisem Behagen auskostet. Vor Scherz und neckischem Wesen schreckt er nicht zurück. Selbst in das Ernste drängt

sich oft genug der Schalk herein und man spürt überall etwas von jener echt dichterischen Ironie, die bei aller freudigen Hingabe an den Stoff doch den Blick unverschleiert und die Seele unverworren behält, sodaß er sozusagen immer über dem Gegenstande bleibt. Eine wild gährende Leidenschaft liegt ihm fern. Es weht ein Zug milder, um nicht zu sagen kühler Alpenluft durch dieses Herz und von da aus durch seine Gedichte. Er wird niemals pathologisch, sondern bleibt überall der volle Künstler. Dieser Zug entfremdet ihn auch unserer jüngsten Dichtung. Einer ihrer Wortführer, Julius Hart, hat ihm gleich nach seinem Tode *) einen Nachruf gewidmet, der nach allem Rühmlichen, was er davon zu sagen weiß, doch mit den Sätzen schließt: „Der Atem der großen Kunst (?) blieb Keller versagt. Fortleben wird er, wenn auch nicht für die große Volksgemeinde, für die kämpfende Menschheit, so doch für einen engeren Kreis genußfroher Feinschmecker und Kunstkenner. Unser Volk bedarf einer andern, neuen Kunst, einer Kunst des Inhaltes, der Begeisterung, der Idee.“ Das sind volltönende Worte, denen wir nicht alle Berechtigung absprechen wollen. Nur kann man den Jüngsten nicht oft genug zurufen, daß Geistiges will geistig gemessen sein und die Dichtkunst doch vor allem Kunst, d. h. Gestaltung des Schönen, ist und daß sie am besten sich dadurch an den Gegnern rächen, daß sie lernen, das eigne Unkraut auszustechen. Und gerade die vornehme Künstlernatur sollte man in Keller niemals verkennen und darum sein Zeugnis, sein Einstehen dafür wohl in Ehren halten. Man wird bei seinen Gedichten und nicht nur hierbei daran gemahnt, daß er ursprünglich ein Maler war oder es wenigstens hat werden wollen. Die Anschauungen stellen sich ihm wie ein Bild zusammen, die Züge verdichten sich wie Licht und Schatten auf dem Blatte

*) In Nr. 166 der Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau.

des Zeichners und die ſtarke Bildlichkeit und Sinnlichkeit der Sprache trägt dazu bei, dieſen Eindruck zu verſtärken. Auf die Unmittelbarkeit ſeiner Wahrnehmungen und die Schärfe ſeiner Beobachtungen wird noch künftig hinzuweiſen ſein. Nicht umſonſt hat er die Aufgabe des Künſtlers darin geſehen: „Wahrheit mit Fülle zu ſagen.“ Bei den Gedichten muß der innere Eindruck das Zeugnis für ihre Wahrheit ablegen. Die Fülle beſorgt die Sprache, die Form. Und darin erweiſt ſich erſt recht ſein künſtleriſches Bewußtſein.

B. Seuffert ſagt in der oben berührten Aufzeichnung: „Auf die Geſtaltung wandte dieſer poeſiereiche Menſch eine ängſtliche Sorgfalt.“ Nur daß das Ergebnis jedes Gefühl des ängſtlichen Bemühens aufhebt. Der Stoff erſcheint ganz und ohne jeden Zwang durch die Form gebändigt. Nichts zeugt noch von der Arbeit, die dabei aufgewendet ward. Ein völliger Sieg iſt errungen und dieſer Sieg erſcheint mühelos, eben weil er ſo völlig iſt, wie er dem wahren Künſtler ziemt. Dieſer glänzende Triumph der Geſtaltung übt einen mächtigen Reiz auf den Empfangenden aus. Mag ſein, daß er mehr Sache des Feinſchmeckers und Kunſtkenners iſt. Aber wer möchte dieſen echten und reinen Genuß an vollendeter Form jemals miſſen. Von da aus verſteht man die Verachtung, mit der Platen „auf die geſtotterte Phraſe der Unkunſt“ herabſieht. Und wohin man in den Gedichten Kellers blickt, da fehlt es an nichts. Es iſt wahr, Sonette und Ghaſelen gelten nicht mehr für ganz zeitgemäß. Selbſt die redlichen Söhne der Antike, der würdige Hexameter und ſein neckiſcher jüngerer Bruder, der Pentameter, ſind auf den Ausſterbeetat geſetzt. Groß iſt der Beſtand an dieſen fremden Kindern bei unſerm Keller nun eben nicht. In der Trinklaube, in der Erinnerung an den Allerweltsſchwärmer Hafis, wird man über die Erneuerung ſeiner künſtlichen Strophe, die für uns ſo leicht etwas Rhetoriſches hat, vielleicht milder denken. Die antiken Lehnverſe ſind auf Epigramme beſchränkt. Größer iſt

die Zahl der Sonette, weil der künſtliche Bau dieſe Strophe doch immer wieder das Verlangen weckt, ihr Geheimnis zu ergründen und das ſtarre Maß mit friſchem Leben zu durchdringen. Sie ſind nicht alle muſterhaft im Bau, Keller gönnt ſich manche Freiheit, die vom ſtrengen Geſetz verpönt iſt. Aber ich glaube auch die Vermutung wagen zu ſollen, daß ſowohl die Ghaſelen, wie auch die Sonette ſeiner ältern Zeit angehören. Und im übrigen erblickt man eine Mannigfaltigkeit echt heimiſcher Strophen, die auch den, welchem jene Fremdlinge nicht ganz willkommen ſind, für ihr Eindringen reichlich entſchädigen mögen. Da wird immer der Ton getroffen, der für die Stimmung der angemeſſenſte iſt. Wie es der lyriſche Dichter liebt, der gerade dieſe ſucht, ſind es meiſt kurze, flott gebaute Strophen, oft ganz ſangbar und das Gewand der Töne gleichſam fordernd, mit Kehrreim oder ohne ihn, mit reichem oder ſparſamem Schmuck der Reime. Dieſe rein und wohllautend. Ohne die alten Bekannten, wie Bruſt, Luſt u. dgl. ganz zu meiden, iſt doch auch vieles eigenartig und vollklingend, niemals geſucht oder gekünſtelt. Die Länge oder Kürze der Silben iſt nicht immer ganz genau beachtet — gethan und an —, und von der modernen Ueberfeinheit, die nicht mehr mit der Reinheit des Klanges zufrieden iſt, ſondern ſogar volle Genauigkeit auch für das Auge fordert, weiß unſer ehrlicher Schweizer noch nichts. Was klingt, iſt gut, möchte ſein Wahlſpruch lauten. Und für jene Unachtſamkeit gegen die verſchiedene Länge der Ausſprache darf wohl ſein helvetiſches Ohr mit in Anſpruch genommen werden. Sonſt zeigt ſich keine Spur von Dialekt, eine Bemerkung die auch von Seuffert beſtätigt wird. Das Einzige, was daran erinnert, iſt eine Bevorzugung der Verkleinerungsformen, wie Seelchen, Feuerlein, ſelbſt Blütlein im „Sonntagsjäger" (IX, 63), die dem Süddeutſchen ja überhaupt näher liegen, als uns im Norden, aber auch dem Ausdruck ſein Herzliches und Trauliches geben.

Daß sich Keller von der Hereinziehung des volksmäßigen Ausdrucks frei hielt, war nicht in einem absichtlichen Abwenden von dem Volkstümlichen begründet. Davon zeugen seine Novellen auf das bestimmteste. Aber auch in den „vermischten Gedichten" findet man ein Trüppchen „alte Weisen," die ganz den Volkston suchen und meist auch finden. Ich will den „milchjungen Knaben" preis geben, aber ich will sie im allgemeinen sehr in Schutz nehmen. Das kurzangebundene des Ausdrucks, den kecken Wurf der Spitze, die das echte Volkslied zieren, trifft man auch hier auf das beste und die kurzen leichtgeschürzten Strophen, die alle das alte nie ausgesungene Lied von der Liebe Lust und Leid, das ja gerade im Volkslied seine rechte Heimat hat, abwandeln, klingen beim Lesen wie lauter Musik und schmeicheln sich nach bekannter Weise in unser Ohr.

Vermissen wird man in der Sammlung dieser schönen Poesien alles eigentlich Balladenmäßige. Gerade bei dem malerischen Blick, den Keller so vielfach beweist, sollte man auf eine reiche Ausbeute gefaßt sein. Immer aber trägt es die lyrische Stimmung über ihn davon. Ich deutete schon oben an, daß ich hierin einen der wesentlichen Unterschiede seiner Dichtung von der seines Landsmannes Meyer finde. Es fehlt nicht ganz daran, unter den vermischten Gedichten birgt sich auch einiges dieser Art, teils ernst, teils launig, so der Taugenichts, Waldfrevel, der alte Bettler, der Schöngeist, David und andres. Doch vermißt man teils das Gedrungene, kraftvoll Kurze der Haltung, teils auch das oft mehr Andeutende als Ausführende der Darstellung, was Meyers Balladen adelt. Bei Keller überwuchert die lyrische Stimmung, nicht das Bild als solches ist ihm die Hauptsache, sondern der Eindruck, den er davon empfängt, und in der Behaglichkeit des Ausspinnens lauert oft genug der Schalk, dem es um einen kecken Gegensatz oder einen blanken Seitenhieb zu thun ist. Dagegen findet man aus-

geführtere Cyklen romanzenartiger Gedichte in „Lebendig begraben," der „Feuer-Idylle," dem „Apotheker von Chamounix." Höher noch als das erste dieser drei Gedichte, von dem ich oben schon gesprochen habe, steht das zweite. Die Feuer-Idylle schildert in kurzen aneinandergereihten Bildern die einzelnen Momente eines Brandes, in dem das Haus und der Hof eines traurigen Geizhalses zugrunde geht. Die Freude an dem machtvollen Wirken des zerstörenden Elementes tritt in kräftigen Gegensatz zu dem Elend der gemeinen Menschennatur, die verzweifelnd das Zusammengeraffte dahinschwinden sieht. Mit der Wonne gieriger Hoffnung stürzt er sich auf ein dickes Buch, das gerettet wird, weil er es für sein Schuldbuch hält, und schleudert es mit derbem Fluch und Fußtritt beiseite, da er nur die Bibel findet. Alles wird dichterisch belebt, der edle Wein, das „königliche Blut," der im Keller unter der Feuerstätte in seinen Fässern siedet und umsonst nach Freiheit ringt, der Apfelbaum, der neben dem Hause blühend nun wie ein dürres Reis zerstiebt — „hin ist ein dichterischer Lebenstraum," — der hölzerne Wassergott, der den klaren Krystallquell zierte und über der kühlen Flut in heller Flamme verglüht, der Totenkranz, das einzige, was von dem früh verstorbenen hoffnungsvollen Sohne nachgeblieben, und der nun auch in dem neuen Hause künftig wieder seinen Platz finden wird, um still aufs junge Leben zu sehen, das ehrend wird an ihm vorübergehn, bis er endlich ganz zerfällt. Ueber dem allmählich verglimmenden Brande aber wölbt sich der Morgenhimmel, umher breitet sich das herrliche Land in Knospendrang, voll Quellenrauschen und Vogelsang und mahnt die Menschheit unermüdet zu neuem Werke: Bau auf, reiß nieder und bau wieder auf: Das Jahr geht immer seinen Segenslauf!

Die ausgeführteste dieser Dichtungen ist der „Apotheker von Chamounix," ein Buch Romanzen. Keller erzählt in dem kurzen Einleitungswort, daß dieses in den fünfziger

Jahren unter dem unmittelbaren Eindruck von Heines Romanzero entstanden sei. „Die mit gesteigerter Energie verbundene Geisteswillkür, welche das denkwürdige Buch samt seinem Nachwort abermals beherrschte, reizte zu einer Gegenübung.“ Es sollte doch eine Abwehr sein, wenn man will, ein poetisches Strafgericht, an dem ungezogenen Liebling der Grazien für seine Geisteswillkür vollstreckt. Zum Eingang diente eine „eben umlaufende tragikomische Geschichte von einem verunglückten Liebhaber und Apotheker in Chamounix.“ Für die Untreue, die seine Geliebte an ihm argwöhnt, strickt sie ihm einen wollenen Shawl, den sie mit Schießbaumwolle füttert. Auf der Jagd nach einem Steinbock erschießt er aus Versehen die Anstifterin seines Unglücks statt des Wildes, das ihm nur in einer Luftspiegelung erscheint. Ein Funken des Schusses aber entzündet die gefährliche Wolle und die Explosion zerschmettert ihn. Bis dahin ist alles mit guter Laune in flüssigen Trochäen erzählt. Der zweite Teil ist doch nicht ohne eine gewisse Künstlichkeit, jedenfalls ohne jeden Zusammenhang angefügt, denn nun begleiten wir die Seelen der Geschiedenen in die Eisregion des Montblanc, wo sie je nach Verdienst und Würdigkeit ihren vorläufigen Wohnsitz beziehen und wo denn auf höchster Höhe ein ragendes Eishorn Heinrich Heine zum Aufenthalt angewiesen wird, — ein Einfall, von dem der Dichter selbst sagt, daß er mehr dem litterarischen Gewissen und der Selbstbefreiung, als dem sterbenden Dichter gelte, dem sie wohl eher ein Lächeln abgewonnen, als ihn betrübt hätte. In Versen wie den folgenden:

Kein Atom von deinem Werte
Wird man dir herunter kratzen,
Wie du bist, wirst du bestehen,

oder der Schlußstrophe:

Aber mein in Eis gesetzter
Trauter Herr und Zeitgenosse
Tritt mir immer menschlich sittlich
Und belehrend freundlich nah —

ist dem Dichter sein Wert gewahrt. Aber der ganze Schwank zeugt doch von einer starken Auflehnung des Schweizers gegen die innere Unwahrhaftigkeit, oder soll man sagen — Verlogenheit Heines, der sich so schwer beim Worte nehmen läßt und jedem Ernst unter der Hand entschlüpft. Und so aus der doppelten Stimmung, der Bewunderung für das ungeheure Talent und einer Art von Empörung über die Schalksnarrennatur in Heine, war dies luftige Gebilde denn allerdings eine Selbstbefreiung des dichterischen Gemütes, das Keller erst später dem Sammelwerke seiner „Gedichte" einverleibte, als es seine Absicht war, die einzelnen Strahlen seiner dichterischen Arbeit zu sammeln.

Gleichzeitig mit den Gedichten war „der grüne Heinrich" erschienen, jener eigenartige Roman, das größte Werk Kellers dem Umfange nach gemessen. Wir betreten damit das Gebiet seiner Prosadichtungen, das weit umfangreicher als das seiner Lyrik, doch mit andern neueren Dichtern verglichen auch nicht sehr ausgedehnt ist. Die Gesamtausgabe seiner Werke umfaßt 10 Bände, alle von mäßiger Stärke. Leicht lassen sich die einzelnen Geschichten herzählen. Das ist nicht viel für ein mehr als siebzigjähriges Leben. Karl Bleibtreu hatte bei seinen jungen Jahren schon vor einiger Zeit 38 Bände hervorgezaubert. Aber was Keller geschaffen, war reif und in sich fertig, so wie er es nach seiner Art zustande zu bringen berufen war, und er ist zwar Staatsschreiber, aber nie Lohn- oder Tagesschreiber gewesen. Von Martin Salander, seinem letzten Roman, sagt er selbst: Zwei Jahre hab' ich davon gesprochen und eins daran geschrieben. Und auch das ist ein Buch mäßigen Umfanges. Das alles läßt auf feine, vorsichtige Arbeit schließen. So schafft der Künstler, der nicht

haſtig aufs Papier wirft, ſondern mit gutem Bedacht feilt und ſäubert, bis das Gebilde in voller Reinheit vor ihm ſteht. „Das Erfinden ſcheint der leichtere Teil ſeiner Ueberlegung geweſen zu ſein; der kunſtmäßigen Darſtellung bis ins kleinſte opferte er harten Fleiß.“ Damit ſtimmt zuſammen, daß J. Hart ihm die Gabe der großen Poeſie abſpricht. Gewiß wird man auch in ſeinen Erzählungen den Künſtler ebenſo thätig finden, wie den Dichter. Gewiß bewahrt er auch hier die heitere Ruhe des feinen Beobachters mit größerer Vorliebe, als er ſich in den Strom leidenſchaftlicher Ergriffenheit hinein ſtürzt. Auch hier geht er nie im Object auf, ſondern ſchwebt ſtets darüber. Er läßt die Menſchen, die er ins Leben ruft, gewiſſermaßen ſelbſtändig handeln und ſich ausleben. Wie ein kluger Vater, der nicht mit ſtrenger Hand ſeinen Kindern den Lebensweg vorzeichnet, ſondern ihnen ſelbſt die Schritte zu thun geſtattet, die ſie zu ihrem Ziele führen, verfährt der Dichter. Darum kommen keine Idealmenſchen unter ſeiner Feder zu ſtande. Alle die kleinen Höcker und Unregelmäßigkeiten, die wir an der Gattung Menſch wahrzunehmen pflegen, überträgt er in ſeine Gemälde. Großes ſtreitet mit Kleinem, die edlern Seiten des Charakters müſſen ſich mit allerlei Flecken und Mängeln abfinden, die nicht nur als Folie dienen ſollen, ſondern ebenſo ernſt gemeint ſind, wie jene, das Göttliche zeigt ſich nicht ohne einen tüchtigen Zuſatz irdiſcher Schwere. Für Schwärmer und romantiſche Gemüter iſt ſolche Darſtellung vielleicht wenig anziehend, aber ſie wird bei vielen tüchtigen Leſern auf warmen Beifall rechnen dürfen. Die Individualität kommt bei Meiſter Gottfried mehr zu ihrem Recht als bei einem der modernen Schriftſteller. Auch wenn dieſe Männer und Frauen ſonſt ſämtlich den Erdgeruch ihrer ſchweizeriſchen Heimat mit ſich herumtragen und inſofern einen gewiſſen Gattungscharakter verraten, ſo iſt doch jeder einzelne ein Menſch für ſich, ein ganzer, voller Menſch, den man als ſolchen erkennt. Es gehört nicht dazu, daß es

jedesmal Menschen von höchster Energie, von starkem Willen sind, noch weniger von starken Leidenschaften. Auch ein halber Charakter, eine schwankende, unsichre Natur kann als dichterisches Gebilde ein ganzer Mensch genannt werden, wenn er aus innerster lebendigster Anschauung entsprungen genau nach den Bedingungen seines Daseins gezeichnet wird. Keller hat gerade für solche Gestalten eine gewisse Vorliebe. Seine Menschen sind meist solche, die eher eines Antriebes als eines Zügels bedürfen, die das Leben lieber nehmen wie es ist, als es nach ihren Wünschen gestalten, sich von den Verhältnissen eher tragen lassen, als sie nach ihrem Willen zwingen wollen. Sie haben häufig etwas Lässiges, Träumerisches, aber gerade darin thut der behagliche Sinn des Dichters sich recht genüge und man vergißt diese Leute nicht wieder, wenn man einmal mit ihnen Bekanntschaft gemacht hat. Es hängt damit zusammen, daß sie auch über ihre Fehler und Sünden in keine allzu tiefe Verzweiflung oder Reue versinken. Sie sind oft sehr geneigt, die Schuld von sich abzuwälzen, andre für sich verantwortlich zu machen, oder die Verwicklungen des Lebens, die Umstände zu ihrer Entlastung heranzuziehen. Er zeichnet das Temperament lieber mit heitern als trüben Farben. Unzufriedene Gemüter, verdrossene Gesellen liebt er nicht, er ist eher geneigt, sie für schlecht zu halten, in der Frische des Sinns auch das Gute zu erblicken. Dadurch bekommen seine meisten Erzählungen einen so heitern Anstrich und üben eine so erfreuliche Wirkung. Er scheut sich gelegentlich nicht vor tragischen Ausgängen, aber auch diesen weiß er mildernde Züge hinzuzufügen, sie des Schrecklichen möglichst zu entkleiden und durch Anmut zu versöhnen, so daß sie nur eine sanfte Wehmut zurücklassen. Man wird ihm darum den Vorwurf eines ziemlichen Mangels an sittlicher Tiefe nicht in jedem Falle ersparen dürfen. Er ist auch in dieser Hinsicht der Prophet einer Religion des Diesseits. Deshalb ist auch der Umschlag der Charaktere, die Bekehrung, wenn man so will, vorzugsweise ein Innehalten

auf der Bahn der Thorheit. Denn so stellt sich ihm meistens das Verkehrte, das Irrige dar. Dem Blinden gehen die Augen auf. Sei es, daß das Leben ihn gehörig rüttelt, sei es, daß ein Klügerer ihm zur Seite steht, der ihn auf die Folgen seines Wandels hinführt, genug, er lenkt ein, er ändert die falsche Richtung und gelangt zu einer festen Stellung im Leben. Denn darauf wird ein großer Wert gelegt. Kellers Erzählungen haben insgesamt einen eminent bürgerlichen Charakter. Man merkt darin wieder den Schweizer, der, an keinen hervorragenden Unterschied der Stände gewöhnt, in der persönlichen Tüchtigkeit, der bürgerlichen Brauchbarkeit eine der festesten Grundlagen der Geltung in Staat und Gesellschaft erkennt. Nur darnach bemißt sich der Anteil der Ehre, deren er genießt. Auch der Wohlstand, das ausreichende Vermögen sind hierfür nicht gleichgültig. Ein armer Schlucker sinkt leicht in Verachtung und mit dem Verlust der bürgerlichen Schätzung ist oft sittliche Verlumpung verbunden. Es ist gewiß in vielen Fällen so, in tausend Menschenleben der gleiche Verlauf. Doch möchte man hier das Niveau der Anschauung oft etwas höher gelegt sehen. Und wenn schließlich darin das Ergebnis der republikanischen Lebensführung zu sehen ist, und die Niederreißung der innern Schranken in Gesellschaft und Staatsleben zu einer solchen Verflachung des sittlichen Standpunktes führen muß, dann kann man sich schwer dazu verstehen, die für die ideelle Wertung des menschlichen Geschlechtes, die geistige Gesundheit eines Volkes vorteilhafteste Form des öffentlichen Lebens darin zu erkennen.

Was uns bei Keller zur Ausgleichung dieses zweifellosen Mangels an Tiefe geboten wird, ist zunächst die Fülle von liebenswürdigen Zügen, die er seinen Kindern leiht. Sind sie nicht die besten Menschen, sicherlich oft nicht die klügsten Menschen, so sind sie doch meist anmutige, freundliche Gesellen mit gesundem Blut, heiterm Angesicht, frohem Wesen. Man

kann ihnen nicht böse sein. Schon weil sie es immer mit einer solchen rührenden Offenheit eingestehen, wenn sie einen dummen Streich machen. Dadurch entwaffnen sie uns sofort und versöhnt reichen wir ihnen die Hand, auch ohne sonderlich viel auf das Gelübde zu geben, daß sie es nicht wieder thun wollen. Denn das wird ihnen wahrscheinlich in ähnlicher Lage doch wieder geschehen. Aber auch aus seinem reichen edlen Herzen weiß er ihnen so manchen braven, tüchtigen Gedanken, manche edelmütige Handlung zu verleihen, daß die Bilance meist einen Ueberschuß des Credit gegen das Debet ergiebt. Verwetterte Schurken, abgefeimte Bösewichter findet man fast gar nicht, manchen Leichtfuß, aber die sind ja gewöhnlich liebenswürdig. Und so bietet uns denn der Kreis seiner Dichtungen eine Reihe von Gestalten, die wir gern in unserm Gedächtnis aufbewahren, die man sich als Freunde zum regelmäßigen Umgang gern gefallen läßt und von denen man in allem, was Sitte und Zucht, Tüchtigkeit und sichren Wandel betrifft, vieles lernen kann. Vielleicht nicht selten ebenso sehr durch ihre Irrungen, als durch ihr Beharren auf dem Pfade des Rechten, aber die doch keiner verschmähen sollte, sich als Genossen in trüben und ernsten Zeiten zu gewinnen. Man darf dabei auch ihre züchtige Ehrbarkeit rühmen. Ich bin weit davon entfernt, den Wert eines Dichters nach einer spröden Sittlichkeit zu bemessen. Die Schilderung geschlechtlicher Leidenschaft hat oft die größten dichterischen Wirkungen erzielt. Aber wie es gewiß eine Einseitigkeit des ästhetischen Urteils verrät, eine jede Novelle oder jeden Roman auf diese Spitze hinzutreiben, wie es bei der Masse unsrer erzählenden Dichter, berühmte Namen nicht ausgenommen, immer noch Sitte ist, so ist das Schwelgen in der Ausmalung solcher Scenen, in denen mehr das Tier als der Mensch zur Erscheinung kommt, trotz aller Schutzreden der Jüngern und Jüngsten aus dem Orden des Zolaismus, die gerade darin das Vorrecht ihrer auf Wahrheit ausgehenden

Dichtung gebrauchen wollen, meist doch nur der Ausfluß eigner erregter Sinnlichkeit.

Keller kam es vielleicht zu statten, daß seine Muse sich am liebsten in einer gewissen kühlen Temperatur bewegt. Die schwüle Luft, die über solchen Ausführungen zu liegen scheint, ist seiner heitern Klarheit zuwider. Die Liebe spielt demnach zwar auch bei ihm ihre Rolle, aber doch nur in bescheidener Weise. Sie ist nicht die einzige Triebfeder des Handelns für seine Helden, nicht der ausschließliche Zweck ihres Daseins. Sie beansprucht bei ihnen genau nur so viel Raum, als ihr in dem Leben eines gesunden Menschen überhaupt zukommt. Auch er weiß von Fehltritten, von Ausschweifungen, aber dann wird ruhig, sachlich davon berichtet. Lüsterne Schilderungen fehlen gänzlich. Von einer merkwürdigen Stelle im grünen Heinrich, die eine reinigende Ueberarbeitung erfahren hat, werde ich an geeignetem Platze berichten. Wegen dieser Reinheit, die mehr aus natürlicher Keuschheit als aus Tugend stammen mag, soll man deshalb seine Erzählungen rühmen. Es weht eine frische gesunde Luft in ihnen.

Und darin erkennen wir die Grundlage des Humors, den man mit Recht als einen der Hauptzüge des Kellerschen Schrifttums gepriesen hat. Früher nannte man das Verhältnis, worin er sich zu den Kindern seiner Einbildungskraft befindet, mit Vorliebe Ironie. Bekanntlich haben die Romantiker diese als ihr eigenstes Kunstprincip aufgestellt und Solger, der Aesthetiker der Romantik, hat sein ganzes System der Lehre vom Schönen auf diesem Grundgedanken aufzubauen versucht. Keller ist nie in seine Kinder verliebt. Er nimmt sie als fertige Menschen, als Individuen in vollem Sinne des Wortes, und scheut sich nicht, auch ihre kleinen Untugenden hervortreten zu lassen und sie zum Gegenstande hellen Gelächters zu machen. Alle Thorheiten, alle Wunderlichkeiten sind ihm willkommene Gegenstände der Schilderungen. Nur niemals mit dem kalten Sinne des reinen Spottvogels,

sondern mit dem warmen Herzen des echten Menschenkenners. Er sagt nicht, so ist nun dieser oder der beschaffen, sondern sein Bekenntnis lautet: Lieber Sohn, so sind wir alle beschaffen. Keiner von uns ist ein Engel, sondern das Höchste, was wir erreichen können, ist wahres Menschentum und das heißt, eine Mischung der verschiedensten Elemente, nie gediegenes Gold, sondern stets mit einem reichlichen Zusatz von Kupfer. Er richtet nicht, er erklärt; er verdammt nicht, sondern er belächelt die Thorheiten und begrüßt darin nicht weniger die echten Spuren der Menschlichkeit, als in dem, was man gewöhnlich Tugend zu nennen pflegt. Dadurch mildert er aber auch Härten und Schroffheiten und eine Fülle guter Einfälle und fein der Natur abgelauschter Züge erhält uns in einer unverwüstlich guten Laune und versetzt uns in das wohlige Behagen, das ihn selbst beim Erfinden und Gestalten erfrischte. Es wird sich an einigen Punkten zeigen, daß er nicht immer eine glückliche Hand bewährte, indem er mit manchen Einfällen sich auf das Gebiet des Grotteskeu verirrt, das nicht jedem Geschmack zusagt. Bisweilen sucht er auch durch eine gewisse Drolligkeit der Schilderung uns da zu belustigen, wo es doch dem Ernst der beschriebenen Vorgänge nicht mehr angemessen ist. Jedenfalls aber ist diese liebenswürdige Schalkhaftigkeit ein nicht genug zu bewundernder Zug seiner Muse. Und diese humoristische Art ist wiederum einer der bemerkenswertesten Unterschiede Kellers im Verhältnis zu Conrad Ferdinand Meyer. Dieser besitzt davon wenig, nur in seinen kleinen Novellen, Plautus im Nonnenkloster, der Schuß von der Kanzel, klingt etwas Verwandtes an. In seinen größern Novellen und Romanen entspricht es seinem heißblütigen Temperament, daß er von der düstern Tragik seiner Stoffe und von der leidenschaftlichen Ergriffenheit seiner Phantasie sich nicht zu der glücklichen Heiterkeit zu erheben vermag, die Kellers Erzählungen durchsonnt.

Diese wäre aber nicht möglich gewesen, ohne die be-

wundernswürdige Schärfe der Beobachtung, die ihm die Fülle des Einzelnen zur Verfügung stellte, wie er sie zu seinen Schilderungen bedurfte. Keller ist einer der größten Realisten unter den Schriftstellern. Er war es „bevor er Zola las.“ Meyer*) sagt von ihm: „Er suchte oft peinlich das Reale. Wie häufig hörte man ihn rufen: Das ist! Ich habe es selbst gesehen! Ich habe es selbst erfahren! So that er sich etwas darauf zu gut, daß das Menschenbild, das er in der zweiten Braut seines portugiesischen Seehelden Don Correa schildert, eine ethnographische Möglichkeit wäre. Ich habe Rohlfs (oder einen andren gelehrten Reisenden) darüber beraten, sagte er wichtig, um dann freilich ein andermal diesen seinen Realismus nach seiner Art selbst zu belächeln, indem er lustig fabelte, er sei expreß nach Kappel gereist, um sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß die Vision des seligen Helden in seiner Zwingli-Novelle zwischen Rigi und Pilatus bequemen Raum habe.“ Aus einem Aufsatz von Georg Brandes über die Brüder Goncourt erinnere ich mich, daß er als ein bewundernswürdiges Muster gewissenhafter Schilderung die Beschreibung des Blickes durch einen Brückenbogen anführt, unter dem man eine halbe rote Kuh Wasser saufen sieht; mehr konnte das Auge durch die Wölbung nicht wahrnehmen und genau nicht mehr sagt die Beschreibung. Solcher Sorgsamkeit der Beobachtung begegnet man bei Keller häufig genug. Sei nur erinnert an die beiden pflügenden Bauern auf dem hügeligen Felde im Beginn von „Romeo und Julie auf dem Dorfe,“ wie sie just von beiden Seiten zu gleicher Zeit auf verschiedenen Seiten auftauchen, größer werden, an einander vorbeiziehn und dann nach der andern allmählich verschwinden. Man ist unmittelbar beteiligt. Kein Unterschied ist bei ihnen, als daß bei dem

*) A. a. O. in der deutschen Dichtung.

einen der Zipfel seiner weißen Mütze hinten hängt, bei dem andern vorn, indem der frische Wind ihn jedesmal herumwirft, nachdem er, wenn sie beide auf der Höhe angelangt sind, das luftige Gewebe eine kurze Zeit emporgeblasen hatte, daß es wie zwei weiße züngelnde Flammen über den Köpfen schwebte. Aehnliche Züge finden sich auf jeder Seite. Er giebt uns kein Bild, ohne uns mit allen charakteristischen Zügen vertraut zu machen und ohne doch in ein Ausmalen zu verfallen, welches seinen Zweck verfehlen und sich nur als Ballast bemerklich machen würde. Wie genau tritt im grünen Heinrich die Umgebung seiner Jugend vor uns. Der Laden der alten Margarethe, welch ein Kabinetsstück sauberer Zeichnung, und doch ohne uns zu ermüden. Dieselbe Treue und eingehende Sorgfalt aber widmet er auch den geistigen Vorgängen, dem Auf und Ab der Gedanken und Stimmungen, die das Gemüt seiner Helden bewegen. Nach welcher Richtung er sie vorzugsweise führt, das ward oben gesagt. Aber auf dem Raume, den er durchmessen will, wird jeder Fußbreit Boden wohlbenutzt und ausgebeutet. Da ist er ganz bei der Sache und belauscht die Ungeduld der Erwartung, das Aufblitzen eines losen Scherzes, den Uebergang vom Zorn oder Verdruß zum Behagen einer komischen Lösung mit der Gewissenhaftigkeit des mikroskopischen Beobachters. Wie die wehenden Zipfelmützen des Manz und Marti, so kennt er auch die Wellen und Blasen des kleinen dunkeln Sees in der Tiefe des Gemütes und ergötzt und entzückt uns durch die Teilnahme, in die er uns hinein versetzt, durch den Ernst, den dann doch die Regung einer heitern Seele mildert, womit er seinen Beobachtungen nachgeht und sie uns vorträgt.

Mit dieser Freude an der Kleinmalerei, dem liebevollen Aufsuchen des Besondern, Einzelnen ist eine behagliche Breite der Darstellung notwendig verbunden. Rasche und leidenschaftliche Schritte vermeidet der Dichter und führt uns in bescheidenem Kreise umher. Wie er selbst allen Dingen

möglichst nahe auf den Leib rückt, so verlangt er auch vom Leser eine besondere Hingabe und Aufmerksamkeit. Darum ist er kein moderner Schriftsteller und findet eher in dem Kreise der litterarischen Feinschmecker seine Bewunderer. Ja man kann zugeben, das er bisweilen über dem Einzelnen das Ganze vergißt, oder den Ueberblick verliert vor dem Einblick in die nächsten und kleinsten Verhältnisse. Darum sind seine größten Sachen nicht zum besten componiert. Gegen die Stoffverteilung im grünen Heinrich lassen sich erhebliche Bedenken geltend machen. Einen befriedigenden Abschluß gewinnt er nicht. Man kann zwar einen Höhepunkt der Handlung darin nachweisen, aber der Abstieg nach dem Ende erfolgt unter der Gefahr einer Einbuße an der Teilnahme seiner Leser. Und nicht anders steht es mit Martin Salander, dem auch die richtige Perspective fehlt, und der uns entläßt, ohne alle berechtigten Hoffnungen erfüllt zu haben.

Freilich wissen wir jetzt, daß der Dichter mit diesem Werke nicht fertig geworden ist. Er trug sich mit dem Gedanken eines zweiten Teiles, in dem Arnold, der Sohn Salanders, den Mittelpunkt der Darstellung bilden sollte und seine tüchtige Art das Gegengewicht gegen die seltsame Lebensführung Martins geboten haben würde. Aber die Feder entsank der fleißigen Hand des Dichters, ehe er noch dieses Pfand einlösen konnte.

Aus diesem Mangel des Gefühls für straffe Schürzung des Knotens und einheitliche Führung der Handlung läßt sich begreifen, daß er zum dramatischen Dichter nicht berufen war. Es ward oben erwähnt, daß er in seiner Berliner Zeit eifrig das Theater besuchte, um sich zum Bühnenschriftsteller zu bilden. Aber es ist ein Beweis der Gesundheit seines poetischen Wesens, daß er es mit den Versuchen bewenden ließ und für seine dichterische Wirksamkeit ein Glück, daß er diese Stoffe in Novellen übergehen ließ. Seine Art ist eben das völlige Gegenteil jeder dramatischen Stimmung.

Seine Domaine ist die Novelle, das kleine in sich abgerundete Bild, das in der Bevorzugung der kleinen Züge Verwandtschaft mit der Idylle aufweist. Und in der richtigen Erkenntniß seiner selbst hat sich Keller dann auch meist darauf beschränkt und einzeln oder in einer bestimmten Zusammenreihung seine besten Erzählungen geschaffen, die Leute von Seldwyla, die Züricher Novellen, das Sinngedicht. Hier ist die feine Pinselführung, das liebevolle Verweilen bei den kleinsten Umständen, bei den sanften Schattierungen des seelischen Lebens völlig am Platze, ja gereicht dem Meister zu schönstem Lobe. Als Novellist wird Keller stets unter den besten unserer Litteratur glänzen, weil seine eigenste Begabung gerade darin zu ihrem vollen Rechte kam. Auch hier ist der Inhalt oft wenig umfassend, die Breite der Darstellung lähmt bisweilen einen erwünschten Fortschritt. Aber vor Eintönigkeit und langweiliger Schwere schützt ihn der Humor, mit dem er seine Schilderungen zu würzen weiß.

Noch eine Seite seiner Darstellung verdient eine besondere Hervorhebung, sein Verhältniß zur Natur. In seiner warmen Hingabe an das Wirkliche liegt es schon ausgesprochen, daß in ihm der Sinn dafür lebendig war. Und man kann sich keine seiner Dichtungen denken, worin das nicht auf das schönste zu Wort käme. Allerdings nicht in ausgeführten Schilderungen, aber in einzelnen lebhaften Zügen, die gerade immer hinreichen, in uns ein sprechendes Bild von der Umgebung, dem Hintergrunde des Vorganges zu erzeugen und damit überall das wichtige Element der Stimmung zur Geltung zu bringen. Die sonnige Heiterkeit der Landschaft entzückt uns in Romeo und Julia auf dem Dorfe, gleich im Anfang, wo wir darin das harmlose Spiel der Kinder belauschen, und ebenso am Ende, wenn die beiden Unglücksgenossen ihre letzte traurige Wanderung beginnen. Im grünen Heinrich, wie reizvoll die Schilderung des Dorfes und seiner Umgebung, oder der Wohnung des Schulmeisters an dem kleinen See.

Schön ist die Schilderung des herrlichen Blickes von der Burg Manegg in den Züricher Novellen. Besonders reizvoll zeigt sie sich in dem Landvogt von Greifensee, worin er uns überhaupt eine seiner sonnigsten Geschichten bietet. Daß er das Lichte, Freie, Offne der Landschaft in seinen Darstellungen bevorzugt, hängt mit der ganzen Richtung seines dichterischen Gemütes zusammen, das ja am liebsten bei hoffnungsvollem Ausblick und ansteigender Entwicklung verweilt. Der Dichter hängt mit allen Fäden seines Empfindens damit zusammen. Sein offner Blick schaut die Schönheit, den Reiz der Natur in allen Abstufungen. Mit sichrer Hand weckt er die gleiche Teilnahme in seinen Lesern. Eine sonnige heitre Landschaft steht mit wenigen Strichen vor unsrer Seele und wir spüren den frischen Hauch, der darüber liegt, fast körperlich, so hat er die Mittel in seiner Gewalt, weiß das Bezeichnende hervorzuheben und entzückt uns durch das Beseelte und Innige seines Vortrags. In dieser Anschaulichkeit und Lebendigkeit erkennt man die Vereinigung des Landschaftsmalers und Dichters in ihm und preist den glücklichen Umstand, daß beides so herrlich zusammengeht.

Wir dürfen diese allgemeine Charakteristik unsers Dichters nicht abschließen, ohne seiner stilistischen Meisterschaft zu gedenken und thun es um so lieber, als sie in dem Wirrwarr unsrer Tageslitteratur leider ein immer seltnerer Besitz zu werden droht. Oder sollen wir sagen, in Gefahr war, immer weniger beachtet zu werden und damit die Hoffnung aussprechen, daß die schlimmsten Zeiten vorüber sind. Wenigstens das Gewissen ist wieder geweckt. Verständige Beurteiler fangen an, auf die Verwilderung der Sprache den Finger zu legen. Und das ist das erste, was Besserung verheißt. Das sprachliche Gewissen muß erst wieder wach werden.

B. Seuffert führt in dem schon mehrfach angezogenen Aufsatze manche darauf gerichtete Aeußerungen Kellers an. Er tadelte an Spielhagen z. B. den starken Wechsel des

Stils; die Erzählung, natürlich nicht die Wechselrede der Personen, müsse einen Charakter tragen. Bei Spielhagen aber verlaufe sie ruhig, dann auf einmal gleich einem Sturme stürze sie in lauter Ausrufungen dahin. Er bezeichnet auch den Grund dafür, und nach meinem Gefühl durchaus richtig, wenn er meint, dieser Schriftsteller schreibe viel zu rasch, um gut zu schreiben. Darin liegt gewiß die Hauptsache. Alles Gute gedeiht langsam. Meister des Stiles können nicht allezeit fertige Lieferer sein. Der geringe Umfang der Bände, die Keller geschrieben hat, steht in geradem Verhältnis zu der Güte des darin Gebotenen. Ein Dichter, der auch von der Prosa gewisse metrische Gesetze fordert, der das Zusammenstoßen von Vokalen, wie das von Consonanten als unschön vermeiden will, der Verbindungen von Worten wie „du kommst spät," wegen der Aufeinanderfolge der sechs Consonanten m, m, st, sp als unerträgliche Härte empfindet, auch auf Abwechselung der Vokale den Blick gerichtet zu sehen wünscht, der muß über seinen Werken dann wahrlich genug Zeit haben zu brüten und zu feilen. Keller verlangte daher dringend eine Stilreinigung. Wie sehr trifft er das Richtige, wenn er vor den vielen abstracten Bildungen auf ung und heit warnt. Schon bei Goethe, meint er, habe im Wilhelm Meister die Sprachverunderung angefangen. Jean Paul habe den letzten Rest festen Bestandes aufgelöst und die Willkür zu offnen Thoren hereingelassen. Er verlangt ein ernstes Studium der alten deutschen Dichter, des Nibelungenliedes, Walthers von der Vogelweide, nicht um den Stil mit künstlichen Archaismen aufzustutzen, wie ihm denn überhaupt jede Verkünstelung zuwider war. Aber er hoffte damit das Sprachgefühl zu beleben, den Geist des Dichters in seiner eigentlichen Heimat wirklich heimisch zu machen. Weniger schien er von der in neuerer Zeit, und wie mir däucht, mit vollem Recht vorgeschlagenen Belebung und Erneuerung der Schriftsprache durch den Sprachgebrauch des Volkes, den Dialekt, zu halten.

Gerade die Starrheit und Unlebendigkeit der Buchſprache ſcheint eine ſolche Ergänzung durch das Zuführen friſchen Saftes zu erfordern. Schreibe wie man ſpricht, iſt eine Regel, die gewiß Beachtung verdient und dem, der ſie befolgt, bei dem verſtändigen Beurteiler ſicher größeres Lob einträgt, als das für beide Teile bedenkliche Zeugnis: Er ſpricht wie ein Buch.*) Keller war kein Freund der Dialektdichtung, auch nicht bei einem Meiſter wie Fritz Reuter, gegen deſſen Läuſchen und Niemels er wenigſtens den Vorwurf erhob: Volkstümliches Gewand zieme nur dem volkstümlich Gedachten.

Die Sorgſamkeit und Sauberkeit ſeines eignen Stiles zeugt von der Gewiſſenhaftigkeit eigener Selbſtprüfung und der Anwendung der von ihm ſelbſt aufgeſtellten Regeln. Gemäß ſeiner dichteriſchen Eigenart iſt ſein Stil mehr behaglich, als kurz und prompt. Er ſchreitet nicht in lauter kurzen Sätzen einher, wie das manche unſrer modernen Schriftſteller empfehlen. Er erzählt nicht immer in der Gegenwart, was beſonders manche vielgeleſene Schriftſtellerinnen unſrer Tage lieben. Seine Schreibweiſe iſt immer dem Gegenſtande höchſt angemeſſen, ſicher und richtig. Daß man beim aufmerkſamen Durchleſen ſeiner Schriften auf kleine Menſchlichkeiten, die mit unterlaufen, ſtößt, mag der Satz aus dem „grünen Heinrich“ beweiſen: Es gelang mir auch mehrere Male mich mit klopfendem Herzen in den angefüllten Saal zu ſchleichen und überflog mit befriedigten Blicken die Dekorationen. Verbundene Sätze, in denen ein bezügliches „die“ anfangs als Nominativ ſteht, um im zweiten Akkuſativ zu ſein, oder umgekehrt, ſtellen ſich gelegentlich ein. Die Bilder ſind bisweilen etwas ſchief geraten, ſo wenn es von Schiller im grünen Heinrich (IV S. 42) heißt: er ſtellte ſich auf eigne Fauſt. Das Wort Unterbruch für Unterbrechung trifft man

*) Otto Schröder, Vom papiernen Stile, S. 72.

mehrfach. Vorliebe hat er für die Untrennbarkeit der Präpositionen von den Zeitwörtern. Ausschließlich gebraucht er anvertraute, anerbot. Er ist nicht frei von dem häufigen Gebrauch des neuerdings von Otto Schröder (Vom papiernen Stil) geächteten „derselbe." Ungewöhnlich sind die Participien: gewunken (in Martin Salander), gekneift (in den Leuten von Seldwyla I). Aber das sind kleine Absonderlichkeiten, die, wenn nicht zu billigen, doch seinen Ruhm nicht wesentlich schmälern. Die Angemessenheit der Wendungen, die Uebersichtlichkeit der Sätze, auch wo er sie zu hübschen Perioden ausspinnt, ohne sich auf künstliche Verschränkungen oder Einschachtelungen zu werfen, verleihen seinem Stil einen hohen Reiz. Er liebt zierlichen Ausdruck, Besonderheit der Sprache, wodurch er an individuellem Gepräge gewinnt und zugleich seinem schalkhaften Humor die Aeußerung sichert. Wenn er gemäß dem oben angeführten Grundsatz eine erkünstelte Volkstümlichkeit verschmäht, so hat er sich doch mit sich selbst in einen gewissen Widerspruch gesetzt, indem er aus dem Dialekt manche Wendungen aufgenommen, so daß sich bei sorgsamer Sammlung ein ganzer Vorrat aufhäufen würde. Ich führe an: beschalten, boll, Mißwende, wurmisierte, sandelte, Schabelle (etwa so viel als Bank), Ehafte, zerkniften, die ungewöhnliche Form abgespiesen, übertünkt (für -tüncht), getäfert (für getäfelt), mehrfach äufnen und davon auch Aeufner (seiner Ehre) und manche andre ließen sich noch nennen. Die schon bei den Gedichten erwähnte Vorliebe für Verkleinerungsformen läßt sich auch in seiner Prosa nachweisen. Charakteristischer sind noch die Bildungen mit -lein als die mit -chen, — so Spelünkelein im grünen Heinrich. In den Dorfgeschichten fehlt es nicht an manchem derben Wort und an Schimpfnamen, wie in dem schrecklichen Auftritt zwischen den beiden Alten auf der Brücke in Romeo und Julie auf dem Dorfe.

Eine wesentliche Umbildung seines Stils läßt sich in seinen Werken nicht nachweisen. Trotz der Länge seines

Wirkens als Schriftsteller, das ungefähr 40 Jahre umfaßt, ist er im wesentlichen in seiner Sprache derselbe geblieben. Der Martin Salander steht nicht zurück hinter den Leuten von Seldwyla. Ich nenne diese, obwohl der grüne Heinrich in seiner ersten Gestalt früher erschienen war. Bekanntlich hat dieser starke Umgestaltung erfahren. Und gerade darum sind hier auch manche Abweichungen vorhanden. Sein letzter Roman zeigt jedoch keine nennenswerten Vorzüge oder Veränderungen. Keller war in seinen frühsten Sachen schon gereift, weil er mit Ernst und ruhiger Gelassenheit schuf und ihm die Vollendung, die er jeder Arbeit seiner Feder verlieh, wichtiger war, als die Masse, wodurch er hätte Aufsehen erregen können. So kam er verhältnismäßig spät zur Geltung, aber die Anerkennung war denn um so reiner und nachhaltiger, bis nun die jüngste Generation sich darin gefällt, ihn auch schon zum alten Eisen zu werfen.

Aber kommen wir nun vom Allgemeinen zum Besondern und lassen seine Werke in geschlossener Reihe an uns vorüberziehen. Diese beginnt mit dem Roman der grüne Heinrich, in vier Bänden, erschienen in erster Auflage 1853—55, zweite 1878. Dann folgten die Leute von Seldwyla, zwei Bände, 1856 und 1874; die sieben Legenden, 1872; die Züricher Novellen, 1877; das Sinngedicht, 1882 und als Schluß seiner gesamten Dichterthätigkeit der Roman Martin Salander, 1886.

Ein Roman beginnt somit seine Arbeit, ein Roman schließt sie, dazwischen stehen die drei Novellensammlungen, von denen man wohl sagen kann, die abgeschlossensten vollendetsten Werke des Dichters, und einzig in ihrer Art die sieben Legenden.

Von sonstiger Schriftstellerei Kellers ist nicht viel anzuführen. Dieses wenige freilich beweist zur genüge, daß er auch in, wohlerwogenem litterarischem Urteil seinen Mann stand. Man kann es deshalb nur bedauern, daß er den

Plan nicht reifen ließ, dessen er gelegentlich in einem Brief an Vischer erwähnt.*) Er schreibt unter dem 26. December 1873: „Auf Ernstes übergehend, habe ich meinen besten Dank noch für das mir s. Z. übersandte neue Heft der kritischen Gänge zu sagen. — Ich bin für alles dankbar, was darin steht und gehe mit dem Gedanken um, ob sich nicht mit Bezug auf den ästhetischen Feldzug eine Art Zuzug mit einem bescheidenen Fähnlein bewerkstelligen ließe, nämlich durch die Verlautbarung eines sich gewissermaßen als Objekt fühlenden und zu diesem Ende vorausgesetzten Künstlerleins oder dergl., der sich darüber ausspräche, wie ihm dabei zu mute ist. Ich müßte mir aber die nötige Sicherheit im Ausdruck aneignen wegen der mir ungewohnten Schulsprache oder vielmehr die nötige Sicherheit im Vermeiden gelehrter Wendungen, da die Sprache scheinbar mehr naiv und verwundert sich geberden müßte über die Art, wie man mit dem Besten, an das er glaubt, umspringt, wobei er denn mit einer Anzahl von alten geheimen Hausmitteln und Handwerksregeln und Sprüchen, Recepten und dergl. ausrücken würde, zu diesem Zweck abgezogen und in drastische Form gebracht gegen die Geometer. Ich werde nun die Sache anhaltend überlegen und spruchreif werden lassen. Vielleicht erlauben Sie mir, Ihnen gelegentlich eine Probe, wie ich das Ding meine, mitzuteilen, wenn ich erst so weit bin."

Aus diesem Plane scheint nichts geworden zu sein, man ist daher auf wenige hier und da sich findende gelegentliche Aeußerungen angewiesen, um ihn als Kritiker und Aesthetiker kennen zu lernen. Des Festgrußes zu Vischers achtzigstem Geburtstage ist schon gedacht. Hierhin gehört ferner die Würdigung des landsmännischen Dichters Heinrich Leuthold, die sich in der Einleitung zur Gesamtausgabe vor

*) Deutsche Dichtung. Bd. 9, S. 234.

dessen Gedichten findet.*) Er hat diese gemeinsam mit Jacob Bächtold, dem der Nachlaß des Verstorbenen zugefallen war, besorgt und das Eröffnungswort dazu geschrieben: Dieses Büchlein ist das Reisepack, welches unser kranker Landsmann mit sich führte, als er vor Jahr und Tag nach langer Abwesenheit das Asyl einer Heimat aufsuchen mußte, die ihn kaum kannte. Dann folgt eine kurze Betrachtung über das Entstehen dieser Gedichte, denen er nachrühmt: Dennoch hat die Sammlung für uns etwas Nagelneues: das ist die durchgehende Schönheit und Vollendung der Gedichte. Den Liebhabern sogenannter „guter Sachen" können wir die Versicherung geben, daß hier ernstlich etwas Derartiges vorhanden ist. Sie finden verschiedene Anklänge und Gegensätze in dem Buch, aber auch von jedem den Ausgleich: dem Ausbruch glühender Lebenslust und Leidenschaft folgen Klage und Reue auf dem Fuße; Unmut und Spott lösen sich in Tönen weicher Wehmut, deren Wohllaut schon an sich eine Versöhnung ist. Kurz, das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal dar.

Ebenso hat er über den trefflichen Albert Bitzius, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf als Volksschriftsteller gefeiert ist, sich in einem Nachruf geäußert, den Manuel seiner Darstellung des Lebens und Schrifttums in dem letzten Band der Gesamtausgabe von Gotthelfs Werken einverleibt hat.**) Er rühmt an Bitzius, als seltenen Vorzug, daß er seinen Stoff immer erschöpfe und

*) Gedichte von Heinrich Leuthold. 3. vermehrte Auflage. Frauenfeld. J. Huber. 1884. S. XII. f.

**) Jeremias Gotthelfs gesammelte Schriften. Berlin, Springer, 1861, Bd. 24, S. 233 ff. bis 236. Bitzius † 22. Oktober 1851, so daß diese Aeußerung Kellers darnach sich datieren läßt. Ich verdanke den Hinweis auf diese wie auf die folgende Stelle dem Artikel der Allgemeinen Zeitung, 1890, Nr. 208.

entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugthuung zu krönen verstehe, mit einer Befriedigung von solcher ursprünglichen beseligenden Tiefe, daß sie mit der Erkennungsscene zwischen Odyssens und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheine. Bitzius erklärt er ferner für das größte epische Talent ohne alle Ausnahme, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit gelebt. Man nennt ihn bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen guten Copisten der Natur, aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. — In jeder Erzählung Gotthelfs liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea," aber in keinem nimmt er auch nur den leisesten Anflug, seinem Gedicht die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, die der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte.

Schon aus etwas früherer Zeit stammt eine Erörterung über die damalige Posse, die er als bedeutende Vorboten einer neuen Komödie betrachten möchte, ganz in Uebereinstimmung mit Hermann Hettner, denn dieser feinsinnige Aesthetiker und fruchtbare Kritiker ist es, an den Keller brieflich diese Anschauung geäußert und der sich darauf bezieht.*) Ich bin überzeugt, schreibt er, daß, wenn wir jetzt einen dreißig- oder vierzigjährigen Goethe hätten, ja selbst nur einen Wieland, so würde dieser aus den vorhandenen Anfängen bald etwas gemacht haben. Denn sowohl die Form wie die Art des Witzes und seines Vortrages sind neu und ursprünglich. Und was das Beste und Herrlichste ist, das Volk, die Zeit haben sich diese Gattung selbst geschaffen nach ihrem Bedürfnisse, sie ist kein Produkt litterar-historischer Ex-

*) Hermann Hettner, Das moderne Drama. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1852.

perimente, wie etwa die gelehrte Aufwärmung des Aristophanes. Gerade deswegen wird vielleicht ihre Bedeutung von den gelehrten Herren übersehen, bis sie ihnen fertig und gewappnet wie die junge Pallas vor den Augen steht. Vorzüglich zwei wichtige Momente sind in der gegenwärtigen Beschaffenheit dieser Possen hervorragend. Der eine ist die größere Willkür in der Oekonomie. Dadurch wird der für die politische Komödie durchaus unentbehrliche göttliche Unsinn und unbeschränkte Mutwille wiederhergestellt. Der andere ist die Verbindung der Musik mit der Dichtung in den Couplets. — Die sich anschließenden Ausführungen zeugen von ebenso feinem Verständnis für das Wesentliche des Gegenstandes, wie von Klarheit des Denkens. Freilich hat die Entwickelung unserer Litteratur seinen Erwartungen nicht recht gegeben, und nicht wohl bloß deshalb nicht, weil kein dreißig- bis vierzigjähriger Goethe oder selbst kein Wieland vorhanden war. Aber das hindert nicht anzuerkennen, daß Keller sich mit theoretischen Fragen aus dem Gebiet seiner Kunst wohl abzufinden wußte und neben seiner Dichtung ein feines originales Gedankenleben abspann, das seine geistige Bedeutung auch nach dieser Seite feststellt. Und nimmt man so manche Erörterung aus seinen Dichtungen dazu, die Shakespearestelle aus Pankraz dem Schmoller, die litterarische Gesellschaft in dem Landvogt von Greifensee, die feinsinnigen Betrachtungen über die Malerei im grünen Heinrich, sowohl an manchen Stellen zerstreut, als namentlich in der Schilderung seiner Lehrzeit bei Habersaat, so hat man eine Anzahl, wenn auch nur eine kleine, von Bausteinen, aus denen sich dem geistigen Blicke doch eine zierliche Pyramide zu Ehren unsers Meisters Gottfried auferbaut. Auch hier mag man mit Vischer sagen: Ihr Staatsschreiber schreibt staatsmäßig, nur mehr, immer mehr.

Der grüne Heinrich ist schon wiederholt berührt worden. Für eins der eigenartigsten Werke unsrer neuern Litteratur ist er jedenfalls zu halten und auf seine besondere Bedeutung

für die Lebensgeschichte seines Dichters ist schon hingedeutet. Der Gattung nach ist er den biographischen Romanen zuzuweisen. Man wird ihn auch einen Künstlerroman nennen können, obgleich Heinrich Lee zuletzt doch kein Künstler wird, sondern der ganze Roman ihn auf einem Irrweg begleitet, bis er endlich zum Bewußtsein des Irrtums kommt und ein tüchtiger Schweizer wird. Doch ist ja auch die Poesie eine Kunst, und so wird man richtiger sagen, daß er sich nur in dem Gegenstande seiner Thätigkeit vergreift und zum Dichter berufen ist. Aber davon erfahren wir in dem Buche nichts mehr. Die reiche Ausstattung mit Phantasie macht von vorn herein den innern Wert Heinrichs aus. Nur wie es so oft zu geschehen pflegt, ist er des in ihm wohnenden Schatzes nicht gewiß, und diese Unsicherheit seines Wesens stürzt ihn aus einer Verwicklung in die andere, führt ihn bis nahe an den Zusammenbruch seines sittlichen Wertes und ermöglicht ihm nur einen schweren, mühseligen Weg zu einer neuen, besseren Gestaltung seines Daseins. Es ist gewiß ein eigentümlicher Vorwurf für einen Dichter, eine Geschichte des Irrtums und der Fehlgriffe zu schreiben. Der Roman ist somit eine sehr ernsthafte Erzählung. Die Sonnenblicke liegen in der anmutsvollen Darstellung, der Behaglichkeit des ganzen Berichtes. Aber Geduld und Hingabe ist für den Leser vonnöten, zum bloßen Lesefutter ist das Buch zu gut.

Fünfundzwanzig Jahre nach seiner ersten Erscheinung erlebte der grüne Heinrich eine zweite Auflage. In dieser wird er jetzt gewöhnlich gelesen. Die Umgestaltung, die Keller mit seinem Jugendwerke vornahm, war eine so tiefgreifende, wie sie vielleicht kaum jemals ein Dichter sonst einem seiner früheren Werke gewidmet hat. Wir erinnern uns der eignen Worte des Dichters, worin er seinen ersten Plan zu dieser Dichtung ankündigt. „Allerlei erlebte Not und die Sorge, die ich der Mutter bereitet, beschäftigte meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den

Vorſatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu ſchreiben über den tragiſchen Abbruch einer jungen Künſtlerlaufbahn, in welcher Mutter und Sohn zu grunde gingen.“ Alſo eine dichteriſche Buße im Sinne Goethes, eine Reinigung des eignen Bewußtſeins von dem Druck, den eigne Fehler und Verſchuldung darauf ausübten. Der Anfang, den er damals wahrſcheinlich ſchon machte, ward durch ſeinen erſten lyriſchen Ausbruch abgeſchnitten. In der Berliner Zeit kam er zur Fortführung und zum Abſchluß, aber durchaus auf dem Thema ruhend, das früher angeſchlagen war, ein trauriger Roman, nur nicht ein kleiner, ſondern ſchon damals ein ſehr umfängliches Werk und ſonderbar in ſeiner Anlage. Denn Heinrich erzählt uns ſeine Jugendgeſchichte ſelbſt, im übrigen führt der Dichter das Wort. Er beginnt mit der Ueberſiedelung ſeines jungen Helden nach München, wo er die Kunſtſchule beſuchen will. Die Begebenheiten drängen ſich der Hauptſache nach ähnlich zuſammen, wie wir ſie jetzt noch kennen. Dann plötzlich ſchiebt ſich als eine Erinnerung früherer glücklicherer Zeiten die Jugendgeſchichte dazwiſchen, in eigner Erzählung, den Helden als den Redenden einführend, bis er dann nach deren Vollendung wieder in die Fortſetzung der früheren Berichte einmündet. So entſteht eine wunderliche Miſchung des Stils und der Darſtellung, welche das Gefühl organiſchen Zuſammenhangs aufhebt und dem Buch ein ſeltſam barockes Gepräge giebt. Auch im Einzelnen ſind manche Abweichungen bedeutſam. Vor allem die des überaus traurigen Schluſſes, indem Heinrich nach langen Irrfahrten endlich heimkehrend und nicht mit einem ganz ſtattlichen Barvermögen und zinstragenden Papieren in der Taſche gerade nur noch zum Leichenbegängnis der Mutter eintrifft und ſelbſt wenige Tage ſpäter ſtirbt, um ſo ein verfehltes, früh geknicktes Daſein kläglich zu beſchließen. Gewiß eine vollkommene Buße, wie er ſie ſeinem belaſteten Gewiſſen damals ſchuldig zu ſein glaubte. Aber für die Leſer auch völlig niederdrückend und ohne jede Tröſtung und

Erholung und nicht einmal völlig befriedigend, weil in dieser Herbheit innerlich nicht begründet. Denn freilich hat Heinrich unrecht und lieblos gehandelt, aber auch unverzeihlich gesündigt? Soll es nicht für den Leichtsinn und die Gedankenlosigkeit eine Sühne geben? Denn nicht wirkliche Lieblosigkeit gegen die Mutter wird man ihm vorwerfen können. Er hat die Arme ausgebeutet, gewiß, er hat ihr schwersten Kummer und Enttäuschung auf Enttäuschung bereitet. Aber sein ganzes Herz hängt doch eigentlich nur an ihr, die Sehnsucht zu ihr zieht seinen Fuß, man möchte fast sagen wider Willen, zur Heimat. So kann man es nur mit Freuden begrüßen, daß der Dichter hier mildernd eingriff. Nicht sehr tief, denn auch in der verbesserten Gestalt seines Lebensschicksals kommt Heinrich nur eben noch recht, den letzten Seufzer der Sterbenden aufzufangen, und ob sie ihn noch erkennt, in ihre Not noch ein Hauch der Freude sich mischt, läßt der Dichter dahingestellt. Aber wir glauben es und werden um so mehr mit dem traurigen Schicksal ausgesöhnt, wenn wir Heinrich Lee nun in tüchtigem Wesen einherschreiten sehen und gewiß sind, daß er nicht umsonst gebüßt und gelitten hat, sondern durch sein ferneres Leben der Erziehung der Verklärten Ehre macht.

Wer die Jugendgeschichte Kellers kennt, bedarf keiner ausführlichen Darlegung der Erlebnisse seines andern Ich, des grünen Heinrich. Der Dichter schöpft aus dem Vollen eigener Erinnerungen. Darum die Wahrheit gleich der Schilderung von dem Aufwachsen des Kindes in den engen Gassen der alten Stadt.

In dem obern Stock des vom Vater hinterlassenen Hauses, aus dessen Vermietung die Haupteinkünfte fließen, verläuft seine erste Jugend. Die Mutter hat bei aller Liebe und zärtlichen Sorgfalt für den Sohn ein etwas herbes verschlossenes Wesen, so daß Heinrich die Nahrung seines geistigen Lebens, vorab seiner Phantasie, außerhalb des Hauses

gewinnen muß. Mit köstlicher Anschaulichkeit werden die Jugendeindrücke ausgemalt. In dem umständlichen Verweilen bei den kleinen Vorgängen und Begebenheiten wird man mehr wie einmal an Goethes Schilderungen in Dichtung und Wahrheit erinnert, wozu die Aehnlichkeit der Darstellung in der ersten Person beiträgt. Wie malerisch ist die Beschreibung des Kramladens gegenüber, wo Frau Margarethe haust, die einen schwunghaften Handel mit allem und jedem, namentlich auch mit altertümlichen Geräten betreibt. Heinrich ist ihr erklärter Liebling, er hat freien Zutritt auch zu ihren geheimsten Schätzen. Am Abend nimmt er öfters an den kleinen Zusammenkünften teil, die ein Kreis von Günstlingen, einige betriebsame Schacherjuden, einige sogenannte Atheisten und ähnliche Sonderlinge bei ihr veranstalten, wo es oft sehr lebhaft zugeht und leidenschaftliche Redeübungen stattfinden. Keller macht kein Hehl daraus, daß sie mit ihrem Manne, dem Jakoblein, in schlechtem Verhältnisse lebt. Sie ist die Seele des Geschäfts und sammelt ein artiges Vermögen. Aber er bekommt nichts davon. Bisweilen giebt es greuliche Scenen von Zank und Streit. Jeder von beiden lebt eigentlich von der Hoffnung, den andern zu überleben, um endlich zum freien Gebrauch der angehäuften Schätze zu gelangen. Und nun das Kind mit seinem offnen Sinn und erregtem Innenleben in diesem Kreise! Wir sehen, verschönt wird das Leben nicht unter der Feder unsers Dichters.

Mächtige Anregung zieht Heinrich dann aus den Theatervorstellungen, wozu er sich Zutritt zu verschaffen weiß. Eines Abends wird er selbst als Meerkatze in der Hexenküche des Faust mit verwendet. Da ist es nun ein feiner, seiner Eigenart angepaßter Zug, daß er, geblendet von der ihn umgebenden fremden Herrlichkeit und namentlich von der Schönheit der ersten Schauspielerin, eine traurige Meerkatze macht und still vor sich daherſitzt, statt in tollen Sätzen der angenommenen Maske zu genügen. Schließlich wird er in dem Theater ein-

geschlossen und nachdem er in dem dunkeln Raume anfangs ängstlich, dann mutiger sich umhertastet und mit den zurückgelassenen Instrumenten eine wunderbare Musik aufführt, von der Schauspielerin befreit.

Diese Scene ist bedeutsam. Sie nimmt den vergessenen Knaben in ihre Arme, drückt ihn an ihr Herz, bedeckt ihn mit Küssen. Zuletzt bettet sie ihn zu ihren Füßen auf ihrem Lager, wo er die wundersamste Nacht verbringt. Aber so sehr er sie aus der Ferne angebetet hat, in ihrer Nähe wird es ihm eher unheimlich. Die Göttin, der seine Bewunderung galt, wird zum Weibe, und es tritt an jener Stelle die „natürliche Blödigkeit vor dem lebendigen Weibe." Er verstummt, läßt mit sich geschehen, aber sein Herz ist zaghaft, sein Mund stille. Erst nachher wird er dieses Eindruckes wieder Herr, und ihr Bild begleitet ihn seitdem wie eine geheimnisvolle Heiligenerscheinung. Er empfindet den ersten lebhaften Schmerz, als sie mit ihrer Gesellschaft die Stadt verläßt.

Dieses Verhalten ist typisch für Heinrich überhaupt. Blöde und unbeholfen bei starkem Innenleben ist sein Wesen. Er ist insofern eine rechte Idealfigur des Dichters. Er wird nie ein echter Philosoph werden, denn das nil admirari, das „nichts bewundern" wird er nie lernen. Im Gegenteil alles Neue und Fremde imponirt ihm mächtig, unterwirft ihn unbedingt seiner Gewalt und schreckt ihn scheu in sich zurück. Dann schaut er mit großen staunenden Augen um sich her und vermag weder mit dem Willen noch mit dem Verstande die Empfindung, die ihn beherrscht, zu meistern. So ist es hier, so bei seinem Eintritt in die Schule, so bei dem Zusammentreffen mit andern Menschen. Aber nun reizt etwas seine Phantasie und es wird ein andrer aus ihm. Die Steigerung seiner innern Gebilde drängt nach außen, seine Worte werden kühn, prahlerisch, seine Handlungen phantastisch und ungestüm. Und er ist dann von der Wirklichkeit seiner Einbildungen so

fest überzeugt, daß er an ihre Verwirklichung alles setzt und darüber in mißliche Lagen aller Art hineinstürzt.

Mit seinen Schulkameraden macht er eine kleine Heerfahrt. Denn sie alle werden auch militärisch eingeübt, sie sind Kadetten wie Schüler. Anfangs ein wenig gedrückt, nimmt sein Selbstgefühl mit der wachsenden Belebung des ganzen Unternehmens zu und zuletzt reißt er die Führung der kleinen Schar geradezu an sich. Mit einem Freunde, dem Meyerlein, gerät er in einen Wetteifer tollster Aufschneiderei. Jener besonnen und bloß nüchtern verständig, stachelt den Leichtvertrauenden zu immer neuen Behauptungen und Prahlereien an, so daß er schließlich versichert, er habe im Keller einen ganzen Schatz von Gold und Silber. Aber nun soll er ihn auch zeigen. Jetzt zurücktreten und eingestehen, daß alles Schwindel gewesen, — nein, nur das nicht! So verbirgt er ein Kästchen mit wertvollen Münzen, Patengeschenken, Erbstücken u. dgl. in einer alten Kiste und zeigt dem Staunenden diesen Reichtum. Leider kommt er nun dadurch auf schiefe Bahn, indem er heimlich diese köstlichen Stücke herausnimmt und für sich vergeudet. Er weiß, daß er unrecht thut, aber indem er sich bei jedem Griff, den er in das Kästchen thut, immer wieder vorspiegelt, daß es nun zum letztenmal geschehe, lullt er das Gewissen ein. Er weiß, daß alles einst ans Tageslicht kommt, aber wie ein Träumender wandelt er am Rande der Gefahr. Er hat Meyerlein vorgeschwindelt, daß er ein Mädchen aus guter Familie verehre, und nun ruht sein Dämon nicht, bis er auf dem Jahrmarkt wertlose Kleinigkeiten, die nur wie Gold glänzen, kauft, um sie der Verehrten zu Füßen zu legen. Köstlich ist es beschrieben, wie er mit klopfendem Herzen vor dem ganz unbekannten Hause steht, glücklich einen Zugang findet, scheu wie ein Einbrecher die Treppe hinaufschleicht und oben seine kümmerlichen Gaben auf einen Tisch wirft, um dem unten wartenden Genossen prahlerisch zu versichern, er habe sie der Schönsten selbst

überreicht. Aber der hat sie oben am Fenster sitzen sehen und nun muß Heinrich noch eine Kußhand hinaufwerfen, um dann derbe ausgelacht zu werden. Solche Menschen sind wehrlos dem kühlen Verstande gegenüber und werden unnachsichtig ausgebeutet. So ergeht es auch Heinrich, indem Meyerlein ihn mit aller möglichen List zu tollen Ausgaben verleitet, Wetten mit ihm macht, ihm auch kleine Darlehen reicht, und über alles mit seiner zierlichen Schrift ein allerliebstes Contobuch führt, das er schließlich den Mut hat einzumahnen und der Mutter Lee zu überreichen. Da fährt er nun freilich mit Schimpf und Schanden ab, aber Heinrich muß es durch ein förmliches Complott, das jener in der Schule gegen ihn anstiftet, büßen und es entwickelt sich eine Feindschaft, die bis zu seinem frühen und jähen Tode andauert. Als Heinrich davon Kunde empfängt, „gab das unsichtbare Wort, mein Feind sei mit einem Schlage nicht mehr, mir nun Versöhnung, aber die Versöhnung der Befriedigung und nicht des Schmerzes, der Rache und nicht der Liebe. Ich konstruierte zwar, als ich mich besonnen, rasch ein künstliches und verworrenes Gebet, worin ich Gott um Verzeihung, um Mitleid, um Vergessenheit bat; mein Inneres lächelte dazu, und noch heute, nachdem wieder Jahre vorübergegangen, fürchte ich, daß meine nachträgliche Teilnahme an jenem Unglücke mehr eine Blüte des Verstandes, als des Herzens sei, so tief hatte der Haß gewurzelt!“

Das sind merkwürdige Worte, die uns in das Doppelleben, das Heinrich führt, hineinschauen lassen. Wir finden es ähnlich in der Scene, als die Mutter das geplünderte Kästchen gefunden hat und ihn darüber zur Rede stellt. Es ist ein schrecklicher Augenblick, da er aus seinen geträumten Himmeln gerissen wird und die nackte Thatsache vor ihm steht. Er lügt nicht, er ist nicht so sehr Phantast, daß er die Wirklichkeit nun noch in Frage stellen sollte. Aber es ist nur ein kurzes trockenes Ja, das er in solchem Falle dem schlagenden

Herzen abringt. Er kann sich nicht mit tönenden Worten über die Sünde hinausheben, doch auch dieses halb widerwillige Geständnis, einmal gegeben, giebt dem Gemüte schon Befreiung. Er sieht die Brücke von seinen Träumen zur wirklichen Welt geschlagen, und in dem Moment ist auch die Schuld gehoben. Er hört die Strafrede der Mutter mit Thränen, die nicht erlogen sind, aber innerlich lacht schon sein Herz in dem Gefühle, daß nach diesem Sturme die Sonne wieder scheinen, die zürnende Mutter, weil ja die Schuld gesühnt ist, sich ihm wieder liebevoll zuneigen wird. Es sind eigentümliche Seelenzustände, die sich uns hier darbieten. Man kann mit Recht einwenden, daß sie nicht normal sind. Aber wer mag behaupten, daß sie nicht möglich seien? und jedenfalls muß man die Kunst der Seelenmalerei bewundern, die uns mit solcher Sicherheit und solcher Schärfe diese Züge schildert.

Einen ganz ähnlichen Vorgang treffen wir in dem Bericht der Umstände, die Heinrichs Ausweisung aus der Schule herbeiführen. Ein Lehrer ist sehr unbeliebt, weil er sich ungeschickt in seiner Stellung, ungleich in seiner Haltung zeigt. Er wird für einige Zeit aus seiner Thätigkeit entfernt und die unbarmherzige Jugend will ihm noch einen letzten Schabernack bereiten. Sie rotten sich alle zusammen und ziehen ihm vor das Haus. Heinrich lehnt anfangs die Beteiligung ab. Aber dann, als er den lärmenden Zug sieht, erwacht wieder der Löwe in seiner Brust. Er geht mit, er tritt an die Spitze des Zuges, er stimmt die Lieder an, die vor der Thür des Bedrängten gesungen werden sollen, ja er besteht darauf, daß nun alle solidarisch zusammenhalten. Der Unfug kommt zur Untersuchung. Nun lassen ihn die andern im Stich, er wird allein für alles verantwortlich gemacht und bekennt sich mit demselben trocknen wortkargen Eingeständnis schuldig, ohne auch hier den Versuch einer Entschuldigung, einer Rechtfertigung zu machen. Und er allein muß büßen, indem er, der am wenigsten Schuldige, der Sohn der armen

Wittwe, ausgestoßen wird. Eine Maßregel, die in jedem Falle hart, wenn auch bisweilen unvermeidlich, hier etwas Empörendes hat. Denn ihm Privatlehrer zu halten oder ihn auswärts auf fremde Schulen zu senden, dazu reichen die Mittel nicht. Er ist um die Möglichkeit gebracht, die Ausbildung zu erhalten, deren er bedurft hätte. Er muß leiden, weil er doch nur mit gelähmtem Willen gefehlt und weil ihm die Möglichkeit versagt ist, den Uebergang zur Thatsache anders zu finden, als durch das bloße Anerkennen, ohne die entscheidenden Umstände mit darzulegen, weil sie über den eignen Verstand hinausliegen und da wurzeln, wo freilich die Kraft seines Wesens, aber auch die Schwächen seines Wandels ruhen.

Aus dieser wunderbaren Ueberlegenheit oder Ausschließlichkeit seiner Phantasie erklärt sich auch sein Verhältnis zu den Frauen. Menschen solchen Wesens, die sich im eigentlichsten Sinne in sich verspinnen, weil sie den Drang zum schnellen Wirken nicht haben und somit die innern Stürme und Wolken sich nicht zu entladen wissen, entbehren auch der Kraft wahrer Hingabe und damit der Grundlage echter Liebe. Sie sind die gebornen Egoisten. Ein Glück, wenn eine gewisse Fülle des Gemütes, die ihnen verliehen ist, sie vor den schlimmsten ausdörrenden Folgen dieses Grundfehlers der menschlichen Natur bewahrt, wie man es unserm Heinrich nachrühmen darf. Aber wie jener Darstellerin des Gretchens steht er auch den andern Weibern gegenüber. Sein Auge, durch seine künstlerische Begabung lebendig und sinnlichen Eindrücken geöffnet, wird von der Anmut weiblicher Erscheinung schnell bezaubert. Seine Einbildungskraft verarbeitet diese Empfindungen zu einem Idealbilde der Schönheit und des Reizes und seine Seele schwelgt in einer geheimen Anbetung der Göttin, der er in seinem Herzen einen Altar errichtet. Solche Menschen sind den Frauen gefährlich, besonders wenn sie selbst mit körperlicher Wohlgestalt ausgestattet sind. Aber sie werden sich leichter

verführen lassen, als daß sie selbst verführen, schon weil der Paß vom Herzen zum Munde in ihnen eng ist und sie an den innern Genüssen meist völlig genug haben. Die ersten Regungen solcher Empfindungen traten bei Heinrich schon frühe ein. Wir sehen ihn leise glühen für die zarte Anna, das einzige Töchterlein des trefflichen Schulmeisters, der an dem schönen See ein idyllisches Dasein verlebt. Und noch entschiedener wirken auf ihn die stärkern Reize der schönen Judith. Es ist eine feine und richtige Beobachtung, daß dieses üppige Weib gerade zu dem so viel jüngern Menschen, den wir uns eben erst auf dem Uebergange vom Knaben zum Jünglinge denken müssen, einen gewissen leidenschaftlichen Drang empfindet. Anfangs mischt sich in ihr eine Art von Mütterlichkeit mit Verliebtheit. Ihre Zärtlichkeiten verraten eine unbefangene Gewaltsamkeit, möchte man fast sagen. Aber an seinem noch unschuldigen Feuer entzündet sich ihr eignes. In der ersten Auflage hat Keller dieses Verhältnis bis zu einer seltsamen, absichtlich in einem Rembrandtschen Halbdunkel gehaltenen Scene gesteigert, indem sie den aufgeregten Sinnen des jugendlichen Liebhabers ihre Reize enthüllt. Dieser Abschnitt, der in der eigentümlichen Art seiner Darstellung über die Grenzen, die Keller sonst seiner Schilderung zieht, hinausgeht, in der er scheinbar die eigne kühle Ruhe dem Stoffe gegenüber einbüßte, ist nicht zum Schaden des Ganzen getilgt. So bleibt es denn nun bei einigen leidenschaftlichen Wallungen, dem Tausche von Küssen. Aber seltsam ist die Doppelstellung, die Heinrich zwischen den beiden Frauen einnimmt. Die Doppelseite seines Wesens, das geistige und das leibliche Verlangen, sucht zu gleicher Zeit Befriedigung. Keiner von beiden gilt seine ganze Neigung. Bei Anna denkt er an Judith, so sagt er selbst, bei Judith an Anna. Weder die kräftige Körperlichkeit der letzteren nimmt ihn völlig gefangen, noch giebt die zarte Empfindung jener, mit der es gelegentlich auch zu einem zart empfundenen aber nur zaghaft

gewechselten Kusse kommt, ihm volles Genüge. Und jedenfalls giebt er sich keiner von beiden ganz und ohne Rückhalt. Anna sieht er früh dahinschwinden, aber sein Herz bringt er heil zurück. An gebrochnem Herzen sind solche Phantasten wohl noch niemals gestorben. Judith geht nach Amerika und ohne Kummer sieht er sie scheiden. Doch verschwindet sie nicht völlig aus der Erzählung. Am Schlusse tritt sie uns wieder entgegen; mit ihrem klaren gereiften Wesen, ihrer verständigen Sicherheit, ihrer ruhigen Freundschaft für Heinrich eine unschätzbare Beraterin. Sie ist ohne Zweifel die von Keller mit der größten Liebe gezeichnete Gestalt von jenen beiden, ein prächtiges Stück aus der Gallerie hoher schöner Frauen, wie der Dichter sie liebte, wohin die Justine z. B. auch gehört, oder die Regel Amrain, die edle Figura Leu, und zum Schluß das herrlichste Frauenbild seiner Feder, Marie Salander. Aber freilich solche Gestalten konnte er in jener Zeit, als er den grünen Heinrich zuerst dichtete, wohl noch nicht schaffen und darum spielte auch Judith in dem Jugendwerk noch nicht diese Rolle. Seine spätern Lebensläufe in München bringen den jungen Maler nicht in ernste Gefahren. Wohl aber die Rückfahrt, wo er auf dem Schlosse seines Gönners die treffliche Dortchen Schönfund kennen lernt und nun dem vorgeschrittnen Lebensalter gemäß ganz ernstliche Absichten hegen mochte. Aber auch hier findet er nicht den Weg vom Herzen zum Munde. Dieser Zug ist also in hohem Maße für unsern Freund bezeichnend. Er ist ein echter Phantasiemensch, aber in dieser edlen Trösterin, Retterin, Freundin des Sterblichen zeigt sich auch seine einzige Freundin.

Die Umgebung, in der Heinrich diese doppelte Idylle erlebt, ist seinen frühern Verhältnissen entgegengesetzt. Nach seiner Verweisung von der Schule geht er für einige Zeit aufs Land. Dort wohnen ihm die Vettern weitverbreitet. Das Haus eines Oheims nimmt ihn auf, der früher

Geiſtlicher geweſen, ſich nun ganz ländlichen Beſchäftigungen widmet. Eine Schar ſtarker derber Söhne und Töchter umgiebt ihn und hilft ihm in der Bewirtſchaftung ſeines Gutes. Solche wohlgegründete bäuerliche Tüchtigkeit iſt ſehr nach dem Sinne des Dichters. Es drückt ſich das auch in den Aeußerungen aus, die Seuffert von ihm überliefert, wonach er es Guſtav Freytag verargte, daß er den letzten „König“ in ſeinen Ahnen zu einem Helden der Feder gemacht habe, Soldat oder Herrenbauer ſollte er ſein. Man fühlt den Schilderungen des Lebens in dieſem Hauſe die helle Freude ab, die er gerade daran empfindet. Starke Arbeit, die den Körper kräftigt, geſunde, von Sonne und Wetter gebräunte Haut ſind ihm liebe Gegenſtände der Anſchauung. Man kann dabei an ſein ſchönes Gedicht „Sommernacht“ denken, wo auch die „nimmermüden braunen Jungen“ gefeiert werden, die in nächtlicher Weile die Ernte auf dem Acker der Witwe oder Waiſe beſorgen, bis Morgenluft ſie zu eigner ſchwerer Arbeit ruft. Für unſern grünen Heinrich iſt das nun freilich nichts rechtes. Das Stadtkind ſchaut den Verrichtungen und dem Getriebe der Verwandten mit Teilnahme zu, läßt ſich von dem kräftigen Behagen des Kreiſes mittragen, aber ſelbſt mit Hand anlegen? Doch hat er dieſer zielbewußten Tüchtigkeit gegenüber den Drang, ſeinem eignen unbedeutenden Daſein einen gewiſſen Halt zu geben und es künſtlich zu erhöhen. Darum fällt er gerade dort auf erneute maleriſche Verſuche, ja dort keimt ſein Plan, ſelbſt berufsmäßig ein Maler zu werden. Er hat mit rohen Verſuchen dazu ſchon früher begonnen. In jener Trauerzeit, als er unter dem Banne mütterlichen Kummers nach der Entdeckung ſeiner Veruntreuungen ſtand und den Geſchmack an ſeinen ſonſtigen wilden Beluſtigungen verloren hatte, war er zuerſt auf den Gedanken gekommen, ſich mit dem Abmalen eines alten wertloſen Bildes zu beſchäftigen. Er iſt natürlich von ſeinen eignen Leiſtungen gleich ſehr erbaut und legt damit den Grund

zu neuen schönen Luftschlössern. Auf dem Lande gerät er wieder ins Prahlen damit, und der Oheim läßt sich von den kecken Worten des Neffen, in dem er nur eine kleine städtische Zierpflanze sieht, die er als von sich und den Seinen grundverschieden betrachtet und halb mit Mitleid, halb mit Bewunderung anschaut, blenden und drängt nun, wie einst Meyerlein auf den Nachweis des Schatzes und der Dame des Herzens, auf die Bewährung seiner Kunst. Auch der Schulmeister, Annas Vater, lauscht mit Entzücken den wohlgesetzten Reden, die der Grünschnabel, der sich an dem eignen Feuer immer mehr entzündet, hält. In der Einführung dieses Mannes zeigt Keller seine Vorliebe für die Wirkung durch den Gegensatz der Charaktere und der Situation. Wie bei dem Oheim alles laut und lustig zugeht, die Kost derbe ist, die Unterhaltung lärmend und mit mehr Behagen als Geist geführt wird, und Tiere, wie ein zahmer Marder, Gegenstände vorzüglicher Aufmerksamkeit sind, so ist bei dem Schulmeister, der auch zur Verwandtschaft gehört, alles fein und zierlich, seine Wohnung an dem still gelegenen See ein wahres Idyll. Blumenpflege tritt an die Stelle der Tierzucht, vernünftige belehrende Gespräche, mit Würde und Feierlichkeit vorgetragen, bilden die Würze der Mahlzeiten und Zusammenkünfte. Orgelspiel und gemeinsamer Gesang geistlicher Lieder sind die Lieblingsbelustigungen des alten Herrn, dessen Töchterlein in ihrer zarten Erscheinung ebenso sehr das Gegenbild der derben Vettern und Basen vom ehemaligen Pfarrhofe ist. In der fein ausgeführten Zeichnung solcher Contraste liegt ein Hauptreiz der Kellerschen Erzählung.

Vortrefflich und wie es scheint auf eignen persönlichsten Erfahrungen ruhend, sind die Schilderungen der ersten selbstthätigen Versuche des jungen Apelles. Ratlos steht er nun, wo es gilt, es auf das Papier zu bannen, dem geheimnisvollen Leben der Natur und ihrer Größe gegenüber. Eine mächtige Eiche spottet aller Bemühungen sich ihrer mit Farbe

und Pinsel zu bemächtigen. Eine junge Esche erliegt dem Schicksal, aber es wird eins jener schwindsüchtigen magern Stämmchen daraus, mit denen die Präraffaeliten in Italien den Hintergrund ihrer Heiligenbilder zu bepflanzen liebten. Der Oheim meint zwar, eine junge Esche könne das Werk immerhin vorstellen, und giebt ihm aus dem Schatz seiner Erinnerungen eine Anweisung zum Baumschlag, die er einem ehemaligen künstlerischen Freunde verdankte, wonach es einen zackigen und einen runden, einen Eichen- und einen Lindenstil giebt, und jener die Führung des Stiftes in dem Tempo: eins zwei drei — vier fünf sechs — erfordere, also „in reinem Walzertakt," wie lustige Mädchen damals jubelnd riefen und ohne weiteres den Eichenstil in ein flottes Tänzchen umsetzten. Die Vettern lachen einen kräftigen Chor zu der auserlesenen Probe malerischer Kunst. Aber das schadet unserm Kunstjünger nicht viel. Ausgelacht, gehänselt zu werden, daran ist er durch eine lange Leidenszeit schon gewöhnt. Ihm erhöht das doch auch nur bedingte Lob des Vaters den Sinn und er hält an seinem Idol so fest, daß die Mutter nächstens einen langen Brief erhält, der seinen unwiderruflichen Entschluß ausspricht, der Landschaftsmalerei anzugehören und damit über die Harmlosigkeit und Unbewußtheit der Jugend, der schönern Hälfte des Menschenlebens, endgültig den Stab bricht. Die gute einsame Frau zieht sich sauber an, um bei allen Respectspersonen ihrer Bekanntschaft sich Rats zu erholen. Mit köstlicher Ironie sind die verschiedenen Aeußerungen der mehr oder weniger würdigen Herren berichtet. Einmal droht die ehrbare Frau Lee aus der Rolle zu fallen, als sie nach dem thörichten Geschwätz eines Schusters, der dringend vor so ungewöhnlichem Entschlusse warnt, dagegen sich erbietet, einen wackern Fußbekleidungskünstler aus unserm grünen Freunde zu machen, jenem eine fast leidenschaftlich zornige Standrede, freilich nur in Gedanken, hält.

Ehe wir aber unsern Helden auf seinen weitern Irrwegen

begleiten, sei noch eines Verhältnisses erwähnt, dessen Ausführung dem Dichter nicht am wenigsten am Herzen liegt, nämlich des religiösen. Zu tüchtigem Bürgerleben älterer Zeit gehört auch eine Art von biderber Frömmigkeit. Weder auf die richtige Lehre hin, noch auf eine tadellose Bewährung im Wandel durfte man sie allzu ängstlich prüfen. Was der Katechismus lehrte, stand im allgemeinen fest, weil man keinen Grund hatte, daran zu zweifeln. Im übrigen schaffte man wacker, sorgte jeder für sich selbst, für den andern so viel es Sitte oder besondere Umstände erheischten, war bürgerlich ehrbar und deshalb ein gehöriger Pharisäer, hielt aber sonst Gott und Gottes Wort in Ehren. So wuchs auch Heinrich heran. Gott war ein Begriff, der ihm frühe nahetrat und den er mit seiner Einbildung ergriff. Anfangs war er ein Hauptgegenstand seiner innern Beschäftigung. Er trieb einen wirklichen stillen Kult mit Gott, bezog alles auf ihn und machte ihn zum Teilnehmer aller seiner Erlebnisse. Er bittet ihn, daß die Uhr plötzlich stille stehe, wenn er sich auf dem Schulwege verspätet hat und Strafe fürchtet, oder daß der Lehrer blind werde, wenn er sein Heft mit einem rechten Klex verunziert hat. Feurige Dankgebete entquellen seinem Herzen, wenn irgend ein derartiges Vergehen ungerügt geblieben. Aber alles dies Leben mit Gott muß innerlich verlaufen. Als die Mutter auf das Andrängen einer pietistischen Freundin das Tischgebet einführen will, weigert das Söhnchen den Gehorsam. Er wird mit unfreiwilligem Fasten bedroht, aber auch das fruchtet nichts und Mutter Lee läßt zuletzt das Bübchen doch nicht hungern. Dieses Heraustreten mit dem, was ihm als Heiligtum seines Innern galt, schien ihm eine ungeheure Entweihung. Wir sehen also auch hier einen der übrigen Entwicklung ganz parallelen Verlauf. Aber von selbst gelangt er über diesen kindlichen Standpunkt hinaus. So sehr er sich auch an diesen Gott in sich mit gewissen Seiten seines Herzens festzuklammern sucht, so wächst doch sein Geist

darüber hinweg. Er gerät in seiner Selbstbetrachtung in eine wunderliche Doppelstellung, fühlt das Verhältnis, in das er Gott zu sich gebracht, dessen nicht würdig und erhebt sich nun mit dem reifern Verstande so völlig darüber, daß ihm sein Abgott sozusagen verächtlich, ja lächerlich wird und er der zornigen Auflehnung gegen dieses Gedankenbild nicht anders genüge thun zu können glaubt, als indem er es mit innerlichen Hohnreden, ja Schimpfworten belegt. Welch sonderbare Untiefen eines menschlichen Herzens! Zunehmende Reife seines Verstandes und die auf ihn eindringenden ernsten Führungen seines Lebens heben ihn auch über diesen närrischen Zwiespalt hinweg, aber damit ist auch seine unbewußte Frömmigkeit dahin und in den Strudeln seines Daseins verschwindet Gott mehr und mehr seinen Gedanken. Man fühlt, daß das ein Proceß ist, der nach Kellers Empfindung das Richtige war. Das Religiöse verliert ihm allen Wert, sowie es über sein Dasein als geheimnißvoller Untergrund unsers gesamten Lebens eine bestimmte Form anzunehmen sucht. Es muß dabei noch bemerkt werden, daß er die Verschlechterung des religiösen Zustandes in Heinrich ausdrücklich mit dem Unterricht in der Schule in Verbindung setzt. Es scheint ihm etwas Ungeheuerliches, daß man das persönlichste geheimste Empfinden in einen trockenen Lehrbegriff einspannen will. Der Widerspruch, den dies in des Kindes Seele weckt, führt zu jenen Ausbrüchen einer wilden Laune, in denen er selbst sein Heiligtum verwüstet. Ausdrücklich bemerkt er, daß der ruhige Verkehr mit den ländlichen Verwandten, namentlich dem Schulmeister, weniger mit dem verbauerten Pfarrer, vorab jedoch das liebevolle Eingehen in das Naturleben die Seele von diesem innern Verfall wieder herstellt und in ein ruhigeres würdigeres Verhältniß zur Gottheit versetzt. Alle diese Gedanken deuten genugsam die Stellung an, die Keller zur Religion einnimmt. Die Angriffe gegen jeden Versuch zur Herstellung einer Glaubenslehre sind gerade von dichterischen

Gemütern oft erhoben worden. Man kann an den Grafen Schack erinnern, bei dem sich ganz Aehnliches findet, besonders in seiner wilden Anklage gegen Paulus, als den Begründer der Theologie. So in dem Gedichte: Der Tod des Apostels. (Ges. W. 4, 444.) Daß darin eine starke Einseitigkeit steckt, braucht nur angedeutet zu werden, ebenso, daß etwas Wahres darin enthalten ist. Eine abschließende Entwickelung dieser Frage kann hier nicht versucht werden, wo es sich doch nur darum handelt, Kellers Wesen und Eigenart in seiner Ganzheit zu begreifen. Ein besonders wichtiges Lebenselement wird die Religion in Heinrich jedenfalls nicht. Er ist mit sich im Ganzen zufrieden und fühlt sich völlig beruhigt, wenn er mit dem lieben Gott auf einem leidlichen Fuß auskommt, ohne sich sehr darum zu bemühen, die göttlichen Gebote zur Richtschnur seines Wandels zu machen, oder in der Erhebung des Gebetes Schutz und Kraft in den Stunden der Versuchung zu finden. Einer sehr merkwürdigen Stelle aber muß hier noch gedacht werden. Als Heinrich sich in München befindet, gerät er in immer größere Not. Zuletzt sieht er gar keinen Ausweg mehr und liegt eines Morgens in ganz verzweifelter Stimmung auf seinem Lager. Er weiß für den Tag nicht einmal seinen dürftigsten Unterhalt zu bestreiten. Da wacht es wie ein Erinnern an die Kindheit auf, fromme Regungen werden lebendig. Er wendet sich zu Gott mit einem innigen Gebet um Hülfe. Und siehe da, plötzlich sieht er etwas blinken. Es ist der Metallbeschlag an seiner Flöte, die er noch verkaufen kann, um seinem schlimmsten Mangel abzuhelfen. Die Schilderung ist mit großer Lebhaftigkeit gegeben. Dies plötzliche Auftreten einer glänzenden Lichtwirkung hat etwas Wunderbares und Heinrich steht für den Augenblick ganz unter diesem Eindruck. Es geziemt dem Dichter, die Aufklärung uns nicht schuldig zu bleiben. Sie liegt in dem Umstande, daß der Strahl der Sonne von der vergoldeten Spitze eines Blitzableiters auf

einem ziemlich entfernten Hause zurückgeworfen wird und dieser Schein durch einen Ritz des Vorhangs gerade in Heinrichs Dachstübchen fällt und das Schloß des lange vergessenen Kastens trifft. Die Wirkung des so eigentümlich erhörten Gebetes ist für den grünen Burschen nur eine vorübergehende. Seine Bekehrung muß nach der ganzen Anschauung des Dichters auf anderm Wege und in andrer Richtung erfolgen. Sie soll ihn nicht zu einem frommen, sondern zu einem bürgerlich tüchtigen Menschen machen. Sie muß sich in dem Schiffbruch seines wertlosen Künstlertums vollziehen.

Er hat es bei seiner Mutter durchgesetzt, als er von dem Lande zur Stadt zurückkehrt, wo er sich nach den glückseligen Erlebnissen, namentlich seinem zärtlichen Einvernehmen mit Anna kaum zurechtfinden kann, daß er Maler werden darf. Er findet einen notdürftigen Unterricht bei jenem Meister Habersaat, der leider selbst ein rechter Pfuscher ist. Er hat eine Art von Geschäftsbetrieb, indem er Zeichnungen herstellt, sie lithographieren und anmalen läßt und damit einen einträglichen Handel führt. Was er Heinrich lehren kann, ist also nur eine rohe Art von Mache, indem er ihn Stiche in sehr äußerlicher Weise nachzeichnen läßt, so daß sie zwar ein gewisses Ansehen haben, aber jeder gründlichen Durchbildung entbehren. Es ist ganz dem Wesen Heinrichs angemessen, daß diese flotte Manier des Drauflos-zeichnens ihm sehr wohl behagt. Er erntet Lob auf Lob, hat bald alle Vorräte des Meisters erschöpft und sucht sich alle möglichen Vorlagen zurecht, wobei Keller dann die feine Bemerkung macht, daß die stilisierten Landschaften Claude Lorrains solche Nachbildungen wohl vertragen, daß er aber mit den ehrlichen Holländern, wie Everdingen, gar nicht fertig zu werden weiß. Was kann solche Lehre für Früchte bringen? In unsre Teilnahme an dem liebenswürdigen, seltsamen Jungen mischt sich von jetzt an

lebhaftes Bedauern, daß er ohne sein Verschulden auf einen bösen Irrweg geradezu getrieben wird. Im übrigen ist die Schilderung dieser Zustände, dieses Lebens in der Werkstätte, die Haberſaat in dem Refectorium eines alten Klosters aufgeschlagen hat, wieder mit einer Fülle reizendster Kleinmalerei ausgestattet.

Endlich ist er der Haberſaatschen Schule entwachsen. Ein höherer Unterricht scheint ihm geboten werden zu können. Ein feiner Landschaftsmaler, der mit Vorliebe in Wasserfarben arbeitet, Römer mit Namen, kehrt von langem Studienaufenthalt in Zürich ein und nimmt Heinrich in seine Lehre. Aber zum Segen wird ihm auch diese nicht, denn Römer, und hier sind, wie wir wissen, wieder eigenste Erlebnisse des Dichters verwertet, verfällt nicht lange nachher in unheilbare Geisteszerrüttung und geht nach Paris, wo er ein trauriges Ende nimmt. So hat Heinrich auch davon nicht viel, und was er besitzt ist eine gewisse Geschicklichkeit der Hand, eine oberflächliche Mache, der aber jede höhere Grundlage mangelt und sein Drang, die reiche Welt in selbständigen Compositionen aus sich herauszusetzen, wird von der völlig unzulänglichen Technik auf das schlechteste unterstützt.

Die Folgen können nicht ausbleiben. Heinrich ist von seinem innern Berufe zur Malerei auf das festeste überzeugt. Der Besuch einer Akademie ist das Ziel, dem er zustrebt. Es verschlägt der Selbstsucht, in die er ebensosehr von selbst hineinwächst als hineingedrillt wird, nichts, daß seine Mutter sich nur sehr schwer entschließen kann, den einzigen Liebling von sich zu geben, daß es ihr auch kaum möglich ist, die Ausgaben zu erschwingen. Er will und sie fügt sich, er fordert und sie giebt alles.

Frau Lee bleibt im ganzen sehr im Hintergrunde der Dichtung. Selten tritt sie redend oder handelnd hervor. Dennoch gewinnt man ein sehr deutliches Bild und niemand kann bezweifeln, daß Keller darin ein Meisterstück gegeben

hat. Ruhig und verständig steht sie ihrem Sohne gegenüber, so lange sie seine Ziele und Wege überschauen kann. Sehr weit ist ihr Horizont nicht. Eine geringe Frau nennt sie der Dichter, zum Verstehen künstlerischer Anlagen und Neigungen reicht ihre Fähigkeit nicht aus. Es ward erwähnt, daß sie sich in schwierigen Fällen Rats erholen will, aber der völlige Widerspruch zwischen den verschiedenen Aeußerungen führt sie doch zu eigner Entschließung. Und daß diese immer nach den Wünschen des Sohnes, des einzigen, ausfällt, o sie müßte nicht Mutter sein, wenn dies nicht geschähe! An ihn denkt sie ja immer. Für ihn spart und darbt sie. In der Verwaltung ihrer bescheidenen Mittel ist sie von höchster Vorsicht. Sie hat den Jungen von klein auf knapp halten müssen, aber sie hat immer das Nötige bereit gehabt. Als er jene Marschübung mitmacht, womit natürlich Geldausgaben verbunden waren, hat er schon heimlich eine ansehnliche Münze dem Schatzkästchen entnommen. Wie rührt es ihn, als sie ihn beim Abschied mit Geldmitteln versieht, die für ihre Verhältnisse reichlich bemessen waren. Ein Stück war besonders eingewickelt, damit er es in dem Hause, wo er einquartiert werden würde, der Dienerschaft zuwende. Es rührt ihn, aber er läßt sich durch ihre Güte nicht zur Buße leiten. Tief ist ihr Kummer, als sie hinter Heinrichs Unterschlagungen kommt. Es erscheint uns als ein Mangel ihrer Auffassung, daß sie ihm weniger das Unrecht, als die Unklugheit seines Benehmens vorhält, ihm nicht sowohl die Sünde des heimlichen Verfahrens, als das Thörichte der Verschwendung zum Bewußtsein zu bringen sucht. Aber es ist die Anschauung des Dichters, die hier versagt, nicht ihr guter Wille. Als er zu seinem Verderber Haberfaat gebracht wird, glaubt sie nur zu seinem Besten zu handeln. Das vereinbarte Lehrgeld liegt sofort bereit und er kann ungesäumt den Unterricht antreten. Sie verwehrt sich jede Ausgabe, selbst die Teilnahme an der zweiten Reise des Sohnes zu den Verwandten, um nur für

ihn zu ſparen und zu ſorgen. Es iſt die große Liebe zu dem Sohne, die ihr ganzes Leben leitet. Und wie wenig Dank erntet ſie! Ihre ſchönſten Hoffnungen werden geknickt, ihre glänzenden Erwartungen bleiben unerfüllt. Rückſichtslos beutet der Sohn ſie aus. Sie leidet und trägt, wie es echte Liebe ſoll. Man mag ſagen, das ſind die Folgen einer ſolchen Erziehung. Das Unkraut ſchießt üppig in Stengel und Blätter, wenn man ihm nicht die Wurzel im Herzen abgräbt, nicht Sünde nennt, was Sünde iſt. Die bloß weltliche Brauchbarkeit iſt keine ſichere Grundlage, auf der ſich ein edler Wandel aufbaut. Aber hierin ſtoßen wir auf die Schranken des Künſtlers, der ſie formte. Er legt ihr die Decke vor die Augen, die ſie nicht abheben kann. So weit ſie ſieht, handelt ſie untadelhaft und das macht ihren Charakter zu einem ſo anziehenden, ihr Schickſal ſo ergreifend. Liebe die ſich ſelbſt vergißt, die immer verzeiht, wenn ſie noch ſo herbe gekränkt wird, iſt in dem ſchlichten Bilde dieſer Frau auf das wirkſamſte verkörpert. Keller verſchönt auch hierin nicht. Er führt die einmal gegebenen Umriſſe mit feinſter Zeichnung aus. Er zeigt uns mit unverhüllter Schärfe, welches die Folgen ihres Thuns ſind. Er übt damit das Amt des poetiſchen Richters mit voller Unparteilichkeit und erkennt die Grenzen ſeiner eignen Kraft deutlich an. Aber hier heißt es denn doch auch mit vollem Recht: Ihr ward viel vergeben, denn ſie hat viel geliebt.

Es iſt natürlich, daß ihr Bild in der zweiten Bearbeitung des Romans manche ſeiner Züge eingebüßt hat, die er in der erſten aufweiſt. Denn wenn alles in die eigne Erzählung Heinrichs verlegt wird, kann er nur das berichten, wes er ſelbſt Zeuge iſt, oder muß ſich auf die Mitteilung andrer verlaſſen, ſo daß ſelbſt der Schilderung ihres Herumlaufens bei den Verwandten, um ihre Meinung über des Sohnes Berufswahl einzuholen, der Vorwurf einer gewiſſen Künſtlichkeit nicht erſpart werden kann. Wie viel lebendiger und natür-

licher sind nicht dort die Ermahnungen der Mutter beim Abschied, die uns ihr eignes Gemütsleben enthüllen und z. B. die hübsche Bemerkung enthalten, daß es eigentlich der Vater sein müsse, der ihn zu Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit ermahne, und daß sie den geringen Eindruck, den ihre Worte auf den reiselustigen Sohn ausüben, der Unfähigkeit des Weibes zuschreibt, in solchen Dingen den rechten Ton zu treffen. So ist die größere Einheitlichkeit der Darstellung nicht ohne jede Einbuße im einzelnen zu erreichen gewesen.

Wir gehen damit zum zweiten Teile des Lebens unsers Helden über. Herrliche Einzelbilder, wie die eingehende und anschaulichste Schilderung des Volksfestes mit der Darstellung der Tellssage, in denen der Vollblutschweizer in dem Preise des Vaterländischen in Geschichte und Sitte recht zum Worte kommt, übergehen wir. So auch den Verlauf der doppelten Liebesgeschichte, in welcher der Held zwischen Anna und Judith schwankt, jene zu Grabe geleitet, diese nach Amerika abreisen sieht, ohne einen rechten Abschied nehmen zu können, da er gerade in Reih und Glied steht, denn er muß als echter Schweizer doch auch im Gebrauch der Waffen wohlerfahren sein. Die Confirmation wird mit vielen Einzelheiten beschrieben, aber sie fügt dem oben dargelegten religiösen Leben Heinrichs keine neue wichtigere Seite hinzu und kann somit hier auch unberührt bleiben. Und so wandern wir mit unserm Freunde denn gleich nach München, um die herbe Enttäuschung, der er entgegengehen muß, mit ihm zu teilen. Denn bei der Art seiner Ausbildung kann man ihm schwerlich günstige Aussichten eröffnen.

Zwar ist er bei dem zweiten Aufenthalt in der Verwandtschaft durch die ernste Einsprache, welche der mit der Natur durch täglichen Umgang vertraute Oheim ohne jede künstlerische Vorbildung, bloß auf die Schärfe des eignen Auges sich stützend, gegen die abgeschmackten Phantastereien des Neffen erhebt, einigermaßen eingeschüchtert. Und auf eine

naheliegende, ganz begrenzte Aufgabe, das Abmalen des Hauses und Gehöftes gewiesen, macht er einen Versuch, zur Wahrheit und Schlichtheit in Auffassung und Darstellung zurückzukehren. Man hat nur nicht das Vertrauen, daß diese Heilung eine gründliche sein wird. Und sie ist es in der That nicht. Denn in der Kunststadt angelangt, verschmäht es sein ungezügelter Eigenwille, seine Ungeduld, seine Eitelkeit, sich in strenge Zucht zu geben. Er hält sich im Stillen denn doch schon für einen kleinen Meister, statt sich als ganz dummen Schüler zu fühlen. Er will nicht lernen, sondern schaffen. Und so schwebt das ganze Gebäude seines Künstlertums in der Luft und muß zusammenbrechen. Keller erspart uns den Anblick dieses Vorganges nicht. Heinrich malt und malt. Daß seine Bilder einen gewissen Inhalt haben, ist natürlich. Denn eine reiche blühende Phantasie erschafft sie, die immer etwas zu sagen hat und aus den Schätzen der inneren Anschauung lebendige Gestaltenfülle, Stimmung und innere Ergriffenheit auf den Karton überträgt. So liegt etwas in seinen Schildereien, was ein besseres Schicksal verdient hätte, als die Staffeleien und Mappen ihres Schöpfers unverkauft zu füllen. In der Kunst jedoch giebt es nicht Halbes. Kunst kommt von Können, und da das Ernst, Fleiß und Hingabe voraussetzt, so scheitert unser grüner Freund völlig. Am schlimmsten ergeht es ihm, als er nach langem Zögern eins seiner Bilder zur Ausstellung bringt. Allmählich doch etwas in sich irre geworden, hat er einen berühmten Landschafter zur Besichtigung seiner Skizze eingeladen. Dieser aber stiehlt unter dem Vorwande genauer Besichtigung und eingehender Beurteilung seine Idee, so daß, als Heinrichs bescheidenes Gemälde mit schlechtem Rähmchen in der Gallerie erscheint, jenes Meisters Nachbildung schon da ist und mit seiner kunstvollen Ausführung, seinem blendenden Goldrahmen und getragen von seinem Namen bald einen Käufer findet, und Heinrich hat das traurige Nachsehen. Es fehlt nicht an einsichtigen

Beſchauern, die das wahre Verhältnis ſofort durchſchauen. Aber Heinrich Lee hat wenig Freunde, und wenn ſie ſprächen, was könnte es ihm helfen. Könnte ihm ihr Wort das geben, was ihm fehlt? Künſtleriſch bilden heißt darſtellen und kann er darſtellen? Inhalt ohne Form ergiebt nie ein Kunſtwerk.

Es iſt Keller ſehr zu danken, daß er dieſen Gedanken mit ſolcher Schärfe herausarbeitet und ſich davon nichts abdingen läßt. Und echt künſtleriſch iſt die Ironie, die er in dieſe Darſtellung hineinlegt, wenn man auch trauernd einen ſo edlen Körper unter das Mikroskop und auf den Seciertiſch gelegt ſieht.

Es iſt ein Proceß des Verfalls, des Hinabſinkens, an dem wir theilnehmen. Mit freundlicher Geſinnung vergoldet Keller dieſes an und für ſich traurige Bild. Die Scenen aus dem Malerleben, die Beſchreibung des Künſtlerfeſtes ſind voll Feinheit und Anmut und in die ganze Glut der Farben getaucht, die Meiſter Gottfried in ſolchen Fällen zur Verfügung hat. Und auch hier wieder der echte Realismus einer wahren, nicht übertreibenden, wenn auch lang hingezogenen Schilderung.

Daß Heinrich Lee auf dieſe Weiſe in eine traurige Verarmung gerät, iſt nur zu begreiflich. Und daß er in dieſem Zuſtande ſeine Mutter auf das ſchmachvollſte ausbeutet, iſt bei ſeiner Eigenart leider auch nur zu begreiflich. Die Unerbittlichkeit, mit der wir an dieſen Vorgängen beteiligt werden, hat etwas Empörendes. Er weiß ſehr gut, was er thut, als er zum erſtenmal der Mutter ſchreibt und ſie um Aushülfe bittet. Er weiß es, daß ſie mit dem knappen Jahrgeld, welches ihr ausgeſetzt iſt, die Grenzen ihrer Leiſtungsfähigkeit erreicht hat. Man mag es ihm verzeihen, wenn er einmal um eine außerordentliche Unterſtützung zu bitten wagt. Denn man kennt die Jugend und weiß, daß ſie Lehrgeld bezahlen muß. Aber man müßte nun nicht Heinrich Lee ſchon manches Jahr auf ſeinen Irrfahrten begleitet haben, wenn man nicht

von vornherein überzeugt sein müßte, daß es bei dem erstenmal nicht bleiben wird. Das Gefühl der Reue und Scham, das ihn bei dem Empfang des ersten ungeschickt verpackten, mit zahllosen Bindfaden umwickelten und unzählige mal versiegelten Sümmchens ergreift, geht in dem Taumel seiner phantastischen Eigenliebe bald genug zu Grunde. Stolze Hoffnungen, auf nichts gebaut, gute Vorsätze, die den Weg zur Hölle pflastern, sind gemeiniglich die Beschwichtigungsmittel solcher sittlichen Schwächlinge. Bei Heinrich aber kommt noch eine wahrhaft freventliche Selbstsucht hinzu, die ihn mehr und mehr zu kühler Berechnung darüber treibt, wie weit wohl die Kräfte der Mutter reichen. Es ist empörend, das ist kein Zweifel, aber es ist ein ernstes lehrreiches Gemälde menschlicher Thorheit und Verirrung, zu dessen Betrachtung uns sein Schöpfer einladet. Daß sie alles hergiebt, ward schon erwähnt. Was könnte eine solche Mutter anders thun? Aber sie hilft dem Sohne natürlich nicht. In einen Abgrund schleudert sie den letzten Rest von Behaglichkeit ihres Daseins, das Gefühl ihrer bürgerlichen Sicherheit, das einer solchen Frau nahezu alles bedeuten muß. Man ist geneigt, an dieser Stelle verdrossen das Buch zuzuschlagen und auf die weitre Bekanntschaft mit diesem jungen Frevler am Heiligen zu verzichten, der sich nicht einmal aus den Greueln, die er anrichtet, viel macht.

Es drängt sich hier eine gewisse Aehnlichkeit mit dem freilich so zu sagen verschollenen Jugendroman Ludwig Tiecks, William Lovell, auf. Auch hier haben wir einen phantasievollen Egoisten vor uns, einen Menschen, der sich in hohlen Einbildungen gefällt, sich in das Spiegelbild seines eignen Innern verliebt und dabei von Stufe zu Stufe tiefer sinkt. Ja es geht mit ihm wirklich zu Ende. Er begeht abscheuliche Thaten und verstrickt sich so tief, daß nur ein Ausgang voll Schrecken sein Los sein kann. So weit kommt es mit unserm grünen Freunde nicht. Er begeht nicht Lasterthaten und Verbrechen. Die Verwandtschaft beider Werke

liegt mehr im Einschlag, als im Zettel des Gewebes, aber sie ist ein Beweis, daß der Vorwurf, die Gewalt der Phantasie zu schildern, die, wenn zur schrankenlosen Herrschaft des Innern erhoben, über alles Innenleben ihren trügerischen Schleier breitet, dazu drängt zu zeigen, daß sie den Verstand nicht nur mit gaukelnden Schlingen einfängt, sondern selbst das Gewissen, das sittliche Bewußtsein fälscht und bindet.

Keller ging später nicht mehr auf einen tragischen Ausgang los. Das liegt nicht in seiner Liebhaberei. Man wird einigermaßen gespannt auf den Weg zur Lösung des geschürzten Knotens. Jäh und unerwartet bricht sie nicht herein. Gerade an solchen Stellen mag der ungeduldige Leser über den gleichmäßigen Gang seines Berichtes zürnen. Wer künstlerische Arbeit und maßvolle Ruhe schätzen kann, wird ihm auch hier seinen Beifall nicht versagen, wenn er so ganz gemächlich, ohne viel Aufhebens davon zu machen, den Punkt bezeichnet, wo der sich mehr und mehr in Wirrsal verfangende Weg die Wendung zum Lichten nimmt.

Not lehrt beten, ist ein wahres altes Wort. Auch Heinrich hatte angefangen sich in diese Lehre zu begeben, das zeigt uns das Wunder des verirrten Sonnenstrahles. Aber das war nicht die eigentliche Absicht des Dichters. Und man wird ihn seinen Ausweg nicht verübeln können.

Drei Punkte müssen als diejenigen bezeichnet werden, wofür wir eine Sühne erwarten, wenn die verwirrten Klänge sich zu einer leidlichen Harmonie lösen sollen: Heinrichs haltloses zerfahrenes Phantasietreiben, sein Verrat an der Kunst, seine Schuld gegen die Mutter. Auf alle drei Fragen bleibt uns Meister Gottfried die Antwort nicht schuldig.

Not lehrt beten, das ist gewiß, aber Not lehrt auch arbeiten, das ist nicht minder gewiß und wenn der erste Weg unserm Dichter etwas mißlich erschien, erreicht er doch sein Ziel auf dem zweiten vielleicht um so sichrer.

Heinrich fängt an zu arbeiten. Es ist ganz gewöhnliche

Tagesarbeit, niedrige Lohnarbeit, mit der er sich befaßt, indem er zunächst die zu einem großen nationalen Fest erforderlichen Flaggenstöcke und Wappenschilder hübsch in den blau-weißen Landesfarben anmalt. Für einen Kunstjünger von hochfliegenden Ansprüchen eine demütigende Leistung. Aber indem er sich soweit herabläßt und sie sich wirklich abgewinnt, erlangt er ein köstlicheres Gut, als er daran giebt. Vom Wahne genesend findet er Heilung in der Wahrheit. Der Segen echter Arbeit, der sich keinem, der ihn sucht, vorenthält, kommt seinem zerfahrenen Wesen zu gute. Die Schuppen fallen von seinen Augen und man trifft hier auf den für jedes Menschenleben entscheidenden Punkt, wo der Weg die Richtung nach oben einschlägt. Mit Recht hat Keller diesen wichtigen Punkt mit allen Mitteln seiner Kunst herausgearbeitet, um ihn in seiner ganzen Bedeutsamkeit zur Anschauung zu bringen. Er verwendet dazu ein besonderes Mittel, wodurch er den Fluß seiner Erzählung freilich aufhält. Aber wir wissen ja, daß es seiner Vorliebe für gemütliches Schlendern nicht auf die Stunde ankommt, zu der er an sein Ziel gelangt. Von der modernen Eisenbahnhetze trifft man in seinen Schriften noch keine Spur. Er giebt nämlich einen ausführlichen Bericht über die Herstellung und den Vertrieb eines Geheimmittels, welches in den fünfziger Jahren großes Aufsehen machte. Unsre Zeit bedarf ja gegen die Aufregungen und Zerstreuungen ihres Lebens, gegen die nervöse Zerrüttung, an der jedermann leidet, immer eines solchen untrüglichen Arcanums, das, man weiß nicht wer erfand, von dem niemand weiß, woraus es bereitet wird, aber an das, sollen wir sagen fünfzig — oder noch mehr? — vom Hundert selbst der gebildeten Zeitgenossen glauben, so lange bis die im glücklichsten Falle völlige Harmlosigkeit des Mittels nach und nach die Reihen der Gläubigen lichtet, um den prahlerischen Verkündigungen eines neuen Marktschreiers den Markt wieder zu öffnen. So kannten wir den berühmten Königstrank, so die nicht minder berühmten

Schweizerpillen. Das unfehlbare Mittel jener Zeit und soviel mir erinnerlich das erste in der Reihe dieser nieversagenden Beglückungen des leidenden Geschlechtes war die Revalenta arabica, ein ganz unschädliches — und das war sein höchster Ruhm — Gemengsel verschiedener Mehlarten. Hier bietet sich dem Dichter die Folie, worauf die tüchtige Arbeit sich um so glänzender abhebt, der Schwindel im Gegensatz zu der befreienden, erhebenden, nutzbaren Anstrengung unsrer Kräfte. Und zugleich wirft er damit ein helles Licht auf diese für die innere Beschaffenheit unseres gepriesenen Zeitalters bedeutsame Erscheinung. Aus den Fehlern und Irrtümern der Geschlechter können wir ihren Gesundheitszustand oft um vieles sicherer erkennen, als aus ihren Tugenden. Das ist eine bekannte Erfahrung der Sittengeschichte. Hier giebt uns Keller ein geistreiches Bild, das einen wesentlichen Zug zu dieser Erkenntnis beisteuert.

Bei der Betrachtung des Verhaltens, das unser Held gegen die Kunst befolgt, muß auch der beiden Genossen gedacht werden, mit denen er sich am nächsten zusammenschließt. Es sind die beiden Maler Erikson und Ferdinand Lys. Beide sind auch keine echten Kunstjünger und beide springen zu ihrer Zeit von dem eingeschlagenen Wege wieder ab, Erikson heiratet eine wohlhäbige Brauerswittwe und tritt in seiner nordischen Heimat in einen soliden bürgerlichen Beruf. Lys, im Grunde nur ein begabter Epikuräer, sieht in der Kunst nur einen schönen Luxus, einen Schmuck des Daseins. Beide dienen also keineswegs Heinrich als gute Vorbilder, noch auch sehr zur Beschämung. Neben ihnen kommt er noch immer anständig zur Geltung, so daß man dem ganzen Kunstwesen gegenüber Keller mehr eine ironische Haltung einnehmen sieht, als daß er darin ideale Zustände hätte zeichnen wollen. Und sicher ist gerade die Verbindung mit beiden für ihn nicht förderlich. Daß seine Freundschaft mit Lys ein trauriges Ende nimmt, weil Heinrich ihn für leichtfertig und charakterlos halten muß,

sei nebenher erwähnt. Es kommt selbst zu einer scharfen Forderung und in der ersten Auflage durchbohrt Heinrich sogar dem ehemaligen Freunde die Lunge. Dies hat Keller später mit sanfter Hand gemildert, das Duell ist zwar im Gange, plötzlich aber bricht Lys ab, bietet dem Gegner alle Genugthuung und sie scheiden versöhnt. Liegt also schon in dieser Stellung Lees zu den beiden Nichtmalern ein Element der Sühne für seinen Verrat an der Kunst, den er mit seiner unbelehrbaren Pfuscherei begangen, so ist es mehr, als der Dichter zu leisten brauchte, wenn er sich damit noch nicht begnügt.

Wer sich so, wie Heinrich, gegen jeden wirklichen Ernst der Arbeit auflehnt, darf nicht erwarten, daß man ihn als Künstler schätzt. Aber der Dichter wollte doch wenigstens den Vorwurf meiden, ein bloßes Nichts zum Inhalt eines bändereichen Romans gemacht zu haben. Er konnte doch den innern Drang in der Seele seines Schützlings, den künstlerischen Trieb, den er zum Mittelpunkt seiner ganzen Entwickelung gemacht, nicht nur Lügen strafen. Und so betont er mehr als einmal, daß bei aller Unvollkommenheit der Darstellung doch ein Etwas in den Bildern Heinrichs war, dessen ein wahrer Künstler sich nicht zu schämen brauchte. Die gänzliche Verfehlung in den Mitteln, wodurch dies hätte zum Ausdruck kommen können, war der Grund seines Mißgeschicks. Aber es hat ja zu allen Zeiten auch solche Menschen gegeben, die mit einem besonders liebevollen anspruchslosen Herzen ausgestattet, gerade in den Fehlern die Kraft erkennen, indem sie aus eignen Mitteln den Mangel der Erscheinung ergänzen. Bisweilen mag auch wohl die geheime Magie einer innern Wesensverwandschaft mitwirken, die einen Menschen zum andern zieht. Es widerstreitet nicht den Gesetzen der Möglichkeit, daß sich auch für Heinrich Lee solch ein verborgener Gönner findet. Er hat in den Zeiten der hereinbrechenden Not seine Stümpereien, die gleichwohl keine geringe Zahl erreicht hatten, an einen dunkeln Händler, der ein Trödler-

geschäft betreibt, und wie mit andern alten Sachen, so auch mit sogenannten Kunstwerken fünften, sechsten oder noch niedrigern Grades seine ärmliche Kundschaft bedient, nach einander für ein nichts verschachert. Gelegentlich grinsen den vorübergehenden Kunstjünger seine Schöpfungen hinter den halbblinden Scheiben des Kellergewölbes höhnisch an. Dort sieht sie ein Fremder, der mit jenen Zügen des Innern versehen ist, und ersteht sie eine nach der andren. Heinrich hat sich seine armseligen Leistungen, in denen er doch lebte, nur mit einem heftigen kummervollen Entschluß von der Seele gerissen. Er erfährt auch zunächst nicht, wo sie geblieben sind. Aber als er München endlich verläßt und nach der Heimat zurück wandert, kommt er zufällig in einen ansehnlichen ländlichen Besitz, und siehe da! dort sind seine Gemälde in der Hand eines Liebhabers vereinigt und er wird mit allen Ehren empfangen. Ja eine überaus reichliche Bezahlung wird ihm nachträglich dafür zu teil. Er wird zu längerem Bleiben veranlaßt und ihm ein ordentlicher Auftrag zu zwei Bildern gegeben, die er zur Zufriedenheit seines Gönners ausführt. Allerdings nicht ohne einige Stockung und Unterbrechung. Indem er nun aber noch zwei kleine frühere Gemälde, die bei dem Händler lange Zeit fruchtlos ausgehängt gewesen waren, an seinen reichgewordenen kaufmännischen Freund in Hamburg gegen ein hübsches Sümmchen los wird, das ihm in Anweisungen zugeht und zu seinem baaren Gelde auch noch Wertpapiere hinzufügt, — wer möchte behaupten, daß Keller den verworrenen Schicksalen seines Lieblings nicht eine volle Sühne werden läßt? Ueberreichlich möchte man sagen. Künstlerische Ehren und goldener Lohn, was fordert man mehr? Keller ist ein unermüdlicher Optimist. Seine Kinder brauchen um ein gedeihliches Schicksal meist nicht bange zu sein. Und das Wohlbehagen am eignen Besitze ist doch für ihn die eigentliche Grundlage des Glückes. Mit leeren Händen heimkommen heißt die Partie völlig verloren haben. Und Heinrich soll sie ja doch gewinnen, wenigstens nun.

Daß seine Lebensgeschichte ursprünglich einen unerträglich herben Abschluß hatte, ward schon erwähnt. In der ersten Bearbeitung wird ihm nicht ein so reichlicher Schatz zu teil, wie er ihn nachher mit heimtragen durfte, sondern da hat er die Partie völlig verloren. Damals waren offenbar die trüben Eindrücke seiner mißglückten Künstlerlaufbahn noch zu mächtig in ihm, die Wunden frisch, noch nicht verharscht. Aber als er sich nun selbst mit dem Leben abgefunden hatte, ein wohlbestallter Mann geworden war, der seinen Platz im Leben trefflich ausfüllte, die zweite Kunst, der er sich weihte, ihn besser lohnte, Dichterruhm und Gewinn ihm brachte, da konnte er auch hier mildern. Und wenn auch die Schilderung der Heimkehr selbst, die den Sohn nur an das Sterbelager der Mutter führt, immer noch bedrückend genug ist und noch etwas mehr Versöhnung wünschen ließe, das Schlimmste ist doch vermieden. Daß sein Gewissen noch schmerzlich leidet und er lange noch wie träumend umherwandelt, ehe er das innerliche Gleichgewicht wieder findet, ist die mindeste Buße, mit der er seine Rücksichtslosigkeit, seine empörende Gleichgültigkeit gegen das arme Mütterlein zu sühnen sucht. Aus diesem Zustande innerer Zerrüttung wird er dann herausgerissen durch die wieder auftauchende Judith, deren kräftige Persönlichkeit genug Entschlossenheit und Tüchtigkeit besitzt, um auch dem Phantasiemenschen Heinrich zur Ermannung des eignen Willens abzugeben, und das sonderbare Verhältnis, in dem sie beide zu einander gestanden haben, zu einem versöhnenden Abschluß zu führen. Nicht zwar in der Ehe. Sie bleiben beide einsame Leute, nur durch Freundschaft aneinander gekettet. Das eigne Hagestolzentum des Dichters giebt sich darin eine poetische Rechtfertigung. Aber aller Zwiespalt ist geschlichtet. Tüchtiges Wollen, ernstes Streben trägt den Sieg über alle Zerrissenheit davon. Als ganzen Mann entlassen wir unsern Freund.

Wenn oben auf Stockungen und Unterbrechungen hin-

gedeutet ward, die seine Thätigkeit auf dem Schloß des Grafen bedrohten, so lagen diese für Heinrich in dem eigentümlichen Verhältnis zu Dortchen Schönfund, der Pflegetochter seines Gönners. Hier haben wir die dritte Herzensbeziehung unsers Helden, wir können sagen, seine erste wirkliche Liebe. Zu Anna zog ihn seine Phantasie, das was schwärmerisch und überspannt in ihm war. Zu wenig kam die Natur darin zur Geltung. Den Kuß, den er gelegentlich mit ihr tauscht, könnte er ebensogut einem Heiligenbilde gegeben haben. Nichts spricht darin von wirklichem Menschengefühl. Darum eben muß Judith daneben stehen, die aber doch auch keine volle Herrschaft über ihn gewinnt, und wenn sie ihn zu Ausbrüchen seiner Zärtlichkeit drängt, doch selbst fühlt, daß sie nur eine Hälfte seines Wesens besitzt, weshalb ihre Empfindung aus Zärtlichkeit und lustigem Mitleid gemischt ist. Dortchen tritt er zum Manne erwachsen gegenüber und er selbst hat die Empfindung, wie anders seine Stellung zu ihr. Das ist die echte Liebe des Mannes zur Männin. Aber es ist der letzte Tribut, den er an seine seltsam verwickelte Natur zu zahlen hat, daß er auch jetzt noch diese Liebe in seinem Innern verschlossen hält. Sie verrät sich, seinem Willen zuwider, in tausend kleinen Zügen. Aber niemand fühlt sich berufen, ihm zu Hülfe zu kommen und das Schweigen zu brechen, das er zu bewahren für gut findet. So geht er einsam davon, wie er gekommen war, und muß sich nachher den spottenden Brief des Grafen gefallen lassen, der ihm sein Schweigen vorwirft und ihm zugleich mitteilt, daß Dortchen einen andern Gatten gefunden hat. Der Stachel, den diese Nachricht in seine Seele treibt, wird aber doch zur guten Hälfte seiner schmerzenden Kraft beraubt, da er zugleich erfährt, wie sich das Dunkel, das über ihrer Abstammung gelegen, gelichtet hat. Sie ist die rechte Nichte des Grafen, von vornehmer rechtmäßiger Geburt. Da hilft denn der Republikaner in Heinrich ihm über den Verdruß der Reue hinweg, er und eine Adlige, eine

geborne Gräfin mit Titel und Wappen — hu! und wenn es selbst eine Dortchen Schönfund wäre, das heißt ein Mädchen von höchst liebenswertem Charakter, in der sich Aufrichtigkeit und Wärme des Gefühls mit so viel Munterkeit und Mutwillen verbindet, daß eins der anziehendsten Frauenbilder des Dichters darin vor uns ersteht. Am liebsten möchte man sie sich als eine rechte Schwester der Figura Leu in dem Landvogt von Greifensee denken, die denselben erquicklichen Eindruck hinterläßt. Und zu der madonnenhaften Anna und der derben ländlichen Judith ist in ihr das schönste Gegenstück gewonnen, in dem sich dieser Dreiklang erst zu voller Harmonie gestaltet.

Die ganze Scene aber bedarf noch einer Betrachtung. In ihrer Ausführung zeigt sich in Keller ein unverkennbarer Rückfall in die Romantik. Der zufällige überraschende Eintritt in den Kreis, zunächst in die Kirche, aus der er ausgewiesen ganz hilflos und ohne Obdach dastehend Aufnahme findet, die Geheimnisse, die Dorothea umschweben, der ganze Verkehr mahnt an Eichendorffsches Fabulieren und schließt sich nicht so natürlich an den bisherigen Verlauf der Darstellung, daß nicht eine Fuge klaffen bliebe. Unter den Personen, mit denen Heinrich hier Berührung gewinnt, verdient eine besondre Beachtung, der reisende Atheist, Peter Gilgus, dessen Auftreten mit vielem Humor geschildert wird. Seine umständliche Ankunft, sein derbes Wesen, das laute lärmende Sprechen, der oft wiederholte Ausruf: Es ist eine Lust zu leben, wodurch er eine gewisse Aehnlichkeit mit Huttens Kampfesfreude und siegsgewisser Zuversicht gewaltsam in Anspruch nimmt, alle diese Züge geben diesem ehemaligen Schulmeister und nunmehrigem Propheten ein durchaus komisches Gepräge und deuten genugsam an, daß der fortgeschrittene Atheismus eines Feuerbach, dessen Name in diesem Zusammenhange genannt wird, doch nicht nach Kellers Sinne war. Seine Anschauung sucht doch ein gewisses Maß zu halten bei aller

Freisinnigkeit, wie sich den Reden des Grafen abfühlen läßt, der seine vermittelnde Rolle zwischen den manchmal streitenden Parteien, Gilgus und dem Pfarrer, nicht ungeschickt spielt. Auch diese Schilderung trägt dazu bei, dieser Schlußscene der Irrfahrten Heinrichs ihr besonderes Gepräge zu geben, wozu auch die Ausführlichkeit der Gespräche gehört, die im allgemeinen auf ein ziemlich bescheidenes Maß beschränkt wird, was dem Charakter der Autobiographie angemessen ist. Denn in nichts fällt der Dichter einer solchen so leicht aus der Rolle, als gerade bei den Gesprächen, die meist den hinter seinem Stoffe stehenden unbeteiligten Verfasser verraten. Denn nimmt man es damit ernst und fragt, wie ist es möglich, so lange Reden, die noch dazu meist wohlgesetzt, mit überlegenem Verstande angeordnet und in Ton und Haltung sorgsam abgestuft sind, nachher aus dem Gedächtnis aufzuzeichnen, so sieht man, daß der Dichter von dem ursprünglichen Plan abgegangen ist und selbst darauf los fabuliert, statt wirklich seinen Helden alles erzählen zu lassen. Von eignen Aufzeichnungen, die doch in der That unmittelbar solchen erregten Redeschlachten gefolgt sein müßten, ist aber nirgends die Rede. Nur die Jugendgeschichte, in grünen Sammet gebunden und mit vergoldeten Schließen, spielt in der Erzählung eine nicht unwichtige Rolle. Zuerst, weil die unerhörte Pracht des Einbandes dem armen Studenten der Malerei eine kaum zu erschwingende Ausgabe zumutet. Dann aber wird sie als eine Art von Heiligtum mitgeschleppt, wie der Schädel des Albertus Zwiehan, der auch ein solches Symbol der fortdauernden Jugendlichkeit bildet, bis jene dann in die Hände Dortchens gerät und ihr zum aufmerksamen Studium geliehen wird, während dieser nachher rühmlich bestattet gleichsam den Schlußpunkt zu dem Kapitel der romantischen Irrfahrten bildet.

Wir können von diesem Punkt aus zu einer Erwägung des litterarischen Wertes unsers Buches fortschreiten. Daß der Roman bei der erneuten Bearbeitung an innerlicher Einheit

beträchtlich gewann, ist schon angedeutet. In der ersten ward der Zusammenhang auf das übelste unterbrochen. 91 Seiten Erzählung von der Beschreibung der Reise von Zürich nach München, dann die in erster Person erzählte Jugendgeschichte, die mehrere Bände füllt, dann wieder der Sprung in den Bericht des Dichters, der doch der ausgeführten Selbstbiographie gegenüber etwas Bruchstückhaftes behält, das schärft wieder die Lehre von der Bedeutung der Form für den Wert des Kunstwerkes ein. Sie darf nicht geringgeschätzt werden, wenn dieser nicht beeinträchtigt werden soll. Die wenig günstige Aufnahme, die der grüne Heinrich fand, war diesem unbeholfenen Zustande seiner Erscheinung wesentlich mit zuzuschreiben. Das Barocke gewinnt am schwersten die Herzen, namentlich wenn es von einem Manne stammt, der dadurch erst seine Meisterschaft bewähren soll. So nahm man wenig Kenntnis davon und es war nur einzelnen schärfer blickenden Beurteilern, wie namentlich Berthold Auerbach*) beschieden, die große Bedeutung des Werkes auch in dieser verfehlten Gestalt herauszufühlen und freudig Zeugnis dafür abzulegen.

Auch von Varnhagen von Ense erschien schon bald eine freilich nur kurze, aber sehr verständige Beurteilung.**) Zu günstig spricht er sogar davon, daß alles aus einem Gusse sei ungeachtet des großen Zwischenraumes in der Abfassung. „Die lebhafte Theilnahme, mit welcher wir dem Lebenswege des Helden folgen, beruht auf der innern Entwickelung, die uns dargelegt wird, auf den ewigen Rätseln des menschlichen Herzens und Geistes. Selbst einige scheinbare Auswüchse, z. B. die prächtige Ausmalung des Künstler-

*) Auerbach rühmte sich, Keller entdeckt zu haben, vgl. darüber Fritz Mauthner, von Keller zu Zola. Berlin 1887, S. 2 f., der den netten Scherz von Auerbachs Keller dabei erneuert.

**) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von Varnhagen von Ense. VIII., S. 492 f.

festes in München und das gewagte Hinabsteigen in den Zwiespalt der menschlichen Freiheit und Notwendigkeit, sind nicht willkürliche Episoden, sondern hülfreiche Glieder des gebotnen Entwicklungsganges. — Aus unseren Andeutungen ergiebt sich, daß wir es hier auch mit einem ursprünglichen Werke zu thun haben, mit einem aus kräftiger Eigenart natürlich hervorgewachsenen; es weht echte Schweizerluft darin, der Geist allgemeiner Freiheit und persönlicher Selbständigkeit. Deshalb wollen wir auch einige landschaftliche Ausdrücke nicht als Flecken rechnen; sie werden kaum störend in der sonst klaren und gewandten Schreibart, die nicht selten an die helle Festigkeit des Wilhelm Meister, an die zarte Anmut Heinrichs von Ofterdingen erinnert und sogar den Schmuck von Sinnsprüchen des Angelus Silesius willig aufnimmt. In einem Stücke nur können wir unsere Unzufriedenheit nicht bergen; wir wollen dem grünen Heinrich ein anderes Ende beschieden sehen, oder vielmehr sei er uns nur gestorben, damit er uns von seinem Weiterleben überzeuge und als glücklicher redivivus uns fernerhin begegne!"

Natürlich konnte der schwächste Punkt der ganzen Composition, eben der grundlose Tod, dem feinsinnigen Kritiker nicht entgehen. Und in dem Schlußwort kann man ebensowohl eine Hinweisung auf die künftig eintretende Umänderung erkennen, als eine Vorwegnahme der Ansicht, die später Vischer aussprach, als er das Wort über Gottfried Keller ergriff, um das Gehaltvollste zu sagen, was bisher über ihn gesagt worden war. Es geschah das im Sommer 1874 in vier Nummern der Beilage der Allgemeinen Zeitung.*)

*) Wieder abgedruckt in dem zweiten Heft des „Alten und Neuen." Stuttgart, Bonz, 1881. S. 135—216. Die Aufnahme, die der Aufsatz bei Keller fand, und einige Gegenbemerkungen giebt der schöne Brief vom 31. Januar und 29. Juni 1875. Deutsche Dichtung 10, S. 27—28. Fast ein Jahr hatte Keller vorübergehen lassen, ehe er Vischer für den Aufsatz dankte. Und der Brief ist begonnen am 31. Januar, halb

Er ſucht ſich mit der unliebſamen Thatſache des jähen Abſterbens dadurch auseinanderzuſetzen, daß er dies nur ſymboliſch faſſen will. Der grüne Heinrich, wie er bis jetzt gelebt hat, der verunglückte Maler, der iſt tot. Nun ſoll der Dichter, der in ihm ſtak und der in dem Schöpfer nun ſo glanzvoll zu Worte kam, auferſtehen. Darum iſt er denn in den nachträglichen Bemerkungen mit der Aenderung der zweiten Bearbeitung nicht ganz einverſtanden; denn nicht ein praktiſcher Staats- und Geſchäftsmann, ein „Statthalter“ in Cantonaldienſten ſollte des „Pudels Kern“ geweſen ſein.

Als Viſcher dieſen Aufſatz ſchrieb, hatte ſchon ein andrer ſeinerzeit ſehr geſchätzter Kritiker, nämlich Kreyſſig*) das Wort über den grünen Heinrich ergriffen. In unbarmherzigſter Weiſe, denn es blieb an dem ganzen armen Kerl thatſächlich kein gutes Haar. Ich habe nichts dagegen, daß er dem grünen Heinrich dieſes Beiwort mit dem Zuſatz „leider ſehr und dauerhaft grünen“ auftrumpft. Auch den Vorwurf mangelnder Compoſition macht er nicht umſonſt. Aber die ganze gedrängte Darlegung des Inhalts zeugt von der völligen Unfähigkeit des Verfaſſers, dem gemüt- und

vollendet liegen geblieben und erſt am 29. Juni zu ende geſchrieben. Man ſieht, welche Freiheit des Sinnes, welches Bewußtſein des eignen Wertes Keller beſaß und auch dem Freunde gegenüber bewahrte. Die Gegenbemerkungen bezogen ſich auf einzelne Vorwürfe, die Viſcher gemacht hatte, insbeſondere auf die Naſenzöpfchen des Ritters Maus des Zahlloſen in der Legende: Die Jungfrau als Ritter. Viſcher nahm daran Anſtoß als an einer Geſchmackloſigkeit. Er erwähnt manche ſolche Knorren und Knubben, die grundlos die reine Schönheit der Darſtellung entſtellen. Seine Erwartung indes, Keller werde nur dieſer Anregung bedürfen, um derlei kleine Anſtößigkeiten bei einer neuen Auflage zu beſeitigen, ging nicht in Erfüllung. Der Mann war ſo ganz aus einem Guſſe, daß er auch nicht an den Ecken und Zacken ſchleifen wollte. Ich werde auf einige dieſer Punkte noch aufmerkſam machen.

*) Vorleſungen über den Deutſchen Roman der Gegenwart. Berlin, Nicolai, 1871, S. 137—142.

humorvollen Wesen des Buches auch nur eine verwandte Seite abzugewinnen, ist nur unfreundlich und verständnislos. Und dieser Roman, schließt er emphatisch, hat seinem Verfasser einen Namen gemacht unter den deutschen Aesthetikern, und lenkt noch heute eine gläubige Gemeinde von schönen Seelen in seine traumhaften Labyrinthe: eins von vielen Beispielen für die Langsamkeit und Ungleichmäßigkeit, mit der die culturhistorischen Wandlungen sich in unserem vielgegliederten und gebrochenen Volke vollziehen.

Schon Vischer nimmt Veranlassung, den unberufenen Verurteiler auf das Unzulängliche seiner Betrachtung hinzuweisen.

Für den Kenner barg gewiß der Roman damals gleich eine solche Fülle eignen kräftigen Lebens und einen so großen Reichtum von Schönheit, daß er sich weit über den breiten Strom der Tageslitteratur hinaushob. Er mochte wohl als ein Seitenstück zu Wilhelm Meister und nicht bloß stofflich gelten dürfen. Freilich besteht der eine große Unterschied, daß Goethe in diesem Roman ebenso wie früher im Werther Typen schuf, allgemein gültige Gestalten, mit denen und in denen die ganze Zeit rang, kämpfte und litt. Das war Keller versagt. Der grüne Heinrich trägt einen ganz einzelnen Charakter, er ist ein Mensch für sich, nach dem Herzen seines Schöpfers, aber er kann nicht als eine Verkörperung einer Zeitrichtung gelten. Von den allgemeinen Bewegungen jener stürmischen Epoche findet sich auch nicht der letzte Wellenschlag. Die Entwickelung Heinrichs konnte so zu jeder Zeit verlaufen, oder auch zu keiner, möchte man hinzusetzen, wüßte man nicht, daß Keller aus seinem eignen Leben das meiste und beste beigesteuert hat. Phantasiemenschen vom Schlage unsres grünen Freundes hat es immer gegeben, auch unsre Zeit wird solche Originale noch zeitigen. Aber sie stehen doch immer wie Fremdlinge in den Reihen ihrer Zeitgenossen und dieses Sonderlinghafte ihres Wesens

macht sie den meisten derselben zu einer nur auffallenden Erscheinung, für die der richtige Philister, das heißt in diesem Falle der richtige solide Reichsbürger halb Mitleid halb Spott fühlt, die er aber in den seltensten Fällen Neigung tragen wird, zu sich einzuladen und als Gast oder gar als Freund, als Vertrauten bei sich zu beherbergen. Und doch verlangt das der grüne Heinrich, wenn er recht verstanden und geschätzt werden soll. Er ladet zu intimem Verkehr ein, weil nur dann alle seine Schönheiten und Feinheiten zur Geltung kommen, die zahllosen Gedankenblitze, die vielfachen Scherze, die treffenden Bemerkungen, die anmutigen Bewegungen des Seelenlebens. Es ergeht ihm in dieser Beziehung wie Jean Paul, auf den sich mehr als einmal der Blick lenkt, obwohl die Verschiedenheit auch wieder groß genug ist. Vielleicht darf man bei der Dortchen-Schönfund-Episode ebensogut an diesen Dichter erinnern, wie vorher Eichendorffs dabei gedacht ward. Auch er liebt solche Ueberraschungen und allmählich eintretende Enthüllungen, stand er doch auch mit beiden Füßen in der Romantik, wenn er auch den Kopf freier hielt und nicht darin verschwebte. Daß Jean Paul auf Keller von höchst bedeutendem Einflusse gewesen ist, bekennt er durch den Mund seines grünen Alter Ego selbst, der unter den Büchern, die er nicht las, sondern verschlang, gerade jenen nennt und gesteht, daß er ihm tief, tief das Herz gerührt habe.

Da in der zweiten Auflage der Dichter soviel einschneidende Aenderungen vorgenommen und Ton und Haltung seines Buches einheitlicher gestaltet hat, so fallen manche von den Einwürfen fort, die dagegen erhoben werden konnten. Immer noch behält es etwas Ungleiches in seiner Durchführung. Einschiebungen, wie die Erzählung vom Meretlein, von Albertus Zwiehan drängen sich eigenmächtig und selbständig herzu, ohne daß eine innere Nötigung vorläge und verlocken nachher zu Weiterführungen halb symbolischer Art,

wie die Schicksale des Schädels beweisen, den die erste Bearbeitung noch nicht kennt. Auch die Geschichte von Frau Margret und Herrn Jakoblein wird vollständig abgewickelt und der Zusammenhang damit unterbrochen. Man sieht, der jugendliche Trieb zu fabulieren läßt sich auch durch spätere Ueberlegung nicht mehr ganz bannen und beherrschen, sondern bricht immer durch. Also den Maßstab einer ganz strengen geschlossenen Kunstform verträgt der grüne Heinrich nicht, hier schwillt er darüber hinaus, dort bleibt er dahinter zurück. Namentlich Vischer weist auf dies Halbschürige der Form nachdrücklich hin, dieses Schweben zwischen Roman und Autobiographie. Ein Werk tiefer Empfindung und heiterer Laune, verlangt er einen verwandten Sinn zu seiner Würdigung und darum darf man sich wohl gestehen, daß er nach wie vor doch nur das Eigentum einer kleinen Gemeinde sein und bleiben wird, aber bei ihr auch auf Treue und Zuneigung rechnen kann für allezeit.

Wie ein Roman die schriftstellerische Laufbahn Kellers eröffnete, so schloß auch ein Roman sie ab, „Martin Salander," wie die meisten seiner spätern Schriften zuerst erschienen in der „Deutschen Rundschau," dann in Buchform 1886. Die Gegenüberstellung beider Werke hat manches Anziehende, wie auch die Erneuerung der Romanform nicht gleichgültig ist. In dem grünen Heinrich ward die Jugend- und Entwickelungsgeschichte gestaltet. So persönlich ist nun zwar Salander nicht. Was wir von der biedern Thätigkeit Kellers in seinen reifen Mannesjahren während der Verwaltung seines Staatsamtes wissen, flößt uns Achtung vor seiner Tüchtigkeit und Gediegenheit ein. In Martin Salander steckt noch ein ordentliches Stück vom grünen Heinrich, aber nicht viel von

dem eignen Blut seines Schöpfers. Trotzdem wird man nicht anstehen, auch ihn als ein Stück der eignen Confession zu bezeichnen. Der Roman atmet dadurch von vorn herein eine ganz andre Lebensluft, daß er nicht über der Zeit schwebt, sondern mitten drin steht, und nicht künstlerische Fragen seinen wahren Inhalt bilden, sondern solche des öffentlichen Lebens. Wir wissen es aus den Zeugnissen seiner Freunde, daß er mit der Entwicklung der staatlichen Verhältnisse in seiner Heimat wenig zufrieden war, die Zunahme der radicalen Strömung, der entschiedene Sieg der Demokratie in der Verfassungsbewegung von 1867 hatte durchaus nicht seinen Beifall. So freisinnig er war, so wollte er keinen Fortschritt ins Maßlose. Und die Redefertigkeit, die sich breit machte und Bewunderung heischte, ohne durch Tugenden oder Charakterstärke getragen zu werden, vielmehr empfindliche Blößen nur verhüllen sollte, konnte seinem entschieden auf das Thatsächliche gerichteten Sinne keine Achtung, sondern nur Spott abgewinnen. Deshalb war es hier auch nicht nötig, eine Entwickelungsgeschichte zu geben. Die öffentlichen Zustände werden nicht durch einen Menschen gemacht, so daß sie sich in einer Gestalt hätten typisch verwirklichen lassen. Sie sind ein Werdendes, ein Gewachsenes, jeder hilft im gewissen Sinne mit an ihrem Zustandekommen und muß sein Verhältnis zu ihnen gewinnen. Sie treten also wie fertige Mächte dem einzelnen Menschen gegenüber, ich meine fertig hier, wie abgeschlossene, auf sich gestellte, an deren Zustandekommen sich nichts ändern läßt. Aber sie bieten eine Menge einzelner Erscheinungen und Gestaltungen, an denen der heitere lebenskundige Sinn eines feinen Beobachters seine Studien machen kann und eine Gallerie belustigender Bilder anzuknüpfen vermag. So ist Martin Salander ein Zeitroman, ein politischer Roman, ohne doch ein Tendenzroman in schlechtem Sinne heißen zu dürfen. Was ihm diesen Vorwurf erspart, ist besonders die beachtenswerte Thatsache, daß der Held in deren Reihe steht, deren Sache Keller nicht führt.

Salander ist ein recht fortgeschrittner Demokrat, ein Mann des Volkes, wie er sich gerne pomphaft nennt, und es ist die köstliche Ironie des Dichters, ihn in manche Untiefe geraten zu lassen, aus der er im ganzen immer noch glimpflich wieder heraus kommt, ohne jedoch gründlich geheilt zu werden. Daß die guten Münsterberger d. h. Züricher, denn unter jener Verkleidung führt er seine Vaterstadt ein, über seine Darstellung nicht sehr entzückt waren, begreift sich leicht. Wer mag die Mängel heimischen Regiments und Verfassungslebens, die seltsame Verwirrung öffentlichen Urteils so ohne Scheu und Decke vor sich aufgeblättert sehen, auch ohne daß vaterländischer Stolz und, wie wir hinzusetzen dürfen, republikanische Selbstzufriedenheit dabei mitsprechen? Aber daß man allerlei dagegen vorzubringen hatte, bewies ja doch nur, daß man sich getroffen fühlte und gab dem Richter recht in seinem Urteil. Es ist aber für die Würdigung des Buches von vorn herein nicht unwichtig zu wissen, daß Martin Salander nicht als ein völlig abgeschlossenes Werk zu gelten hat, Keller wollte ihn fortsetzen; zwar würde Martins Leben keine bedeutende Gelegenheit dazu geboten haben, da sein Schicksal im ganzen als fertig gelten darf, wir wenigstens die Ueberzeugung hegen können, daß er genug Lehrgeld bezahlt hat, um nicht wieder in neue Dummheiten hineinzustürzen. Aber es ist ihm unter der Hand ein trefflicher Sohn erwachsen, ein lieber verständiger Junge, der mehr nach der Mutter artet, als nach dem Vater und die Hoffnung weckt, arge Thorheiten zu vermeiden und einen bescheidenen verständigen Lebenswandel zu führen. Dieser Arnold war in dem Mittelpunkt der Fortsetzung gedacht und hätte dem Dichter wohl den Anlaß geboten, die mehr negativen Züge ins Positive umzusetzen. Leider ist dieser Plan unausgeführt geblieben und wir müssen uns mit der Geschichte des Vaters begnügen.

Die Form des Romans ist strenger durchgeführt, wie im grünen Heinrich. Er ist in der dritten Person erzählt,

alle unnötigen Beiwerke sind vermieden, keine Zwischenerzählungen schieben sich ein. Die Frische der Erfindung ist noch unvermindert und die Fülle der darin niedergelegten Poesie ist nicht geringer, als dort.

Allerdings ist die eigentliche Fabel nicht gerade bedeutsam und steht der des grünen Heinrich, die doch ein ganzes Menschenschicksal umspannt, nach. Martin Salander verzeichnet die Geschichte der Thorheiten eines Mannes, der von vorn herein schon die Kinderschuhe längst vertreten hat und seine hoffentlich endgültige Heilung. Hoffentlich, setzt man etwas zweifelnd hinzu. Alter und graue Haare schützen nicht vor Thorheit und eine Bürgschaft möchte ich nicht für ihn übernehmen, daß er zum letztenmale gefehlt und gestrauchelt hat, wenigstens keine von beträchtlicher Höhe. Denn er hat etwas in sich, was uns kleinlaut macht. Das ist jenes Stück vom grünen Heinrich, dessen oben gedacht wurde. Er leidet auch an einem Zuviel von Phantasie, nur ist sie nicht von künstlerischer Triebkraft, sondern man möchte sie eher den Schleier der Maja nennen, der vor seinen Augen hängend ihm wehrt, die Dinge in ihrer wahren Gestalt zu sehen, zu wissen, wie tief der Abgrund ist, an dessen Rande er vertrauensselig einherschlendert und vor allem ihn zum allerschlechtesten Menschenkenner macht. Er ist sonst ein braver Kerl, grundgut in seinem Wesen, aber in gewisser Hinsicht von einer rührenden Hülflosigkeit. Und deshalb unsre Bedenklichkeit seiner Besserung gegenüber. Ein junges Bäumchen wie der grüne Heinrich wächst sich noch gerade unter gehöriger Zucht, aber ein alter Knorren bleibt was er nun einmal geworden. Für einen Buben und heranwachsenden Burschen ist es kein schwerer Mangel, wenn er den Vorwurf ewiger Grünheit mit sich herumträgt — wenn aber ein Mann in reifen Jahren noch diesen Ehrentitel verdient? Und leider ist der letzte Streich Salanders der allerdümmste! Wahrlich muß der Dichter diesen Menschen mit einer Fülle anziehender Züge ausgestattet

haben, wenn wir ihn wirklich lieb behalten und nicht in Aerger über ihn geraten ſollen. Und dieſe Aufgabe hat Keller dadurch gelöſt, daß er ihn zu einer durchweg humoriſtiſchen Geſtalt macht. Der ganze Mann iſt voll Gemüt, voll aufrichtigen wahren Gefühls, und von einer Ehrlichkeit gegen ſich ſelbſt, daß er ſich nie ſcheut aufrichtig zu bekennen, was er gefehlt, nie beſchönigt, was er gethan, immer auch mit redlichem Willen wieder einzubringen ſucht, was er verſäumt hat. In ſeinem politiſchen Treiben hat er immer das Beſte des Vaterlandes im Auge, und der ehrliche Eifer, den er daran ſetzt, verſöhnt uns reichlich mit den oft ſeltſamen Wegen, die er wandelt. Und dann hat ihm der Dichter ein Weib zur Seite geſtellt, das zu ſeinen ſchönſten Frauenbildern gehört. Dieſe Marie iſt geradezu köſtlich. Eine ſchlichte einfache Natur, nicht übermäßig gebildet, aber von einer innern Wahrheit, einer Reinheit des Empfindens, welche ſtets das Richtige will und trifft, nie Maß und Halt verliert, milde duldet und verſöhnt, wo ſie auf Irrtum und Thorheit ſtößt. Ihr Verhalten zu Martin iſt unübertrefflich. Nie widerſetzlich und ungeberdig, auch wo ſie ſelbſt zu leiden hat, weiß ſie mit kluger Hand immer alles zum beſten zu lenken und iſt ihm Stab und Halt, wo er oft genug eines ſolchen bedarf, und doch ohne ſich aufzudrängen und einer unberechtigten Herrſchaft ſich anzumaßen. Dieſe Frau allein würde uns das Buch ſchon lieb machen, wenn wir nicht ſonſt ſo vieles Entzückende darin fänden. Denn in den einzelnen Umſtänden und Vorgängen, breit und behäbig in echt Kellerſcher Anſchaulichkeit dargeſtellt, müſſen wir freilich ſeinen Hauptreiz finden. Anfangs ſind wir ſogar geneigt, dem braven Martin gleich ernſtlich böſe zu werden. Er iſt eben von ſeiner überſeeiſchen Fahrt zurückgekommen, ſieht nach jahrelanger Abweſenheit die Vaterſtadt wieder. Aber ſein erſter Weg iſt nicht nach den Seinen, die er mit geringen Mitteln zurückgelaſſen hat, von denen uns der Dichter ſogar verrät, daß ſie gerade heut zum erſtenmale wirklich in Not

geraten sind. Von einem Freunde läßt er sich beschwatzen, erst mit ihm zu einem Gläschen Neuen zu gehen. Wir können es Frau Marie nicht verdenken, daß sie „fast bekümmert“ darüber wird. Aber dies Engelsweib ist denn doch innerlich froh, daß er nicht zu ihrer sonderbaren Bewirtung gekommen ist und die Fremden, die in ihrem kleinen Gärtchen harmlos ihre letzten Vorräte aufzehren, nicht zu unwillkommnen Zeugen ihrer Begrüßung wurden. Trotzdem wird sich jedes zartere Gefühl gegen diesen Mann auflehnen, der so herzlos handeln konnte. Freilich wollte der Dichter seinen Helden noch ein Stündchen sozusagen für sich haben, damit er ihm durch seinen Verführer Möni Wighart die böse Nachricht konnte zuflüstern lassen, daß alle seine Arbeit in der neuen Welt umsonst gewesen ist, weil der Leiter des heimischen Geschäfts, mit dem er von dort aus gehandelt, Bankerott gemacht hat. Statt wohlhabend heimgekehrt zu sein, ist Martin Salander wieder arm. Dies soll er erst wissen, aber es hätte sich auch ein andrer Weg der Mitteilung finden lassen, wenn Keller daran gelegen wäre, seine Geschöpfe von allen Unarten frei zu halten. Aber es ist ihm einerlei, ob sie sich nicht gelegentlich auch recht unmanierlich einführen. Daß Martin nun ein sehr verblüfftes Gesicht macht, wird ihm niemand verübeln, auch nicht, daß er lange daran herumdruckst, bis er die üble Geschichte seinem treuen Weibe gebeichtet hat. Und sie wird dadurch nicht besser, daß sein Verderber derselbe Louis Wohlwend ist, der ihm schon von früher in schlechter Erinnerung steht, der, wie er mit komischer Entrüstung erzählt, in dem Gesangverein immer falsch sang, die Bürgschaft von Schiller bei einer öffentlichen Weihnachtsfeier unaufgefordert heillos schlecht deklamierte, dann Martin zur Bürgschaft für eine Schuld bestimmte und seines ganzen Vermögens beraubte. Nun also zum zweitenmale. Der Mißton, der somit in die Ouvertüre hereinklingt, so schrill er ist, gelangt jedoch nicht zur Herrschaft. Eine Fülle lieblicher

Modulation hindert ihn, ſich allzu laut bemerkbar zu machen. Und groß, wenn auch nur im Kleinen, zeigt ſich nun das Ehepaar, als es ſich darum handelt, neue Entſchlüſſe zu faſſen. Martin muß wieder hinüber nach Braſilien, um dort noch zu retten, was ſich retten läßt. Marie aber, die doch die weiſe Lehre aus dieſen Vorgängen gezogen hat, es ſei nicht wohlgethan alles dem lieben Manne zu überlaſſen, gründet ſelbſtſtändig einen Kleinverkauf von Waren, die er von dort ſchickt, und ihr Geſchäft geht vortrefflich. Er zieht ohne Murren wieder hinüber. Es liegt in der Natur ſolcher Träumer, den Schlägen des Schickſals gegenüber eine beträchtliche Portion Geduld zu beſitzen. Böſe ſind ſie nicht, an Tugenden leidenden Gehorſams fehlt es ihnen ſelten. Gut wenn ihnen eine Marie zur Seite ſteht. Nun geht alles aufs beſte. Er verdient drüben, ſie hier, die Jahre fliegen herum, emſig ans Geſchäft gewandt. Als er zum zweitenmale die Heimkehr rüſtet, iſt er ein gemachter Mann, und nun kann daheim alles im Großen betrieben werden. Sollte man aber nun glauben, daß Louis Wohlwend zum drittenmale unſerm Martin gefährlich wird? Diesmal zwar nicht ſeinem Beſitz und Vermögen. Aber ſchon daß Martin ſich mit dem unſaubern Geſellen überhaupt wieder einläßt, erſcheint uns nur von einem Martin Salander möglich, ja daß er freundſchaftlich mit ihm verkehrt, an ſeinem Tiſche ſitzt, es erleben muß, daß vor dem Eſſen gebetet wird, wogegen ſich in dem ehrlichen Freidenker etwas ſträubt. Aber das Schlimmſte iſt, daß er ſich von den Reizen der abenteuerlichen ungariſchen Schwägerin, die ſogar griechiſcher Abkunft ſein ſoll — ſie heißt auch Myrrha — bezaubern läßt, obwohl dieſe blöden Geiſtes iſt. Er ſpinnt ſich in einen förmlich romantiſchen Liebestraum hinein, ſeufzt, wie ein verliebter Schäfer, faſelt ſich allerlei vor von einem reinen Kult des Schönen, kurz es iſt, als wenn der eine böſe Geiſt vollkommner Argloſigkeit und blinden Vertrauens ſieben Geſellen mit ſich gebracht hat, damit es mit dieſem Menſchen ärger

werde als zuvor. Martin, dachteſt du denn gar nicht an deine gute Marie? Du, der du zwei verheiratete Töchter, einen erwachſenen Sohn und ein ſolches Weib haſt? Er kommt zuletzt zur Beſinnung und zögert nicht, Marie ein Geſtändnis ſeiner Verirrung abzulegen. Keller gebraucht, um die Wirkung zu ſchildern, die ſeine Worte auf ſie machen, den reizendſten Ausdruck: „Als ſie einen Blick auf ihren Mann warf und in ſeinen ſtummen Zügen den ſchwer verhehlten Kampf mit der Beſchämung, in der er vor ihr ſaß, bemerkte, verzog ſich ihre Röte wie ein zarter Roſenſchleier, und in den Augen, um die Lippen regte es ſich leiſe, wie das feinſte Luſtſpiel, das je in einem Frauengeſicht aufgeführt wurde.“ Ja, ſolcher Frau iſt gut beichten, ihre Abſolution läßt ſich leicht erlangen. Doch möchte man gewiß nicht gern der Held des feinſten Luſtſpiels ſein, das eine ſo köſtliche Ueberlegenheit, eine ſolche geiſtige Freiheit zur Mutter hat. Aber Strafe muß ſein, und Martin trifft ſie doppelt, ja im andern Falle noch härter. Denn ſein Sohn Arnold, der Jüngling mit der klaren Ruhe eines Mannes, der echte Sohn ſeiner Mutter, er iſt es, der bei dem unerwarteten Beſuche Wohlwends in dem Geſchäftszimmer, wohin er jene Myrrha mitführt, ſofort deren traurigen Geiſteszuſtand entdeckt und dem Vater dieſes Licht einer neuen Erkenntnis anzündet. Freilich ahnt er nichts von deſſen geheimer Verliebtheit. Indes milderte das wohl ſchwerlich Martins innere Verwirrung.

Es iſt ein Zug feiner Ironie Kellers, daß er erzählt, Martin ſei urſprünglich Lehrer geweſen und habe dieſen Beruf aufgegeben, um es mit dem Kaufmannstreiben zu verſuchen. Er behält immer noch einen unverkennbaren Zug vom Schulmeiſter, denn immer iſt er ſchnell bereit, zu theoretiſieren und ſich vor ſich ſelbſt mit allen möglichen ſchönen Gründen zu rechtfertigen und an andern herum zu docieren. Wie wir ſehen mit keinem glänzenden Erfolg. Auch ſeine politiſche Thätigkeit verläuft nicht zum beſten. Schon die Art, wie ſich

ihm die Pforte zur öffentlichen Wirksamkeit aufthut, ist nicht die erfreulichste. Es geschieht durch die beiden unsterblichen Brüder Julian und Isidor Weidelich, fast noch grüne Jungen, rechte Musterbilder von demokratischen Politikern, die den Antrag auf seine Wahl in den großen Rat stellen. Diese beiden Bürschchen müssen nachher noch mit ein paar Worten gezeichnet werden. Auf ihren Vorschlag wird Salander zu der neuen Würde erhoben. Es ist ihm recht anstößig, weil er denen am wenigsten etwas verdanken möchte. Indes kann er sich damit trösten, daß die Achtung, die man ihm zollt, auf festerem Grunde ruht. Aber die große Hochzeit seiner Töchter Setti und Netti, die er zu einem rechten demokratischen Volksfeste macht, nimmt keinen ungetrübten Verlauf. Martin steht die Rolle des republikanischen Volksbeglückers nicht zum besten und da die Ehen einen unseligen Verlauf nehmen, ist es ihm durchaus nicht wohl zu Sinne, wenn er dieser vielbesprochnen Feier gedenkt. Auch in anderen Fällen genug muß er gewahren, daß er, wenn er auch immer das Beste will, jedenfalls nicht immer das Gute trifft. Und auch auf diesem Gebiete findet er sich nach und nach überholt und in den Schatten gestellt von Arnold, der in seinen gemäßigten Ansichten hoffen darf, die Zukunft für sich zu haben und dem Alten ohne jeden Zwang und jede Absicht die Ueberzeugung beibringt, daß sich ein bleibender Gewinn für das Ganze eher auf dem Wege erreichen lassen wird, den er nicht wandelt, auch nicht mehr hoffen darf einzuschlagen. Daß Keller in diesem Arnold den Mittelpunkt eines neuen Buches zu gewinnen hoffte, ward angedeutet. Gewiß würde er bei unverminderter Kraft seines schöpferischen Genius darin manches Herrliche niedergelegt haben. Jedoch kann man sich nicht recht vorstellen, wie gerade Arnold sich zum Helden eines Kellerschen Romanes geeignet haben würde. Er tritt uns hier schon so fertig, in so kräftiger Männlichkeit entgegen, daß es dem Dichter gewiß nicht leicht geworden wäre, eine

Geſchichte ſeiner Irrungen und Fehlgriffe zu geben. Und darauf drängte doch der innerſte Zug ſeines Dichtens unfehlbar hin, weil es ſeiner ſchalkhaften ironiſchen Art dabei am wohlſten war und ſein Humor am freiſten ſpielen konnte. Naturen wie Arnold ſind gewiß nicht gegen das hohe Vorrecht der Menſchennatur, zu fehlen und zu büßen — wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der laſſe ſich begraben — gefeit. Aber ſie ſind aus zu feſtem Stoff, um von einem Feinmaler, wie Meiſter Gottfried war, in ihren Kämpfen, die nicht ohne tragiſche Gewalt ſein können, lebenswahr gezeichnet zu werden. Er hätte einen ganz anderen Ton anſchlagen müſſen, und ob er das noch gekonnt hätte, mag fraglich bleiben. Seien wir zufrieden, den trefflichen Buben hier zu haben, nur in halber Beleuchtung, aber doch in ganzer Geſtalt und als Folie ſeines Vaters von höchſtem Werte.

Nach anderer Seite hin gewinnt Salander dieſe an den Brüdern Weidelich, den wundervollen Zwillingen, die einander ſo ähnlich ſind, daß ſie nur an den Ohrläppchen unterſchieden werden können. Denn „das linke Julians iſt ein bischen in ſich gewickelt, etwa wie ein Stücklein Spritzkuchen, ganz appetitlich, während der andre Iſidor das rechte genau ſo hat, wie ein Eiernudelchen.“ Aber was rückſichtsloſes Streben vermag, das zeigen ſie. Und darin bilden ſie das Gegentheil zu dem träumeriſchen Salander, der gerade darum auch zweimal im Begriffe iſt, mit dem völligen Nichts zu enden. Aber dafür hat er auch das, was jenen mangelt, ein rechtſchaffenes Herz, einen ehrlichen Sinn. Sie ſind die Typen völliger Charakterloſigkeit, die ſo weit geht, daß ſie die politiſchen Richtungen, die ſie in ihrem öffentlichen Wirken einſchlagen wollen, geradezu unter ſich „ausknobeln.“ Denn verſchiedene Parteien zu vertreten, halten ſie für zweckmäßig. Sie können dann ganz unverdächtig einander in die Hände arbeiten und einer des andern falſches Spiel ohne Argwohn

zu erregen, decken. Und davor scheuen sie nicht zurück. Was gemacht werden kann, muß gemacht werden, ist ihr Wahlspruch und darum nur frisch ans Werk, geht es nicht auf geradem Wege, dann auf krummem. Daß ein solcher nicht zum Heile führt, darüber läßt uns Keller keinen Zweifel. Beide saubre Brüder nehmen ein Ende mit Schrecken. Sie haben, jeder durch seinen Anhang, ansehnliche Posten auf dem Lande erhalten und für ihre jungen Jahre und ihre geringen Kenntnisse, denn früh sprangen sie von der Schule ab, um das Nötige sich in praktischer Arbeit bei einem Notar anzueignen, es weit genug gebracht. Aber sie verfallen auf Betrug und Unterschleif und wir sehen sie beide auf der Armensünderbank und dann im Zuchthaus enden. Ein betrübender Verlauf und eine Schilderung, die als ernste Mahnung des Dichters an sein Volk gelten kann. Denn gewiß brauchte er in seiner Heimat nicht weit zu suchen, um die Gestalten für seine Schablone zu finden. In einer sich hastig drängenden politischen Strömung schwimmen solche Blasen immer oben.

Leider sind beide Taugenichtse die Schwiegersöhne Martin Salanders und seiner Marie. Die Liebesgeschichte dieser Paare, Nettis mit Julian und Settis mit Isidor, ist in wenigen Scenen mit schönster Laune gegeben. Die erste kleine Tanzlustbarkeit, zu der Martin ganz von ungefähr kommt, die abendlichen Zusammenkünfte im elterlichen Garten, deren letzte er belauscht, sind wundervolle kleine Bilder. Nun wird dem geheimen Verkehr ein Ende gemacht, und es erfolgt ein feierlicher Verspruch. Sehr erbaut sind Salanders von der Verschwägerung mit der Familie Weidelich nicht. Aber er kann natürlich von seinem demokratischen Standpunkte aus nichts dagegen einwenden und Frau Marie in ihrer ruhigen gelassenen Art hat zwar schwer daran zu tragen, findet es aber mit Recht besser, der ausgesprochnen Neigung der Töchter keine andre Richtung anzuweisen, als die sie von

ſelbſt nimmt. Daß es damit im Grunde nicht weit her war, ſondern die vermeintliche Liebe zu den Zwillingen mehr in einer Art von Trotz gegen die elterliche Gewalt beſtand, ahnt ſie wohl, durchſchaut es aber nicht. Und nun nimmt Martin entſchieden die Partei der Kinder. So wird das verhängnisvolle Band geſchloſſen, um zuletzt gewaltſam gelöſt zu werden. Denn die Verurteilung der Gatten giebt den berechtigten Grund zur Scheidung.

Leider auch die Veranlaſſung zum jähen Tode der Mutter, Frau Amalie Weidelich. Die gute Marie bedarf keiner Folie. Sie leuchtet genug im eignen Lichte. Aber eine beſſere könnte ſie nicht haben, als jene Frau. Ihr Mann iſt Gärtner, ein ſchlichter Arbeiter, der ſich nie über ſeine Schranken erhebt. Die Frau dagegen iſt vom Teufel des Hochmutes beſeſſen, der ſich ſchon äußerlich in den Blumengefilden und den Bänderpyramiden ihrer aufgedonnerten Hüte ſein Wappen giebt. Sie hat den ganzen Unfug ihrer Söhne eigentlich zu verantworten. Wie köſtlich iſt gleich die Anfangsſcene, wie dieſe den guten Arnold, damals noch einen langaufgeſchoſſenen blöden Jungen höhniſch verlachen, ja im Uebermut mit Waſſer beſpritzen, weil er ſagt, er habe eine Mutter. — O der hat eine Mutter, jubilieren ſie, wir aber eine Mama. — Siehe da, Frau Marie und Frau Amalie Weidelich, wie ſie leiden und leben! Und ſo geht das nun weiter. Wie ſie ſich brüſtet und ſonnt in dem zunehmenden Glanz der Söhne! Notar wird erſt der eine, dann der andre! Dann die Verlobung mit den reichen Salanderstöchtern! Koſtbar der Beſuch, den ſie bei den Mitſchwähersleuten machen! Wie furchtbar aber dann der Sturz aus allen Himmeln! Zuerſt die zunehmende Rückſichtsloſigkeit und Undankbarkeit der Jungen, dann ihr völliger moraliſcher Zuſammenbruch und zwölf Jahre Zuchthaus! — Das überlebt ſie nicht, vom Schlage getroffen geht ſie einem raſchen Ende entgegen. Schön iſt es nun von Frau Marie, daß ſie

die letzte Trösterin der Unglücklichen ist und brav von Martin, daß er dem armen Jakob wenigstens aus seinen äußeren Nöten hilft, indem er die Bürgschaft tilgt, die die Söhne bei der Uebernahme ihrer Landschreiberstellen hatten erlegen müssen und nachher veruntreut hatten. So gehen die beiden Familiengeschichten neben einander her, hier aus schlechtem Grunde sprießen Unglück und Schande, dort aus gutem Herzen und redlichem Wollen Glück und Gedeihen, hier ein rast- und gewissenloses Streben voll brennenden Eifers, aber mit selbstsüchtigen Zwecken, dort ein anfangs unsichres Tasten, weil der Wille oft genug von seinem nächsten Ziele sich abdrängen läßt, aber doch den guten Weg findet. Eine ernsthafte Geschichte und doch voll sonniger Heiterkeit, ein Werk, seines Schöpfers würdig. Schade, daß es sein Schwanengesang bleiben mußte.

Zwischen diese beiden Romane schieben sich die vier Novellensammlungen unsres Dichters, die beiden Bände der Leute von Seldwyla, die Züricher Novellen und das Sinngedicht.

Der erste Band der Leute von Seldwyla erschien sehr bald nach dem grünen Heinrich 1856 und wenn es sich erwies, daß der Verfasser seinen Dichterruhm und seine Geltung auf dem litterarischen Markte auf diesen nicht gründen konnte, so waren jene völlig dazu geeignet. Und das darf man ohne weiteres zugeben, daß Keller mit den Novellen allerdings seinen eigensten Boden betreten hat. Floß ihm die Romandichtung leicht zu sehr auseinander, so daß man einen raschen Fortschritt der Handlung vermißt, ja drängt sich das novellistische Element in dem Erstling seiner Feder an manchen Punkten störend genug in den Zusammenhang, hier auf den kleinen Raum gewiesen, mit einem Schicksal beschäftigt, das

ſich in einen Knoten ſchürzt und in deſſen Löſung ſeine Erfüllung findet, iſt er ein ganzer Meiſter, an deſſen reicher Geſtaltenfülle man ſich immer wieder erquicken und erbauen kann. Die Stoffe, die er behandelt, ſind ſehr mannigfach, verſchiedene Töne ſind angeſchlagen. Nicht immer geht das Schickſal einem guten Ausgang entgegen, oft verwirren ſich die Fäden, bis ſie ſich zum Todesnetze zuſammenziehen. Bisweilen greift er in den Reichtum der Geſchichte, bisweilen modelt er Geſtalten der eignen Zeit, Lebensfülle aber und innere Wahrheit überall und eine reiche Welt des Poetiſchen. Ueberall auch ſein blühender Humor und ſeine unverwüſtlich gute Laune.

Otto Brahm*) ſucht in ſeinem kleinen Buche über Keller, dem man ſonſt viel Gutes nachrühmen kann, eine Scheidung ſeiner Dichterthätigkeit nach Perioden durchzuführen. Die erſte bezeichnet er als die der Subjectivität, ſie umfaßt nach ihm die Gedichte, den grünen Heinrich, den erſten Band der Leute von Seldwyla. Eine ſolche Unterſcheidung des Stiles und der Auffaſſung in der Arbeit eines Poeten iſt in vielen Fällen treffend und für die Betrachtung fruchtbar. Bei Keller vermag ich ihre Berechtigung nicht anzuerkennen. Die Gedichte ſind nicht auf ſeine erſte Zeit ausſchließlich zu beſchränken, ſondern greifen vielfach darüber hinaus. Das biographiſche Element im grünen Heinrich ward anerkannt. Aber von jenen Novellen läßt ſich höchſtens in Pankraz dem Schmoller eigenes aus Kellers innerer Entwicklung vermuten. Die übrigen ſind genau ſo objectiv oder ſubjectiv wie Kellers ſpätere Werke. Er hat in alle ſeine Sachen ſo viel aus ſeinem eignen Weſen und ſeiner perſönlichſten Anſchauung hineingetragen, daß ſie alle mit ſeinem Herzblut getränkt ſind, und in Martin Salander iſt

*) Gottfried Keller. Ein litterariſcher Eſſay von Otto Brahm. Leipzig, Albert Unflad.

von seinen Erlebnissen in Amt und öffentlicher Wirksamkeit soviel eingedrungen, daß man dieses letzte Werk als einen Rückfall in die Periode seiner Subjectivität bezeichnen müßte, oder lieber auf eine solche Scheidung verzichten soll, die bei einem Manne, so aus einem Gusse und ganz in sich geschlossen und abgerundet, wenig Wert hat, streng auch bei Brahm nicht durchgeführt ist.

Die Leute von Seldwyla so lautet der Titel. Keller bemerkt in der Vorrede: „Seldwyla bedeutet nach der ältern Sprache einen wonnigen und sonnigen Ort.“ Man ist geneigt an die Ableitung von Saelde, Glück, und wylen, weilen zu denken, also einen Ort sich vorzustellen, in dem das Glück weilt. Wenn er dann fortfährt: „und so ist auch in der That die kleine Stadt dieses Namens gelegen, irgendwo in der Schweiz“ — so könnte man versucht sein, an einen Ort, der vorhanden wäre, und die Nacherzählung wirklicher Vorgänge zu glauben. Dieser Eindruck wird noch durch die folgenden Worte verstärkt: „Die ursprünglich tiefe Absicht dieser Anlage wird durch den Umstand erhärtet, daß die Gründer der Stadt dieselbe eine gute halbe Stunde von einem schiffbaren Flusse angepflanzt, zum deutlichen Zeichen, daß nichts daraus werden solle.“ Er geht noch weiter in der Schilderung der einzelnen Umstände und Umgebung. Jedoch ist das alles nur schalkhaft gemeint. Erst recht aber das, womit er den Vorbericht des zweiten Bandes eröffnet: Seit die erste Hälfte dieser Erzählungen erschienen, streiten sich etwa sieben Städte im Schweizerlande darum, welche unter ihnen mit Seldwyla gemeint sei. — Da haben wir das Gegenstück zu dem, was Wieland erfuhr, als er die Abderiten geschrieben hatte. Bei diesem lief eine Anzahl Schreiben von würdigen Bürgermeistern kleiner deutscher Städte ein, welche den Ort, den sie zu vertreten die Ehre hatten, vor dem Verdacht verwahrten, mit Abdera gemeint zu sein. Auch Heinrich Heine soll nach dem Erscheinen seiner Harzreise Briefe thüringischer

Schneidermeister bekommen haben, die behaupteten, an sie dürfe bei dem Schneider, den er dort zur Zielscheibe seiner Witze gemacht habe, nicht gedacht werden. Keller aber kannte seine Leute besser. Er behauptet schlankweg, nach alter Erfahrung wolle der eitle Mensch lieber für schlimm, glücklich, kurzweilig, als für brav aber unbeholfen und einfältig gelten und so habe jede dieser Städte ihm das Ehrenbürgerrecht angeboten für den Fall, daß er sich für sie erkläre. Er mußte aber auf die angebotene Ehre verzichten, da er schon eine Heimat besaß, die hinter keinem jener ehrgeizigen Gemeinwesen zurücksteht. Damit giebt er schon mittelbar den symbolischen Charakter seiner Schilderungen zu und deutet das noch deutlicher dadurch an, daß er sie zu beschwichtigen gesucht habe, indem er vorgab, es rage in jeder Stadt und in jedem Thale der Schweiz ein Türmchen von Seldwyla und diese Ortschaft sei mithin als eine Zusammenstellung solcher Türmchen als eine ideale Stadt zu betrachten, welche nur auf den Bergnebel gemalt sei und mit ihm weiter ziehe, bald über diesen, bald über jenen Gau, und vielleicht da und dort über die Grenze des lieben Vaterlandes, über den lieben Rheinstrom hinaus. Mit diesem Aufschluß wollen wir uns begnügen. Unser Behagen an der launigen Satire Meister Gottfrieds, worin er uns eine Blütenlese menschlicher Thorheiten auftischt, wird dadurch in nichts gestört. Was er aber besonders darin geißelt, ist der gemächliche Schlendrian des Lebens, der es zu nichts bringt, mit glücklichem Leichtsinn darauf loslebt, immer lustig und guter Dinge die Gemütlichkeit für seine besondere Kunst hält, wie die Seldwyler, wenn sie dahin kommen, wo man andres Holz brennt, zuerst die dortige Gemütlichkeit kritisieren und meinen, ihnen thue es doch niemand zuvor in dieser Hantierung. Die Schilderung der Seldwyler, die er ausführlich in der Vorrede des ersten Bandes giebt,*) ist ein wahres Mosaik seiner Züge und es

*) Werke, Band 4, S. 7—12.

fehlt darin nichts von dem, was man bei gemächlich verbummelten Leuten zu erwarten pflegt, ihre Gleichgültigkeit in Geldsachen, ihr leidenschaftliches Parteitreiben und Kannegießern, ihre Vorliebe für den herbstlich jungen Wein, den gährenden Most, den sie Sauser nennen. Wenn er gut ist, so ist man des Lebens nicht sicher unter ihnen und sie machen einen Höllenlärm; die ganze Stadt duftet nach jungem Wein und die Seldwyler taugen dann auch gar nichts. Durch diesen gemeinsamen Hintergrund, diesen symbolischen Rahmen, bekommen die Erzählungen einen cyklischen Charakter.

Keller liebt es, diesen seinen Erzählungen zu verleihen und sie wie an einem Faden aufzureihen. Bei den Leuten von Seldwyla ist der umschließende Rahmen scheinbar allerdings nur die sehr äußerliche Gemeinsamkeit des Schauplatzes. Indes kann man doch nicht verkennen, daß zu der bloßen Oertlichkeit die besondere Art der Lebensanschauung kommt, die den Bewohnern dieses Ortes eignet. Man fühlt sich wie in einem Kreise guter Bekannten, deren Meinung und Urteil man jederzeit schon voraus kannte und die zu dem, was geschieht, den Chorus der Komödie bilden. Das macht sich dem Gefühl, wenn es auch unausgesprochen bleibt, bemerkbar. Man sieht den Hintergrund gleichsam immer angefüllt mit müssigen Gaffern und Lauschern, hört das Kannegießern beim Abendschöppchen, das sich zu allen Vorgängen abspielt und einen wirklichen Zusammenhang in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und Gestalten webt. Daß diese Eigenart der Seldwyler keine neue Errungenschaft ist, vielmehr auf guter alter Ueberlieferung beruht, beweisen einzelne Stücke wie Dietegen, dessen Handlung schon um viele Jahrhunderte zurückreicht, oder Spiegel das Kätzchen, worin wir ein rechtes phantastisches Märchen finden. Die Helden der einzelnen Geschichten aber, und das ist das Schöne dabei, sind zwar rechte Seldwyler ihrer Abstammung nach, die sich meist aber durch Tüchtigkeit aus ihrer versumpften Umgebung heraus-

arbeiten und es zu was ordentlichem bringen. So gleich in der ersten Novelle: Pankraz der Schmoller. Pankraz hat seinen Beinamen von seinem wunderlichen unwirschen Wesen, mit dem er sich seinen Mitmenschen sehr unangenehm machte. Als echter Sohn Kellers giebt er sich dadurch zu erkennen, daß der eigentliche Grund dazu ein übermäßig starkes Phantasieleben ist. In sich versponnen macht er sich zum Gegenstande seiner wichtigsten Betrachtung und findet sich von außen so wenig verstanden und so schlecht behandelt, daß daher dieses trübe Brüten und Grollen stammt. Zuletzt reißt er aus und seine Spur verschwindet völlig. Mutter und Schwester, echte Seldwylerinnen, beweinen ihn herzlich, trösten sich dann aber so gut es geht und bummeln ihr Leben weiter. Da kommt er nach langen Jahren wieder, stattlich, in französischer Oberstenuniform, für die müssig umherlungernden Landsleute eine wahre Augenweide. Sie haben ja nun einen köstlichen Stoff zum Schwatzen. Er giebt dann den Seinen Bericht von dem abenteuerlichen Leben, das er inzwischen geführt und das ihn so in die Schule genommen, daß er sein Schmollen gründlich aufgegeben hat. Den Mittelpunkt dieser Erzählung bildet sein Liebestraum, den er mit der Tochter eines englischen Gouverneurs in Indien angezettelt hat. Da er sich nach seiner Gewohnheit auch hier wortkarg und verschlossen in die Welt seiner Gefühle verkriecht, entgeht es ihm, daß die böse Lydia ihn nur zum Spielzeug und Zeitvertreib benutzt und sich über seine Verliebtheit innerlich belustigt. Zuletzt bringt sie ihn zu einer Erklärung, um ihn dann durch ihre herzlosen Worte aus allen seinen Himmeln zu reißen. Da findet denn der Zorn des schwer Enttäuschten nur das eine herrlich-drastische Wort: O Fräulein, Sie sind ja der größte Esel, den ich je gesehen habe. Mit diesem Trumpfe siegt er über sich selbst und darf als genesen betrachtet werden. Leider sind Mutter und Schwester Esterchen über die lange Erzählung eingeschlafen und erfahren somit

nichts von dem, was zu wissen sie äußerst begierig waren, denn Pankraz giebt die Geschichte nicht noch einmal zum Besten. Genug, daß er gebeichtet und damit seine Seele von dem auf ihm lastenden Geheimnis befreit hat. Die weitern Abenteuer, die ihm noch zustoßen, die berühmte Löwenjagd, die ein bischen nach einer Vorwegnahme des Helden Tartarin schmeckt, sind Anhängsel, die von keiner großen Bedeutung sind und sich vielleicht aus einer gewissen Unsicherheit in der Handhabung der neu ergriffenen Form erklären lassen, sodaß uns des Guten fast zu viel geboten wird. Keller deutet es selbst an, daß ihm in seiner Jugend die Neigung zu schmollen und alles in sich hineinzuwürgen, was ihm von außen zustieß, angehaftet habe. Er schöpfte somit auch hier aus seinem Eigensten und bot eine Geschichte, die seine besondere Art an einem trefflichen Muster erkennen ließ. Trotzdem wurde diese Gabe durch das übertroffen, was dieser erste Band noch sonst enthielt: Romeo und Julie auf dem Dorfe, Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, die drei gerechten Kammacher. Zum Schluß schwingt er sich dann noch in das heitre Gebiet des Märchens hinüber und zaubert in „Spiegel dem Kätzchen" grotesk-phantastische Bilder vor unsern Blick.

Jakob Mähly, der Baseler Landsmann unsers Dichters, aber der richtige Vertreter der „Kellerblindheit" *) tadelt **) den sonderbar gelehrt-litterarischen und darum unpassenden Titel: Romeo und Julie auf dem Dorfe. Er konnte sich dafür auf den Vorgang Berthold Auerbachs berufen, der in seiner Besprechung des Buches, der ersten, jedenfalls der bedeutsamsten, die darüber erschien, ***) den Titel „durchaus unpassend" genannt und bemerkt hatte: „er

*) Ich verdanke diesen trefflichen Ausdruck einem Artikel der Grenzboten, Jahrg. 1891, S. 52: Gottfried Keller, Aristophanes und die Bildungsphilister.

**) Gegenwart, 1890, 30. August. Bd. 38, S. 132 f.

***) Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 17. August 1856.

octroyiert eine Stimmung (freilich um sich dadurch auch vor einem Vorwurf zu schützen) und versetzt in jene Litteratenlitteratur, die nicht vom Leben ausgeht, sondern von der gedruckten Welt und ihren Erinnerungen, und die doch wohl nun überwunden ist." Hören wir, was Keller darauf in einem Brief an Auerbach erwiedert:*) „Dagegen muß ich den Titel der gleichen Erzählung etwas in Schutz nehmen. Erstens ist ja das, was wir selbst schreiben, auch auf Papier gedruckt und gehört von dieser Seite zur papiernen Welt und zweitens ist ja Shakespeare, obgleich gedruckt, doch nur das Leben selbst und keine unlebendige Reminiscenz. Hätte ich keine Bemerkung über die wirkliche Vorkommenheit der Anekdote und über die Aehnlichkeit mit dem Shakespeareschen Stoffe gemacht, so hätte man mich einer gesuchten und dämlichen Wiederholung beschuldigt, während jene kurze Notiz vorausgesagt, die Geschichte dadurch eine berechtigte Pointe erhielt; denn diejenigen, welche an Romeo und Julie nicht einmal gedacht hätten, und solcher sind viele, da man heutzutage ziemlich gedankenlos liest, würden alsdann die Sache für viel zu ernst und abenteuerlich erklärt haben." Die kurze Notiz sind die einleitenden Worte, welche lauten: „Diese Geschichte zu erzählen, würde eine müssige Nachahmung sein, wenn sie nicht auf einem wirklichen Vorfall beruhte, zum Beweise, wie tief im Menschenleben jede jener Fabeln wurzelt, auf welche die großen alten Werke gebaut sind." Auerbach hatte diese Bemerkung „kurzweg einen Philisterzopf" genannt. Fr. Vischer**) rügte den Schlußsatz ebenfalls: „Man fühlt zu merklich darin die Degen-Parade gegen die Philister."

Es ist von allen Erzählungen Kellers die in den weitesten Kreisen bekannte. Sie ward auch von P. Heyse und H. Kurz gewürdigt, in dem 3. Bande ihres Novellen-

*) Beilage der Allgemeinen Zeitung, 1890, Nr. 208, 1 b.

**) Fr. Vischer. Altes und Neues. Heft II.

schatzes wieder allgemein zugänglich gemacht zu werden. Sie hat ihre eigentümlichen Reize und Vorzüge. Trotzdem darf ich hoffen, bei den genausten Kennern und wärmsten Verehrern unsers Dichters Zustimmung zu finden, wenn ich sage, daß sie nicht die echteste Frucht des gerade ihm eigenen Geistes ist. Man darf zwar nicht das Wort Mercks, das er Goethe nach dem Clavigo zurief, anwenden: Doctor, solchen Quark dürft Ihr mir nicht mehr schreiben, das können die Andern auch. Denn viel zu viel Züge seiner besondern Art legte Keller in diese Geschichte hinein, als daß man nicht gleich sagen müßte, es ist sein Werk, sein wirkliches unverkennbares, unveräußerliches Eigentum. Ich erinnere an die schon oben angeführte Schilderung der beiden pflügenden Bauern, die von feinster Beobachtung zeugt, an die naive Beschreibung des kindlichen Liebeslebens in Sali und Vrenchen, ebenso aber auch an die derbe Scene zwischen den beiden Bauern, die aus einstigen Freunden Todfeinde geworden sind und sich während des Balgens noch mit gräulichen Schimpfwörtern belegen, und endlich an die sonnige Heiterkeit des letzten Tages, den die beiden unglücklichen Kinder mit einander verbringen. Aus diesen Spuren erkennt man den Löwen. Aber daß Keller zu einem tragischen Abschluß drängt, ist man nicht bei ihm gewohnt. Man vermißt hier die humoristische Betrachtungsweise mehr, als sonst bei ihm und wird eher finden, daß er auf die Bewährung seiner eigentlichen Kraft selbst Verzicht leistete, als daß er ganz aus dem Vollen geschöpft hätte. Er steht hier mehr unter der Gewalt, die sein Stoff auf ihn ausübt, als daß er ihn so frei in der Hand hielte, wie ihm das sonst gelingt, ja wie es ihm Bedürfnis ist.

Aus dem Kreise Seldwyler Lebens fällt Keller hier nicht heraus. Freilich sehen wir uns zunächst nach einem Dorfe in der Nähe dieser berühmten Stadt versetzt, aber diese ist nahe genug, um ihren übeln Einfluß auf die freundlichen

Nachbarn auszuüben, ja Salis Vater, der Manz, zieht nach dem Zusammenbruch seines Wohlstandes selbst dorthin, um als echter Seldwyler zu den unzähligen Kneipen noch eine neue zu errichten, in der er selbst sein bester Kunde ist, aber wenigstens den Schein einer Thätigkeit um sich verbreitet, ohne ihr Wesen zu besitzen. So mußte es ja in dem sonnigen und wonnigen Oertchen sein. Der andere Marti kommt freilich auch dahin, aber in ein Siechenhaus für Schwachsinnige, denn sein bischen Verstand hat er völlig verloren. Leider durch einen unbedachten Schlag Salis, der den Unhold damit bestrafen wollte, weil jener der an seiner Seite wandelnden Tochter den harmlosen Blumenkranz vom Kopf riß und ihr eine Ohrfeige gab, die nur der Anfang weiterer Mißhandlungen sein sollte. In ihrer Liebe aber haben die beiden armseligen Geschöpfe, die durch den Verfall ihres Gutes und den Verfall ihrer Väter um alles Glück gebracht sind, den einzigen Halt erkannt. An dieses Heiligtum soll die rohe Hand des Bösewichts, dem Vrenchen schon viel Unglück verdankt, nicht auch noch tasten. Aber es ist doch ein schreckliches Verhängnis, daß nun gerade er den verderblichen Streich führen muß, der den Alten zwar nicht tötet, wie sie anfangs fürchten, aber doch des letzten Restchens seiner Vernunft beraubt. Viel nahm er ihm gewiß nicht, ja vielleicht war es für Marti eine Art von Wohlthat, des Bewußtseins seines heillosen Unglücks ganz verlustig zu gehen. Immerhin war er der Liebhaber seiner Tochter. „O Gott, Du lieber Gott! schrie sie im ersten Schmerz, Er ist mein Vater! Der arme Mann! und warf sich sinnlos über den leblosen Körper.“ Und als sie endlich die Gewißheit haben, daß er noch lebt, da versichert sie ihm zwar: ich werde schweigen, man soll nichts aus mir herausbringen, drängt ihn aber eilig nach Hülfe zu gehen mit den Worten: Komm, küß mich noch einmal! Nein, geh, mach dich fort! Es ist aus, es ist ewig aus, wir können nicht zusammenkommen! —

Damit spricht sie deutlich ihr trauriges Schicksal aus und der Stein in der Hand des Geliebten, der vernichtend den Kopf des Vaters traf, war eins von den Gliedern der Kette, die sie ins Verderben zog, im ersten Moment glaubt sie das Schlußglied.

Ja es ist eine ernste düstere Geschichte, der wir hier beiwohnen. Und wie sonnig und wonnig fängt sie an. Die beiden Bauern bei fleißiger Arbeit, gute Freunde und Nachbarn und das reizende Idyll der zusammenspielenden Kinder. Aber ein dunkler Faden ist gleich in dies lichte Gewebe gezogen. Denn die beiden fleißigen Männer lächeln sich nicht umsonst listig zu, wenn sie, der eine hinten, der andere vorn, mit ihrer langen Furche beginnen, in der Mitte auf der Höhe der kleinen Erdwelle zusammentreffen und ihre weißen gestrickten Kappen dann, vom Winde gehoben, wie kleine Pyramiden über ihren Köpfen schweben. In der Mitte zwischen ihren beiden Feldern liegt ein wüstes herrenloses, das eigentlich einem Dorfkinde gehört, dem es aber nicht überwiesen werden kann, weil seine ehrliche Abkunft nicht über allem Zweifel erhaben ist. Nicht nur werfen jene beiden alle Steine, alles Unkraut, die sie nicht auf ihren Feldern dulden mögen, auf diesen Acker, sondern sie pflügen auch ganz sachte jeder auf seiner Seite eine Furche herunter, um sie ihrem Besitz anzuschließen. So werden ihre Felder immer breiter, immer sauberer und reinlicher, auf Kosten dieses brachliegenden Eigentums eines andern, der ihrem Bauernstolze als gar nicht vorhanden dünkt, obwohl er lebt und als vagierender Musikant ihren unglücklichen Kindern noch einmal den letzten Reigen aufspielen soll. Es ist ein feiner Zug des Dichters, nachzuweisen, wie aus diesem gemeinsamen Unrecht das ganze Unheil wie aus einer giftigen Wurzel hervorschießt. Denn schließlich wird der schmal gewordene Streifen Ackers zum besten jenes Heimatlosen verkauft, von Manz erworben und nun bricht der Streit aus über die letzte eigenmächtige Furche, die Marti noch zu seinen

Gunſten gepflügt hat. Denn auch dies Fleckchen begehrt Manz eiferſüchtig für ſich. Nun kommt die trotzige Bauernnatur in beiden zur Geltung. Jeder beſteht auf ſeinen Schein und es giebt einen Proceß und ſie proceſſieren glücklich ſo lange, bis alles darauf gegangen iſt und aus zwei wohlbeſtandenen waidlichen Männern zwei Strolche und Lumpen geworden ſind, denn die ſchrecklich entſittlichende Wirkung ſolchen Haders, die Gewöhnung ans Bummeln und Herumſtreichen bei dem Warten auf die Entſcheidung verſäumt nicht ſich in vollem Maße einzuſtellen. Und vor allem ſind die beiden redlichen Nachbarn zwei Todfeinde geworden. Und in dies traurige Schickſal werden die beiden ſchuldloſen Kinder mit verſtrickt, ſo daß ihre reine Jugendliebe, die mit ihnen gewachſen iſt, immer ausſichtsloſer wird. Keller hat mit feiner Seelenkenntnis ihren innern Zuſtand verfolgt. Sali, der mit ſeinem Vater in die Stadt gezogen iſt, hat ſein Vrenchen bald vergeſſen. Das Mädchen aber, in dem die Liebe eine tiefere Wurzel geſchlagen hat, wie man denn ſagen kann, daß das rechte Weib nur einmal liebt, hält den entflohenen Jugendtraum mit aller Inbrunſt feſt und an ihrer reinen Flamme entfacht ſich denn auch der faſt erloſchene Funke in Sali wieder. Seitdem halten ſie treu zu einander. Aber was iſt anders möglich als ein tragiſcher Ausgang? Dieſer iſt nun von Keller mit allem Glanz, des ſeine Feder mächtig war, vergoldet. Ein letzter ſchöner Sonnentag, den ſie ſittſam zuſammen durchwandern, nachdem ſie ihre letzten kleinen Mittel erſchöpft haben, um ſich leidlich anſtändig herauszuputzen, beſcheidener Genuß an Speiſe und Trank, ein froher Tanz nach der Fiedel des wilden Geſellen — und dann ein letzter gemeinſamer Unterſchlupf auf einem mit Heu beladenen Schiffe, das ſie mit ſich den Strom hinuntertreiben und von dem ſie ſich in der Morgenfrühe gemeinſam in die Flut gleiten laſſen. Auch hier iſt es ein Zeichen ſeiner Beobachtung, daß in Vrenchen zuerſt das leidenſchaftliche ſinnliche Verlangen erwacht:

nur einmal alles Glück empfinden, ehe alles vorbei ist. So ist die ganze Handlung mit schöner Folgerichtigkeit von ihrem Anfange bis zu ihrem poetisch notwendigen Schluß entwickelt, ein vollkommen abgerundeter Kreislauf, in dem nichts fehlt, nichts zu viel ist und mit einem Reichtum an Poesie im einzelnen ausgestattet, der erstaunlich ist. Der Dichter schließt mit einem entrüsteten Epilog der Zeitungen, die nicht verfehlten die ganze Geschichte breitzutreten und mit einer tugendstolzen Brühe zu übergießen, die darauf hinausläuft, daß darin abermals ein Zeichen von der um sich greifenden Entsittlichung und Verwilderung der Leidenschaften zu sehen sei. Das gehört denn dazu, um der ergreifenden Erzählung den richtigen Nachgeschmack zu geben. Die Freude an dem kleinen Kunstwerk wird sich dadurch niemand stören lassen, wenigstens keiner, der nicht an der Kellerblindheit leidet.

Den tragischen Ton hat unser Dichter zumeist nicht wieder versucht. Gleich die folgende Geschichte führt uns wieder auf seine gewohnten Bahnen. „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“ heißt sie und spielt recht mitten in Seldwyla. Denn Herr Amrain, der Gatte der Frau Regel, ist ein echter Bürger dieser Stadt, ein ansehnlicher Mann, der eine ansehnliche Menge Fleisch, Fische und Wein verzehren mußte, und mächtige Stücke Seidenzeug zu seinen breiten schönen Westen verbrauchte, himmelblaue, kirschrote und großartig gewürfelte. Er war ursprünglich Knopfmacher gewesen und hatte auch wirklich die eine und andre Stunde des Tags Knöpfe besponnen. Dann aber ward er der sitzenden Lebensweise satt und übernahm einen Steinbruch, womit er nun erst den ihm geziemenden Weg beschritt, indem er täglich hinausging, in den Steinen herumstocherte, dann aber bald im Wirtshaus landete und seine verschiedenen Papiere umsetzte. Als aber ein Kapitalist, der einiges Geld in dem Steinbruch hatte, dieses plötzlich kündigte, weil er sich in der politischen Anschauung des Herrn Amrain getäuscht hatte, den er für einen

konſervativen Geſinnungsgenoſſen hielt, während Amrain liberal fühlte, da war es mit der Herrlichkeit zu ende und der ehemalige Knopfmacher gab alles verloren und zog in die Welt. Keller macht dabei die witzige Bemerkung: Man wird ſelten ſehen, daß es großen ſchweren Männern ſchlecht ergeht, weil ſie eine durchgreifende und überzeugende Gabe beſitzen, für ihren anſpruchsvollen Körperbau zu ſorgen, und die Nahrungsmittel können ſich demſelben nicht lange entziehen, ſondern werden von dem Magnetgebirge des Bauches mächtig angezogen. So fraß ſich der landesflüchtige Amrain auch glücklich durch die Fernen und obgleich er nichts Großes mehr wurde, aß und trank er doch irgendwo in der Fremde ſo waidlich wie zu Hauſe.

Frau Regula blieb zurück mit drei Buben und ſie wird nun die Heldin der folgenden Geſchichte, eine Heldin in vollem Sinne, eine von den klugen, klaren Frauen, wie ſie der Dichter mit Vorliebe zur Freude ſeiner Leſer ſchildert. Berthold Auerbach fühlte ſich an Goethes Mutter, die Frau Rat, erinnert. Sie hat in vielen Zügen entſchiedene Verwandtſchaft mit Marie Salander, doch hat ſie nicht einen ſchwachen Mann zu lenken, vielmehr einen Sohn zu erziehen. Dadurch gewinnt dieſe Geſchichte einen beſondern Charakter. Es iſt ein pädagogiſches Problem, das hier gelöſt wird und zu einem ſehr erfreulichen Ergebnis führt. Mit feſter Beſonnenheit nimmt Regula die Leitung des in Zerrüttung befindlichen Geſchäftes in die Hand, obwohl ihr von allen Seiten Abmahnungen, von keiner Aufmunterung zuteil wird. Denn ſicher mußten die Seldwyler, die ſchon für ſich nichts von ernſter Arbeit hielten, es mehr als ſonderbar finden, daß eine Frau eine ſo große ernſte Aufgabe furchtlos antrat. Regel aber läßt ſich nicht einſchüchtern und abſchrecken. Freilich kommt ihr der ernſthafte Zweifel, ob die Buben, für die ſie arbeiten will, ſo vieler Mühe auch wohl wert ſind, da ſie ja doch Seldwyler ſein und bleiben würden. Aber

die Mutter- und die Eigenliebe helfen ihr doch immer wieder einen guten Mut fassen und namentlich in dem Angesicht des Jüngsten, Fritz, liegt ein Zug von Trotz und Entschlossenheit, den er freilich von dem Vater geerbt hatte, ohne daß er bei dem auf eine gute Lebensführung wäre zu deuten gewesen, der ihr aber gerade deswegen gefiel. Und bei Fritz scheint er eine bessere Vorbedeutung zu enthalten. Wenigstens hat sie ihm die Rettung aus der einzigen schwachen Stunde zu danken, die der Dichter sie erleben läßt. Das ist, als der Werkführer, den sie angestellt hat, eines Abends, da er gerade mit ihr abzurechnen gekommen war, sie mit feurigen Liebesanträgen überfällt, die sie freilich wenig geneigt ist zu erhören, deren sie sich aber kaum noch erwehren kann. Da kommt Fritzchen plötzlich aus dem Schlafe auffahrend mit dem Ausrufe gesprungen: Mutter, es ist ein Dieb da. Und diese harmlos gemachte kindliche Bemerkung giebt der Frau Haltung und Fassung wieder, und Florian muß sich verlegen auf den Rückzug machen. Seitdem knüpft ein Gefühl der Dankbarkeit die Mutter an den Knaben und sie beschließt, ihn zu einem ordentlichen Manne zu bilden. Die beiden älteren Söhne sind wohl echte Seldwyler geworden und geblieben. Deren gedenkt die Geschichte kaum noch. Wie aber Fritz ein rechter Mensch wird, das findet sich mit Liebe und Umständlichkeit geschildert. Keller giebt auch ihre schlichten einfachen Erziehungsgrundsätze zum Besten, die im Wesentlichen darauf hinauslaufen, möglichst wenig Worte zu machen, alles was sein soll, als das einzig Natürliche und Vernünftige zu betrachten, wenig zu strafen, aber namentlich neu auftretende Unarten gleich im Keim zu ersticken und immer von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden zu appellieren, also den gesunden Verstand und den offnen Blick zu ihren guten Verbündeten zu wählen. Die Aufgabe wird mit dem zunehmenden Alter des Sohnes für sie schwerer, aber der gesunde Anfang sichert einen guten Fortgang. Und

die Geschichte seiner Verkleidung als Frau bei Gelegenheit einer Hochzeitsfeier, wie auch die spätere seiner Teilnahme an einem der kleinen Feldzüge, wie sie in den Zeiten großer politischer Erregung bei den Verfassungskämpfen in der Schweiz zwischen einzelnen Kantonen vorkommen mochten, wobei er zum Gefangenen gemacht wird, sind mit gutem Humor erzählt und geben den Beweis, wie klug und entschieden sie über seinem Leben waltet. So sorgt sie denn auch bei Zeiten für ein braves Eheweib aus der Fremde, ohne sie ihm aufzuzwingen oder seine Neigungen zu durchkreuzen. Kurz, man sieht mit wachsender Teilnahme, wie vortrefflich ein wohl begonnenes, klug geleitetes Unternehmen einem vortrefflichen Ende zugeführt wird.

Nur zum Schluß droht eine schwere Anfechtung. Der lange verschwundene Vater Knopfmacher kehrt aus seiner freiwilligen Verbannung zurück. Leider ist nichts besseres aus ihm geworden. Sein ganzes Wesen ist das eines Unstäten, Verfahrenen, der gern noch prahlt und trotzt, um doch überall fühlen zu müssen, daß er wenig damit erreicht. Er hat allerdings ein paar tausend Gulden oder Thaler mitgebracht, aber das ist nichts ehrlich Erworbenes, sondern durch irgend einen glücklichen Zufall erwischt. Das peinliche erste Zusammentreffen ist mit Feinheit und Liebenswürdigkeit geschildert. „Als der Alte ihn mit der verlegenen Unverschämtheit des Zerfahrenen ansah und sagte: So wirst Du also mein Sohn sein? schlug der Junge die Augen nieder und sagte: Ja, und Ihr seid also mein Vater? Es freut mich, Euch endlich zu sehen!" Als aber nun der Alte sein bischen Vermögen gleich mit in das Geschäft stecken will und auch gut feldwhlisch dann wohl mitzuwirtschaften gedenkt, da wehrt ihm der Sohn bescheiden, doch ganz bestimmt und so kommt er denn zwar spät, aber doch nicht zu spät zur Erkenntnis seines Elends. „Da trat seine Frau herein, sah, daß er sich elend fühlte und mußte sein Elend achten. So wie sie aber wieder etwas an

ihm achten konnte, kehrte ihre Liebe augenblicklich zurück.“ Und so nimmt alles ein gutes Ende und der von der Mutter prächtig erzogene Sohn konnte nun noch an dem Vater selbst erzieherisch wirken, auch ohne viel Worte und ohne unkindlich zu werden, durch sein Beispiel der Tüchtigkeit und Bravheit. Der seltsame Cursus dauerte nicht einmal sehr lange und der Alte ward noch ein gelassener und zuverlässiger Teilnehmer an der Arbeit, mit manchen Ruhepunkten und kleinen Abschweifungen, aber ohne dem blühenden Hausstande Nachteil oder Unehre zu bringen. Frau Regel aber streckte sich, als sie starb, im Tode noch stolz aus, und noch nie ward ein so langer Frauensarg in die Kirche getragen und der eine so edle Leiche barg zu Seldwyla. Und Keller hat Recht mit diesem Schlußsatz, denn an ihren Früchten sollen wir die Menschen erkennen, und wer möchte Frau Amrain den Ruhm versagen, daß sie mit edlen Kräften edle Früchte gezeitigt hatte. Durfte sie nicht stolz sein? Von pharisäischem Hochmut war sie gewiß weit entfernt, das zeigt die Achtung vor dem Elend ihres Mannes und die mit der ersten Möglichkeit der Achtung wiederausbrechende Liebe zu ihm. Aber das wollen wir gerne glauben, daß ein Sumpfboden, wie ihn Seldwyla bot, sehr geeignet war, ein rechtes pharisäisches Selbstbehagen zu züchten. Wo Thorheit, Untüchtigkeit zu jedem ernsten Werk, Leichtsinn in so zahlreichen Prachtexemplaren auf der Straße wandelt, wie dort, da muß ja leicht in dem eitlen Menschenherzen das thörichte Gebet laut werden: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie die da. Von solcher Selbstgerechtigkeit weiß Keller nun mit schönstem Humor zu berichten in den „Drei gerechten Kammmachern.“

Mit gutem Grunde ist diese Novelle immer zu den vorzüglichsten Früchten der Kellerschen Muse gerechnet worden. Denn die ironische Art seiner Betrachtung, sein überlegener Humor kommt hier zu schönster Entfaltung. „Die drei Kammmacher, sagt er, haben bewiesen, daß nicht drei Gerechte

lang unter einem Dache leben können, ohne ſich in die Haare zu geraten. Es iſt hier aber nicht die himmliſche Gerechtigkeit gemeint oder die natürliche Gerechtigkeit des menſchlichen Gewiſſens, ſondern jene blutloſe Gerechtigkeit, welche aus dem Vaterunſer die Bitte geſtrichen hat: Und vergieb uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldnern! weil ſie keine Schulden macht und auch keine ausſtehen hat; welche niemandem zu Leid lebt, aber auch niemandem zu Gefallen, wohl arbeiten und erwerben, aber nichts ausgeben will und an der Arbeitstreue nur einen Nutzen, aber keine Freude findet. Solche Gerechte werfen keine Laternen ein, aber ſie zünden auch keine an und kein Licht geht von ihnen aus; ſie treiben allerlei Hantierung und eine iſt ihnen ſo gut wie die andre, wenn ſie nur mit keiner Fährlichkeit verbunden iſt; am liebſten ſiedeln ſie ſich dort an, wo viele Ungerechte in ihrem Sinne ſind; denn ſie unter einander, wenn keine ſolche zwiſchen ihnen wären, würden ſich bald abreiben, wie Mühlſteine, zwiſchen denen kein Korn liegt?" Das iſt eine einſchneidende und ſprechende Charakteriſtik der echten Phariſäer. Und ſolche drei leere Tugendprinzen bringt Keller nun in einem Haus zuſammen, drei Kammmachergeſellen, alle drei aus demſelben Holz geſchnitten. Sie ſchlafen in einem Bette und liegen wie drei Scheite Holz neben einander, ſie arbeiten mit Emſigkeit und haben jeder einen kleinen wohlerſparten Schatz, den jeder in einem beſonderen Loch unter den Steinfliſen des Bodens verwahrt. Sie arbeiten unermüdlich, eſſen das ſchlechteſte Gericht mit lammfrommer Beſcheidenheit und ſpiegeln ſich jeder in ſeiner eignen Tugend. Der Sachſe war der erſte am Platz. Köſtlich iſt ſein ganzes Leben und Treiben beſchrieben, ſo auch ſeine vergnügten Sonntage, wo er abends nachdem er ſich herausgeputzt hat, einen ſittigen Spaziergang macht, d. h. vor dem Thore herumlungert und mit anderen Herumſtändern dann einen ordentlichen Diskurs führt, d. h. ganz alltägliche, langweilige, gedanken-

loſe Redensarten austauſcht, weiſe Urteile abgiebt über Dinge, von denen er gar nichts verſteht, und unfehlbar zum Abendeſſen wieder zu Hauſe iſt, denn das iſt der einzige Tort, den er ſeiner Frau Meiſterin anthut, daß er nie ein Abendbrot am Sonntag verſäumt, ſondern ſie nötigt, jedesmal allein zu Hauſe zu bleiben, um ihn zu verſorgen. Koſtbar iſt es nun, daß in dieſer nüchternſten, trockenſten aller Seelen doch eine geheime Ironie wohnt, mit der er auf ſeine Umgebung herabzublicken pflegt, ſich über ihre Leichtfertigkeit und Sorgloſigkeit luſtig macht und ihrem zweckloſen Daſein gegenüber ſogar einen tiefen Plan verfolgt, der auf nichts geringeres hinausläuft, als ſich ſoviel zu erſparen, daß er das Geſchäft ſchließlich an ſich bringen kann. Da kommt nun, nachdem Jobſt längere Zeit allein gearbeitet hat, ein zweiter Geſelle, Fridolin, der Baier. Anfangs ſieht jener ihn mit dem Gedanken an: der wird auch nicht lange bleiben, da es jetzt ſchöne Jahreszeit zum wandern iſt. Aber ſiehe da, dieſer Fridolin iſt ſein genaues Abbild und ſo fühlen ſich die beiden ſchönen Seelen bald wahrhaft aneinander gebunden und ziehen einträchtig denſelben Strang. Und der ändert ſich nicht, als Dieterich, der Schwabe, etwas jünger als die beiden andren, aber ſonſt ganz deſſelben Schlages, das Kleeblatt voll macht. Nun kommt aber in die drei gerechten Seelen, die ſich nur mit Aengſtlichkeit überwachen, ſofern es ſich um die Behütung ihres Schatzes handelt und von denen jeder im ſtillen den gleichen großartigen Lebensplan verfolgt und den andren verwünſcht, weil er dem im Wege zu ſtehen ſcheint, eine gemeinſame Liebe zu der tugend- und ehrſamen Jungfrau Züs Bünzlin, die es an jener ſtrohernen Gerechtigkeit mit einem jeden von ihnen oder mit ihnen allen dreien aufnehmen kann. Die Schilderung ihres Stübchens mit einem endloſen Kram hohler Nichtigkeiten, die aber wie Schätze behandelt werden, ihren Seifenpyramiden, dem künſtlichen Pappgebäude ihres chemaligen Liebhabers, des Buchbinders, die Wiedergabe ihrer

wunderlich vertrakten, phrasenhaft albernen Reden sind wahre Musterleistungen komischer Schilderung, die um so wirksamer ist, als sie mit vollkommenem Ernst und einer fast feierlichen Umständlichkeit vorgetragen wird. In solchen Zügen giebt sich die wahre Meisterschaft unseres Dichters zu erkennen. Er hält sich nicht immer frei von dem Barocken, wenn er in solche Ausführungen eintritt. Dahin gehört die öfters angeführte Wanze, die Jobst im Herbste, als er die Stelle über dem Bette mit blauer Tünche bestrich, mit festgemalt hatte und die dann ihren Winterschlaf unter dieser Hülle ausgehalten hatte, im Frühling aber erwachend mit dem blauen Hügel auf dem breiten Rücken herumspaziert. Auch dieser Umstand wird mit aller Ausführlichkeit beschrieben, ja der Dichter weiß selbst dieser wenig appetitlichen Geschichte noch eine bescheidene Symbolik zu verleihen. Denn indem Jobst dem kleinen Ungeheuer nachsieht, wie es allmählig im Dunkel der oberen Regionen der Wand verschwindet, wird es für ihn das Vorbild seines eignen Wanderns. Seine dürre Seele zieht gleichsam daraus die Gewißheit, daß er auch fort muß und bald von der Stätte verschwindet, wo es gewiß wenig Freude gab und wo er doch nicht ungern weilte.*)

Denn des Bleibens ist nicht für ihn, höchstens für einen der drei. Der Meister, des billigen Verdienstes froh, den ihm ihr verdrossner Fleiß verschaffte, hat sich als echter Seldwyler erst recht in die Verschwendung hineingeritten und kann höchstens noch einen Gesellen gebrauchen. Komisch, wie die ganze Geschichte gehalten, ist nun auch das Mittel der Entscheidung darüber ersonnen, wer bleiben soll. Denn freiwillig wird natürlich keiner den an sich so widerwärtigen ihnen aber so behaglichen Ort räumen. Der Meister macht ihnen nämlich den ernsthaften Vorschlag, daß sie am morgigen Sonntage abgelohnt werden, dann eine halbe Stunde weit vor die Stadt

*) Dieses namentlich gegen Jakob Mähly, in der Gegenwart a. a. O.

hinausgehen und dann wieder heimkehren — laufen — rennen — sollen, und wer dann zuerst bei ihm wieder eintrifft, der soll den Vorzug haben zu bleiben. Kniefällig beschwören ihn die drei Gerechten von so grausamem Befehl abzustehen, aber umsonst. Da springt der Schwabe jählings auf um zur Züs zu stürzen, und wie ein Blitz die beiden andern hinterdrein. Diese hält ihnen eine ihrer kostbarsten Reden, weigert sich aber, einen von ihnen zu wählen und dazubehalten. Und so muß denn das groteske Schlußgemälde zum besten gegeben werden. Man muß Keller wirklich recht gut sein, um daran nicht irre zu werden. Denn das Bild der beiden gehetzten Männer, die auf kleinen Rädergestellen die schweren Felleisen hinter sich herzerrend durch eine dichte Reihe gaffender, johlender, höhnender Seldwyler den Entscheidungslauf ausführen, mutet unserm Gefühl fast zu viel zu. In solchen Momenten kommt ein Geist von wilder Lustigkeit über unsern Dichter und er kennt kein Erbarmen mit den unglücklichen Kindern seiner Einbildungskraft. Der beiden, sagt' ich, nicht der drei. Nein, während Jobst und Fridolin daherrasen, ist der Schwabe still mit der edeln Jungfer Bünzlin, die ihre drei gerechten Verehrer auf ihrem Ausmarsch begleitet und mit köstlichen Reden und einer Hand voll trockner Birnen geistig und leiblich gestärkt hatte, zurückgeblieben und ganz eilfertig in der Stille mit ihr handelseinig geworden, so daß er künftig als ihr erkorner Gatte behäbig, aber unter der harten Fuchtel seiner Züs als Seldwyler Bürger thronen wird. Die beiden armseligen Wettläufer aber gönnen sich keinen Vorsprung und müssen wirklich wandern, und wenn sich Jobst nun sogar an einem Baume aufhängt und Fridolin sein trauriges Dasein weiter schleppt, so ist denn freilich ihre Gerechtigkeit schwer genug an ihnen heimgesucht. Aber es bleibt doch ein leises Bedenken übrig, ob Keller damit nicht die Grenzen seiner Komik fast überschritten hat. An solchen Gesellen ist gewiß nicht viel verloren, aber die Buße eines solchen Spießruten-

laufs wäre doch auch schon hart genug gewesen. Gleichwohl muß man sich damit abfinden und Keller auch in dieser Hinsicht nehmen wie er ist. Das Motiv eines solchen Paradelaufs hat sogar entschieden seinen innern Beifall gehabt, so sehr, daß er es später wiederholte. Dies geschieht in der armen Baronin unter noch verletzendern Umständen. Seine poetische Gerechtigkeit ist nicht ohne einen Zusatz von etwas Grausamkeit, wenn es gilt, das zu züchtigen, was ihm besonders gegen den Strich geht, Hohlheit, Mangel an Tüchtigkeit und Kraft zum Guten, wie er auf der andern Seite ja auch den, welchem er wohl will, überschwänglich belohnt. Wir haben hier einen der von Vischer gerügten Knorren.

Ein phantastisches Märchen bildet den Abschluß des ersten Bandes der Leute von Seldwyla. Damit ging nun unser Dichter zum erstenmal über den Kreis seiner Darstellung insofern hinaus, als er hier den Schauplatz in die Vergangenheit zurückverlegen mußte. Denn Hexenmeister, Beghinen, die sich in liebliche Hexchen verwandeln und spornstreichs zum Schornstein herausreiten, redende Katzen und Eulen, das sind doch Dinge, die man sich heutigestags nicht einmal mehr in Seldwyla möglich denken kann. Aber dieses kann um so mehr sich damit brüsten, daß es schon von beträchtlichem Alter ist und die frühern Geschlechter die würdigen Ahnherren der jetzigen gewesen sind. Denn die Bewohner der trefflichen Stadt in Masse spielen freilich keine Rolle in der gleichsam intimen Geschichte, die sich zwischen drei oder vier Personen, Katze und Eule mit eingeschlossen, abspielt, aber daß es das rechte Seldwyla war, in dem das Sprichwort umgeht: Der hat der Katze den Schmeer abgekauft, um zu bezeichnen, daß jemand einen schlechten Handel gemacht hat, welches der Dichter als Thema seiner Dichtung zu grunde legt, darüber läßt er uns nicht im Zweifel. Der abscheuliche Stadthexenmeister Pineiß nämlich hat mit Spiegel diesen schnöden Vertrag abgeschlossen. Spiegel war in betrübte Umstände geraten.

Einst das Schoß- und Lieblingstier einer ältlichen ruhigen Person, war er nach deren jähem Hinscheiden zum heimatlosen Vagabunden herabgesunken, dem es kümmerlich ging und dessen glattes rundes Fell rauh und zottig geworden war. Was thut man nicht in solcher Lage? Pineiß braucht Katzenschmeer für seine Hexensachen. Das Ende tritt ja nicht gleich ein, die Verpflegung ist reichlich und billig, also eingeschlagen und frisch drauf los gelebt. Allein unangenehm ist doch das Gefühl wieder zunehmender Leibesfülle, wenn man das Messer des unbarmherzigen Schlächters nur darauf warten weiß um dem armen Dasein ein Ende zu machen. Darum, Spiegelchen, streng alle deine Verstandeskräfte an, um dem ruhmlosen Ende vorzubeugen. Und das gelingt denn auch dem Schlaukopf durch ein ganzes Gewebe von List und Erfindung, das mit gutem Humor gesponnen ist und den Ton echter Naivetät, der dem Märchen eignet, in der behaglichen Weise des Vortrags vorzüglich trifft. Es ist nichts übermäßig ausgedehnt, es steht alles am rechten Flecke. Die eingeschobene rührende Erzählung von dem treuen Kaufmann, der bloß auf die Probe gestellt werden soll, ob er die Geliebte nicht nur ihres Geldes wegen heimholen will, und darüber Glück, Liebe und Leben verliert, bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Kampf der List mit der Verruchtheit, woran wir teilnehmen. Und da ein Märchen immer darauf hinausläuft, daß sie sich kriegen und die Klugheit den Sieg über die Bosheit gewinnen muß, so folgt man gern dem Dichter bis zu dem Moment, wo der garstige Pineiß sich mit der alten bösen Beghine hat kuppeln lassen und hören es nicht ungern, wenn Spiegel, der glücklich Leben und Schmeer gerettet hat, an dem Hause vorüberschlüpft und dem Geprellten höhnisch sein: Immer fleißig, fleißig, Herr Pineiß? zuruft.

Das war dann die erste Sammlung seiner Novellen, womit Keller um die Gunst der deutschen Lesewelt rang. Und nicht umsonst. Während der grüne Heinrich mehr an-

gestaunt als geliebt wurde, fanden die Leute von Seldwyla eine sehr freundliche Aufnahme. Keller hatte den Beweis eines urwüchsigen Talentes, einer durchaus selbständigen Begabung erbracht und, was ihm damals nicht gleich in vollem Maße zum Lobe angerechnet wurde, es haftete ihm der Erdgeruch der heimischen Scholle an und verlieh seinen Erzählungen ihren ganz eigenartigen Duft. Damals noch nicht gleich, denn in der Mitte der fünfziger Jahre galt das Charakteristische noch nicht so sehr für das erste Erfordernis dichterischer Wirksamkeit wie heutzutage, da die allgemeinen Grundlinien des Schönen ihren Wert noch nicht eingebüßt hatten, wie wir das von der jetzigen Litteratur leider sagen müssen. Man verzeihe dieses leider! Es kommt wenigstens aus einem ehrlichen Herzen. Daß Berthold Auerbach der Chorführer der Bewunderung ward, ist nicht befremdlich. Er hatte das mit dem neuen Bruder in Apoll gemein, auch seine eigene Domäne zu haben, aus der er die Stoffe und Lokalfarben bezog. Aber es verdient doch auch noch eine andere Seite dieser Erzählungen hervorgehoben zu werden, das ist die Neuheit und Selbständigkeit der behandelten Probleme. Hier wurden nicht Variationen über die eine Melodie: sie liebt mich, sie liebt mich nicht, sie kriegen sich, sie kriegen sich nicht, gespielt, die man wie in der früheren Novellistik, doch auch in den älteren Erzählungen Paul Heyses, um nur den Namen dieses einen berühmtesten deutschen Novellendichters heranzuziehen, zum Uebermaß abgeleiert findet. Die Ganzheit und Gesundheit dieser Menschen ist erstaunlich. Ich spreche nicht von ihrem moralischen Charakter als solchen, sondern von ihrer poetischen Qualität. Die Liebe war nicht der leitende Faden, an dem sie uns vorgeführt werden. Der liegt nur in Romeo und Julie offen zu Tage. Weder Pankraz noch Fritz Amrain leben nur für oder durch die Liebe, und die drei Gerechten sind eben ihrer Gerechtigkeit wegen ebensowenig der Liebe fähig, wie der erhabene

Gegenstand ihrer dürftigen Neigung, die treffliche Züs Bünzlin. Menschenbildung, Charakterentwicklung konnten mit größerem Recht als die leitende Idee der Kellerschen Muse aufgewiesen werden. Ueber das Ziel, dem sie zustrebt, ward oben schon gesprochen. Aus dieser Grundeigenschaft der Novellen mag es sich erklären, daß Jakob Mähly in seinem schon erwähnten Pamphlet mit der Behauptung recht hat, Keller habe die Gunst der Frauen, die, wie er sagt, bei uns wie anderwärts nicht über den Wert, wohl aber die Popularität eines Dichters entscheiden, nicht gewonnen und werde schwerlich jemals populär werden. In seinem Sinne nicht, Frauendichter ist Keller nicht in erster Reihe. Aber ist es denn ein schlechter Ruhm, Männerdichter zu sein? Und sind nicht diese klaren, erquicklichen Schilderungen dazu ganz zweifellos berufen, dem männlichen Sinne zu genügen? Und daß sie das wirklich vermögen, beweisen gelegentliche Mitteilungen des Verlegers über den Absatz der gesammelten Werke. Wir müssen aber noch eine Eigentümlichkeit dieser Novellen rühmen, das ist die große Einfachheit der Erfindung, die gleich von vornherein in ihnen hervortritt. Der Anfang ist jedesmal so schlicht wie möglich. „Auf einem stillen Seitenplätzchen, nahe an der Stadtmauer, lebte die Witwe eines Seldwylers, der schon lange fertig geworden und unter dem Boden lag;" so beginnt Pankraz der Schmoller. Wir werden ganz ohne viel Aufhebens zu machen, mitten in ein bescheidenes Witwenleben versetzt und müssen uns mit allen Bedingungen dieses dürftigen Daseins bekannt machen lassen, ehe es dem Dichter gefällt, irgendwo in diesen mehr auf Beschreibung als Handlung angelegten Auseinandersetzungen den Faden einzuknoten, den er dann weiter spinnt. Romeo und Julie beginnt gar mit einer ganz prosaischen Ankündigung, daß es sich hier um einen wirklichen Vorfall handle, woran sich dann freilich die Bemerkung knüpft, daß tief im Menschenleben jede jener Fabeln wurzeln, auf welche die großen alten

Werke gebaut sind. „Die Zahl solcher Fabeln ist mäßig; aber stets treten sie in neuem Gewande wieder in die Erscheinung und zwingen alsdann die Hand sie festzuhalten.“*) Dann folgt die ruhige Beschreibung der beiden pflügenden Bauern. Und so geht es weiter. Ueberall geht der Dichter von der ruhigen Beobachtung des Thatsächlichen, dem reinen Thatbestande aus. Nirgends eine ergreifende, erschütternde Anfangsscene, nirgends eine vorwegnehmende Hindeutung auf spätere Abgründe oder steile Höhen. Mit der schlichtesten Natürlichkeit entwickelt sich eins aus dem andern und so werden wir von einer sichren festen Hand, die sich ihres Zieles wohl bewußt ist, durch die verschlungenen Pfade des Menschengeschickes geleitet und mit geringen Mitteln Großes erreicht. Fehlte es in dem grünen Heinrich nicht an manchen Wagnissen der Erfindung, die Leute von Seldwyla erwiesen eine ebenso reiche Fruchtbarkeit des dichterischen Vermögens wie eine weise Sparsamkeit in der Handhabung seiner Mittel und verrieten damit die Spuren einer echten Künstlerhand. Keller geht in der Entwicklung der Handlung gleichsam mit großen Schritten. So vorsichtig und sorgfältig er in Einzelschilderungen ist und ein ganzes Füllhorn reizender Kleinigkeiten an Zügen, die der Natur oder dem Menschenleben abgelauscht sind, über die Hauptstellen seiner Erzählungen ausschüttet, so wird doch der Fortschritt der Begebenheiten sonst nur in Hauptzügen angedeutet. Ganze Berge von Schwierigkeiten werden oft mit wenigen Worten überwunden und es seinen Helden manchmal leicht gemacht. Aber in dieser Geringschätzung der verbindenden Wege liegt die um so größere Wirkung der lebensvollen Hauptscenen wesentlich mit begründet. Man fühlt sich da wirklich auf Höhepunkten und verweilt um so lieber in dem sonnigen Glanz, mit dem er diese umspielt. Sehr schön

*) Daß Keller hiermit auf die Liebessage anspielt und darum keinen „sonderbaren, gelehrt-litterarischen und darum unpassenden Titel“ gewählt hat, hätte von den Tadlern nicht übersehen werden sollen.

führt dies eine Stelle eines Briefes von Otto Ludwig an Auerbach*) aus: Der Teufelskerl, der Keller, hat ein wundervolles Colorit in seiner Macht. So tiefe glühende Farben hat nur Giorgione oder Tizian; mein innerer Sinn ist dann noch immer wie eine gothische Kirche mit gemalten Fenstern, durch welche eine Augustsonne hereinscheint. Ich las dann einige Novellen von *, dann desgleichen von **; es war, als besähe ich auf Flor gemalte Aquarellbilder, die man über ein Oelbild aus der Venezianer Schule gelegt hätte; die Farben des letztern glühten durch das lockere Gewebe und verbrannten sie förmlich. Wunderbar wie, gerade wie bei den Venetianern, bei Keller das Colorit Zeichnung und Composition aus seinen Mitteln herstellt, d. h. aus des Colorites Mitteln, und wie beides, was von Zeichnung und Composition vorhanden, wiederum nur dem Colorite dient. Die Farbe tritt für alle Anforderungen ein, ersetzt und bezahlt sie. Mehr Zeichnung und eigentliche Composition und die Farbe wäre nicht möglich und wir verlören mehr als jene ersetzen könnten. Gezeichnet wären die meisten Gestalten und Gruppierungen abenteuerlich, mit dieser Farbe gemalt, werden sie wahr, wie sie wiederum und nur eben sie, wie sie sind, die Farbe wahr und natürlich machen, die bei eigentlicher Zeichnung und Composition abenteuerlich erscheinen würde. Es ist Romantik, der das zähe, gesunde, schweizerische Phlegma den Schwerpunkt und die feste Leiblichkeit giebt, die unsrer deutschen Romantik fehlte oder wenn man es so nennen will: die poetische Wahrheit. Mit Hebbel verglichen, der ebenfalls auf ein glühendes Colorit hinarbeitet, ist Keller Fleisch, mit Keller verglichen Hebbel von Holz.

Sicher war, daß Kellers Muse noch mehr zu spenden hatte, wenn sie ihr Füllhorn wieder aufthun wollte, und wünschbar, daß

*) Nach einer Mittheilung in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1890, Nr. 280, wo sie nach einer Abschrift angeführt ist. Das Datum des Briefes ist wohl statt 1861 verdruckt.

ſie denſelben Quellen entnahm, was ſie bot. Für jenes ward der Beweis erbracht, wenn auch nicht ſo ſchnell, als man hoffen mochte. Es kamen die Jahre fleißiger Amtsführung, wo er ſich darauf beſchränkte, die Erlaſſe der Regierung zu redigieren und ihnen das Gepräge ſeines Geiſtes und Stils zu geben. Aber unter der Hand keimte und wuchs es denn doch und nach den Legenden 1872 erſchien der zweite Band der Leute von Seldwyla 1874. Denn dieſer redliche Ort hatte ſein Daſein nicht eingebüßt noch verringert und es gab noch manche drollige Typen, die der Dichter zu Aller Lehr und Nutz in einer artigen Gallerie ausſtellen konnte. Die Tragik von Romeo und Julie war hier nicht wieder berührt, auch die Phantaſtik des Märchens war abgethan. Dagegen war einmal in „Dietegen“ ein Anlauf zur geſchichtlichen Novelle genommen, die übrigen vier: Kleider machen Leute, der Schmied ſeines Glückes, die mißbrauchten Liebesbriefe und das verlorne Lachen, waren richtige Schilderungen modernen Lebens im Stil der frühen Erzählungen.

Wie ein armer Schneider, der aus Seldwyla wegen Arbeitsmangels fortgeht, um ſich in dem benachbarten reichen Goldach zu verſuchen, mit nichts in der Taſche als einem Fingerhut, den er beſtändig zwiſchen den Fingern dreht, aber eingehüllt in einen dunkelgrauen, ſtattlich mit ſchwarzem Sammet ausgeſchlagenen Radmantel, ſein Prunk- und Zierſtück, durch eine Verwickelung von Umſtänden zu einem polniſchen Grafen wird, wenigſtens dafür gehalten wird, und wie es ihm in dieſer Rolle ergeht, iſt das heitere Thema in dieſer ernſten Geſchichte. Natürlich muß einiges zuſammenfabuliert, einiges an Dummheit und ungebührlichem Reſpect vor Hochgeborenheiten bei den Goldachern vorausgeſetzt werden, um das ganze Luſtſpiel möglich zu machen. Intereſſant aber iſt der Moment, wo in dem Gehirnlein des Schneiders der Punkt der Aſſimilation erreicht wird. Anfangs erfüllt ihn das Gethue der Leute um ihn her mit einem natürlichen Grauen. Die köſt-

liche Bewirtung, die man ihm vorsetzt, behagt zwar seinem ausgehungerten Leibe, aber sie ist ihm unheimlich, wenn er daran denkt, wie er sie bezahlen soll. Aber von allen auf Händen getragen und von lauter devoten Verbeugungen umgeben, wenn auch unter den gehorsamen Dienern ein Schalk ist, der mit Verständnis die zerstochenen Finger des Schneidergrafen mustert, wird ihm die Sache nach nicht allzu langer Frist plausibel und er beginnt nun, sich in der That einigermaßen gräflich zu fühlen. Dieser Vorgang ist echt kellersch. Das Phantasieleben auf die Außenwelt übertragen und es vor sich selbst zur Wirklichkeit werden sehen, ist die Hauptkunst seiner Lieblinge. Das war die eigenste Leistung des grünen Heinrich, so verfuhr Pankraz der Schmoller, und daß der alternde Martin Salander diese Weise noch nicht verlernt hatte, ward am gehörigen Ort gebührend hervorgehoben. Nun spielt er denn seine Rolle munter weiter und geht den neuen Weg frisch drauf los, wobei ihm zum Lobe gereicht, daß der unfreiwillige Schwindler nicht zum wirklichen wird, d. h. niemanden betrügt, keine unehrlichen Mittel zu seiner eignen Bereicherung anwendet, sondern sich mit geziemendem Anstande und vorsichtigem Wandel hindurch findet. Vielmehr ist es sehr niedlich zu lesen, auf welche Weise er zu einigen baaren Mitteln kommt. Blind ist er nur in dem einen Punkte, nämlich über den unvermeidlichen Ausgang dieser romantischen Begebenheit. Er läßt alles mit sich machen, ohne sich zu sträuben, selbst die Verlobung mit der Tochter des wohlhabenden Amtrats, die der zu Abenteuerlichkeiten neigende Geist des Mädchens auch wieder ihm so zu sagen aufdrängt. Er weiß, es muß einst schrecklich tagen, und die ihm aufgenötigte Herrlichkeit, die er sich aber doch so gern für alle Zeit gefallen ließe, wird von ihm heruntergerissen werden. Aber er schließt die Augen davor und blinzt nicht einmal, ja er beruft sich zu seinem Trost im Stillen wohl darauf, daß er eigentlich ganz gut ein Graf sein könne, eben so gut

wie ein anderer. Damit drängt er die Wirklichkeit natürlich nicht zurück. Die furchtbare Stunde erscheint. Die herzlosen Seldwyler entlarven ihn durch ein übermütiges Maskenspiel. Aber, das ist das Beste dabei, er gewinnt doch seine Sache. Denn einmal hat seine nunmehrige Braut so viel Charakter, dem schmählich Gestürzten bei seinem abgeschmeichelten Wort zu halten und zu ihm zu stehen. Und er, aus der Wolke des Träumens wieder auf den Boden der Wirklichkeit gestellt, hat alles hohle leere Wesen so sehr durchschauen und an der Kehrseite des Guten dieses selbst würdigen lernen, daß er sich nun mit allem Ernst auf das Tüchtige legt, wieder zur Nadel greift und ein ordentlicher, zuletzt auch wohlhabender Mann wird. So haben hier also Kleider wirklich Leute, wenigstens einen Mann gemacht und das Sprichwort der Ueberschrift erscheint in einem artigen Doppelsinn, was so recht in dem Geiste ihres schalkhaften Verfassers liegt.

Daß die Seldwyler ihre größte Kunst im Nichtsthun bewähren, ward wiederholt erwähnt. Aber man kann auch durch allzu keckes Handeln wirklich sein Glück verpassen, besonders wenn es recht was Kluges und Geschicktes ist, was man ausführen will. Das ist manchen Bürgern jenes seltsamen Ortes widerfahren, keinem vielleicht spaßhafter zugleich und vernichtender, als dem Johannes Kabis, der mit Vorliebe den Spruch im Munde führte: Jeder ist der Schmied seines Glückes, und zwar ohne viel Gezappel und Geschrei. Ruhig, mit nur wenigen Meisterschlägen schmiede der rechte Mann sein Glück. Der erste seiner Meisterschläge war die Veränderung seines Vornamens in John, weil das mehr an das Ungewöhnliche und Glückhafte erinnerte. Dann, nachdem er einige Zeit ruhig verharrt hatte, ohne daß das Glück bei ihm eingekehrt wäre, verfälschte er auch seinen zweiten Namen, der freilich schlechtweg Kohlkopf, Weißkohl bedeutete, in Kabys, wodurch er einen edlern fremdartigern Anhauch gewann. Als aber das Glück auch darauf noch nicht anbiß, legte er sich

eine sehr stattliche Ausrüstung mit goldenen Kettchen, Knöpfchen, Brille, einem sehr behältnisreichen Geldtäschchen u. s. w. zu und nun konnte die Sache ja wohl losgehen. Bald schien auch das Fischlein den Köder zu wittern, denn es erschien eine ältere Dame, die sich Oliva nannte mit einer mannbaren Tochter zu längerm Aufenthalt in Seldwyla. Kabys-Oliva, wie das die Ohren kitzelt. Leider fand sich bei der nähern Feststellung der Personalien nicht alles was die Abkunft des Fräuleins betraf in Ordnung, und statt Fräulein Oliva hatte sie als ein Jungfernkind in Wahrheit nur das Recht, Jungfer Häuptle zu heißen. Aber zu seinem eignen Kohlkopf noch ein Häuptle. Das war denn doch zu viel. Also damit fertig und dem Glück ein andres Pförtchen aufgethan. Er hört von einem Zweige seines Geschlechtes, der noch in Augsburg blühe, indem dort ein alter reicher Kauz lebe, dessen Großmutter eine geborne Kabis aus Seldwyla in der Schweiz gewesen. Dieser Spur folgt er und findet es nun in Augsburg alles ganz nach Wunsch, einen alten schier ganz vertrockneten sozusagen Großoheim in einem großen alten Patricierhause. Der alte Herr hat eine noch ziemlich junge stattliche Frau, die ihr Leben meist auf einem Ruhelager verträumt und keine Kinder. Er wird freundlich aufgenommen, als Verwandter anerkannt, erwirbt bald das Vertrauen und die Gunst des Alten und schon eröffnen sich ihm erfreuliche Aussichten auf eine goldene Erbschaft. Denn es ist schon so weit gekommen, daß Herr Litumlei dem Großneffen den Vorschlag macht, sich für seinen natürlichen Sohn, die Frucht irgend eines tollen Jugendstreichs ausgeben zu lassen. Der Verzicht auf ehrliche Abkunft fällt zwar jedem braven Manne etwas schwer, aber was thut man nicht um solcher Aussichten willen? Nach vierundzwanzigstündiger Bedenkzeit willigt John ein und der würdige Herr entschließt sich sogar zu dem gemeinsamen Unternehmen, einen Roman zu schreiben, der diese Verhältnisse bis ins Einzelne der staunenden Mitwelt klar legen soll.

Nun sitzt unser Held recht im Glücke. Aber als er nun den letzten Meisterschlag thun will, verhaut er sich gründlich. Die noch ziemlich junge Frau darf nicht vergessen werden. Immer auf dem Sofa liegen und ein Himbeertörtchen nach dem andern verzehren, ist doch auch langweilig. Genug, eines Tags erscheint nach einer längern vertrauten Zwiesprach mit der Gattin Herr Litumlei besonders zufrieden, scheint mehrere Zoll gewachsen und versucht sogar kleine Sätzchen zu pfeifen, was aber aus Mangel an Zähnen nicht mehr gelingen will. Er macht nun ganz unversehens dem Jüngern den Vorschlag, sich die Welt ein bischen zu besehen und in den Städten, in denen er verweilen wird, namentlich die verschiedene Art der Jugenderziehung eingehend zu studieren. Was kann verlockender sein? Geld und Wechsel sind vorhanden. Also auf und davon, Wien, Dresden, Berlin, Hamburg, selbst Paris ist nicht zu entlegen. Dann noch ein kurzer Besuch in Seldwyla, wo er mit geheimnisvollen Anspielungen um sich wirft und den letzten Wünschen des guten Großoheims entsprechend eine große Denkschrift über die besten Methoden der Erziehung abfaßt, die er in einer Blechkapsel an einem Schnürchen immer bei sich trägt. Und nun zurück nach der Stätte seines werdenden Glückes. Aber welche Veränderung! Eine wohlgenährte Frau vom Lande ist das erste, was ihm begegnet. Dann trifft er den Alten wahrhaft verjüngt und voll Entzücken. „Ein Sohn ist uns allendlich geboren.“ Der wackere Bartputzer John Kabys, der wahre Schmied seines Glückes, steht starr wie eine Bildsäule, machte ganz runde Augen und spitzte den Mund, wie wenn er einen Igel küssen müßte. Der Alte tröstet ihn über seine zerronnenen Hoffnungen, will ihn aber als Leiter der künftigen Erziehung des Litumleischen Stammhalters großmütig im Hause behalten. Da endlich wagt John Kabys die Frage: Glauben Sie denn wirklich, daß das Kind das Ihrige sei? Kostbar ist nun der Wutausbruch des alten Gerippes, der seine und seines Weibes Ehre aufs schändlichste

begeifert findet. Dann wird ein Zehrpfennig gereicht und als er noch Miene macht zu bleiben, erscheint die löbliche Polizei und weist ihm die Thür. So kommt er kleinlaut genug nach Seldwyla zurück, findet aber dort Verständnis für seine betrübte Lage. Man verkauft ihm eine alte Nagelschmiede vor dem Thor, die ihren Mann nährt, wie sie sagen, und so wird er denn allerdings der Schmied seines Glückes in demselben Sinne, wie Kleider Leute machten, indem er nun das Glück nicht mehr herbeilocken und einfangen will, sondern zufrieden ist, es in einfacher und unverdrossner Arbeit zu finden.

Mit Recht wird auch diese Erzählung zu den Perlen der gesamten Kellerschen Novellistik gerechnet. Die Komik ist von ganz unwiderstehlicher Wirkung und auch im einzelnen die Ausführung herrlich. Die Scene, in der die beiden Männer den Roman zu schreiben beginnen und sich in Erfindungen und Abenteuerlichkeiten überbieten, gehört zu den unvergeßlichen Stücken komischer Erdichtung, und besser ließe sich der ganze Aufbau bis zu dem Schwunge kühner Hoffnungen und deren Zusammenbruch garnicht denken. Und dabei die köstliche Ironie, daß John gerade durch sein geflissentliches Herbeiführen eines Meisterschlages sich um das erhoffte Glück bringt, und die blinde Wut des auf seine so arg verspätete Vaterschaft im Ernste stolzen alten Narren, alles das sind Scenen und Züge, die gar nicht zu überbieten sind und die Keller auch selbst nicht wieder überboten hat. Fehlt für das, was unmoralisch darin ist, allerdings jede Rüge, so ist die Sühne doch ernst genug und schließlich bildet die Rettung durch tüchtige Arbeit doch ein hinreichendes moralisches Gegengewicht. Neben den gerechten Kammmachern ist also auf den Schmied seines Glückes ein Hauptton zu legen.

„Die mißbrauchten Liebesbriefe“ sind in einem großen Teil ihres Inhaltes satirisch, denn sie geißeln die fade Schöngeisterei, der sich der behäbige Seldwyler Kaufmann Viktor Störteli ergeben hat und zu der er sein hübsches, gesundes

und gutmütiges Weibchen auch zu erheben sucht, dadurch aber sich und sie in schweres Unglück stürzt. Wundervoll ist die Darstellung seiner zunehmenden litterarischen Wirksamkeit. Erst versucht er es als Essayist. Als aber seine Essays keine rechte Aufnahme finden, geht er unter dem wohllautenden Pseudonym Kurt vom Walde zur Novelle über. Dann die herrliche litterarische Zusammenkunft. „Die würdigen alten Herrn sprachen über allerlei Schreiberei, von Cervantes, von Rabelais, Sterne und Jean Paul, sowie von Goethe und Tieck, und priesen den Reiz, welchen das Verfolgen der Kompositionsgeheimnisse und des Stiles gewähre, ohne daß die Freude an dem Vorgetragenen selbst beeinträchtigt werde. Sie stellten einläßliche Vergleichungen an und suchten den roten Faden, der durch all dergleichen hindurchgehe; bald lachten sie einträchtig über irgend eine Erinnerung, bald erfreuten sie sich mit ernstem Gesicht über eine neu gefundene Schönheit, alles ohne Geräusch und Erhitzung, und endlich nachdem der eine seinen Thee ausgetrunken, der andere sein Schöppchen geleert, klopften sie die langen Thonpfeifen aus und begaben sich auf etwas gichtischen Füßen zu ihrer Nachtruhe. Nur einer setzte sich unbeachtet in eine Ecke, um noch die Zeitung zu lesen und ein Glas Punsch zu trinken."

Und nun das Gegenspiel. Ein Trupp jüngerer Leute, die um einen Tisch versammelt sind, unter ihnen Viktor Störteli, lassen sich vernehmen. Sie haben das Gespräch der Alten belauscht und einer beginnt mit der spöttischen Bemerkung „über die altväterische Unterhaltung dieser Alten, welche gewiß vor vierzig Jahren einmal die Schöngeister dieses Ortes gespielt hätten." Und nun legen sie alle los. Von den verjährten Gegenständen jener Alten freilich wissen sie nicht viel, außer einigen völlig abgebrauchten Schlagworten, aber von Honoraren, Verlegern, Clique, Coterie tönte und schwirrte es, als ob zwanzig Personen sprächen. Und nun diese Erkennungen, als der eine sich als Guido von

Strahlheim, der andere als Oskar Nordstern, der dritte als Kunibert vom Meere enthüllt und Viktor schließlich auch mit seinem Geheimnis, daß er Kurt vom Walde sei, herausrückt. Köstliche Momente! Viggi reibt sich entzückt die Hände: da bist Du einmal in die rechte Mühle gekommen! Ein Schriftsteller unter Schriftstellern! Ei, was das für geriebene Geister sind! Welches Verständnis und welch sittlicher Zorn! Den Höhepunkt erreicht der Jubel, als nun bei diesem „Schwefelwein," um der schlechten Welt vom Amte zu helfen und ein neues Morgenrot herbeizuführen, die förmliche und feierliche Stiftung einer „neuen Sturm- und Drangperiode" beschlossen ward, und zwar mit planvoller Absicht und Ausführung, um diejenige Gährung künstlich zu erzeugen, aus welcher allein die Klassiker der neuen Zeit hervorgehen würden.

Die Jungen also und die Alten. Der Gegensatz, der unsre ganze Zeit bewegt, namentlich soweit die Kunst in Frage kommt. Es sind nicht gerade typische Gestalten, in denen Keller diese beiden Richtungen verkörpert. Etwas mehr Blut und Kern hätte er den Jüngeren schon verleihen können. Der Sturm und Drang, den diese litterarischen Geschäftsreisenden von sich ausgehen lassen, wird die Burg der Schönheit in der Dichtung nicht umblasen. Aber als Satire auf den geschäftsmäßigen Betrieb der Litteratur in unsern Tagen, die ewigen Honorarfragen, Verlagsprocesse weder über die Schnur hauend, noch überflüssig. Und das altkluge Lächeln der Jugend über die Schöngeister von vor vierzig Jahren mit ihrem stillen, verständnisvollen Betriebe des litterarischen Wesens, ihrer Hingabe an Geist und Gehalt, ihrer Empfindung für die Schönheit und Festigkeit der Form, ihrem ganz interesselosen Dienst der Poesie, hätte der selige Gottfried Keller noch aus manchem Urteil der Jungen heraushören können, als sich der Strom der Tagespresse nach seinem Tode über ihn zu verbreiten begann.

Es kommt aber noch ein dritter Auftritt dieſes humorvollen Luſtſpiels: Die deutſche Dichtung anno domini 18 . . Alt und Jung iſt davon. Der eine alte Herr nur bleibt zurück und läßt ſich mit dem Kellner in ein Geſpräch ein. Der giebt ſich aber auch als Mann vom Handwerk zu erkennen. Er iſt auch anderthalb Jahre Schriftſteller geweſen, und er liefert den nun noch fehlenden Typus des litterariſchen Freibeuters, der ſich von Abfällen aller Art, von Schmutz und Klatſch nährt und mäſtet und wohl dabei gedeiht. Was, ruft der Alte aus, Ihr ſeid ja ein ausgemachter Hallunke geweſen.— Das leugnet Georg Naſe auch nicht weiter, aber er hat ſich ja nun auch von dem ganzen Bettel wieder losgemacht und iſt zum ſolidern Kellnerberuf zurückgekehrt. Solche Früchtchen dürfen ja aber in der Gelehrtenrepublik auch nicht fehlen. Es muß auch ſolche Käuze geben, und braucht man in unſrer Zeit allzu weit herumſuchen, um ſolche verlorene Exiſtenzen zu finden, die in der traurigſten Art mit ihrer Feder hauſieren gehn und denen wohl wäre, wenn ſie ſich entſchlöſſen, Kellner zu werden?

Aber auf die litterariſche Seite ſind wir nun in dieſer Geſchichte einmal geführt und an Viggi Störtelers tragiſchkomiſchem Beiſpiel wird das ganze Elend neuſten Schöngeiſtertums aufgewieſen. Der Hohlkopf beſchließt nämlich auf ſeiner nächſten Geſchäftsreiſe einen höchſt geiſtreich-ſentimentalen Briefwechſel mit ſeinem Gritli zu betreiben, der dann ſpäter unter prunkvollem Titel gedruckt werden ſoll. Die Stoffſammlungen, die er für eigne Betrachtungen anlegt, wie auch die Proben der Briefe, die er ſchreibt, ſind von unübertrefflicher Wirkung und zeigen Meiſter Gottfried auf der Höhe ſeiner ſatiriſchen Leiſtung. Die arme Gritli iſt ein vortreffliches Weibchen, aber ohne jeden Schwung des Geiſtes. Um aber hinter den Anforderungen, die Viggi immer ungeduldiger an ſie ſtellt, nicht ganz zurückzubleiben, beſtellt ſie ſich Briefe in ähnlichem Stil bei einem armen Unterlehrer, der nebenan

wohnt und sie schon längst aus der Ferne anschmachtet. Allerdings bedient sie sich des bedenklichen Mittels, ihm den Glauben beizubringen, daß sie selbst für ihn empfinde, indem sie ihm die Briefe Viggis mit den nötigen Umformungen als von ihr an ihn gerichtet zusteckt und seine Antwort darauf erwartet. Es ist ein gewagtes Spiel, daß sie betreibt, aber doch in aller Unschuld des Herzens treibt, wenigstens ihrem Gatten gegenüber. Das größere Unrecht begeht sie an dem armen Werkzeug ihres Betrugs, das sich im stillen an dem süßen Gift, das sie ihm durch die Lücke im Gartenzaune reicht, berauscht. An den Tag muß der Zusammenhang natürlich kommen und da zeigt nun Victor in seinem Verhalten gegen die arme Gritli, welche Roheit in einem schöngeistig empfindenden Herzen zu wohnen vermag. Die Scheidung muß notwendig eintreten und wir gönnen denn dem aufgeblasenen Windbeutel sein trauriges selbstgewähltes Los an der Seite der nicht weniger hohlen Kätter Ambach, mit der er genug für Dummheit, Anmaßung, Gefühlsduselei — man sieht schwere Verbrechen, deren er vor unsrem Tribunal schuldig befunden wird — bestraft ist, woraus man auf ihren Wert und ihr Gewicht schließen kann. Dagegen knüpft sich nun noch ein äußerst anmutiges Idyll an, das uns mit dem Schicksal des armen Unterlehrers Wilhelm und der hartgeprüften Gritli aussöhnt, indem die beiden Lebenswege nach längerer Trennung freundlich verbunden werden. So wird die wirkliche Schuld Gritlis getilgt und Kellers optimistische Neigungen feiern auch hier ihren Triumph.

„Dietegen" führt uns in die ferne Vergangenheit Seldwylas zurück. Damals war es noch nicht so verkommen, wie es in der spätern Zeit erscheint. Es litt mehr unter dem Hang zu lustigem Treiben und Gebahren und bildete darin den geraden Gegensatz zu dem benachbarten Ruchenstein, das ebenso trübsinnig war, wie Seldwyla behaglich und heiter. Auf diesem Gegensatz der Naturen beruhte nun ein unauslöschlicher Haß der Bewohnerschaften gegen einander,

der sich aber gemäß der ursprünglichen Begabung auch verschieden äußert. Auf dieser düstern Folie nimmt Kellers Lieblingsstadt sich ganz lieblich aus und wir gönnen ihr den Triumph, als sie eine wilde Fehde, die endlich doch zwischen beiden Nachbarinnen ausbricht und von den Ruchensteinern mit grimmigem Ernst betrieben wird, in einen derben Scherz verkehrt und zu launigem Austrag bringt. Die Verwickelung der Geschichte liegt nun darin, daß Dietegen, ein Knabe aus Ruchenstein, wegen eines harmlosen Jugendstreiches von seinen grausamen Landsleuten zum Tode verurteilt ist, aber von Küngolt, einem wenig jüngern Mädchen von Seldwyla, von der Strafe befreit wird. Daraus folgt nun die Geschichte einer anmutigen Kinderliebe und die Erzählung tritt in eine gewisse Parallele zu Romeo und Julie auf dem Dorfe. Der weitere Verlauf ist jedoch grundverschieden. Denn in späterer Zeit kehrt sich das Verhältnis um. Küngolt ist wegen vermeintlicher Zauberei zum Tode verurteilt. Und gerade im letzten Augenblick kommt Dietegen und vergilt ihr die einstige Gutthat durch eine gleiche, die denn auch das Schicksal beider besiegelt. Lange Zeit schien die Jugendliebe vergessen und Dietegen, der ein gehöriger Kriegsmann geworden war, wie Sali seinem Vrenchen, dem Mädchen verloren und so findet sich nun erst alles an die rechte Stelle gerückt. So gleitet die Erzählung mannigfach bewegt und im Schmuck Kellerscher Einzelausführung in Local- und Personalschilderungen an uns vorüber. Eine solche Fülle eigener Lebensbeobachtungen und Erfahrungen wie manche andre vermag sie nicht zu bieten. Im ganzen war die historische Erzählung weder des Dichters Stärke noch Liebhaberei. Doch wird niemand die Bekanntschaft namentlich mit den beiden Hauptgestalten Dietegens und Küngolts zu bereuen haben. Die zunehmende Mann- und Wehrhaftigkeit des ersteren entwickelt sich vor unseren Augen auf das vorteilhafteste und missen möchte man diese Geschichte gewiß nicht unter den Schriften unsers Dichters.

Recht in den Mittelpunkt seiner Darstellungskunst führt uns „das verlorene Lachen.“ Auch hier fehlt nicht eine gehörige Dosis Satire, um die Geschichte würzig zu machen, und zwar richtet sich ihr Stachel diesmal gegen das überspannt christliche Wesen, das hier das Schicksal des liebenswürdigen Paares Jucundus und Justine zu zertrennen droht. Sie haben das sonnige und wonnige Lachen verloren, das ihnen so gut stand und jedermann zum Entzücken gereichte. Wenn solch ein Lachen verloren geht, ist das eine betrübte Geschichte. Es ist aber auch für einen Seldwyler ein Wagnis, sich mit einer Familie von der festen Ausprägung in Sitte und Zusammenhalt und der wohl bewährten geschäftlichen Regsamkeit und Tüchtigkeit zu verschwägern, wie es die Justinens ist. Denn das Seldwyler Wesen, das behagliche Drauflosleben, das träumerische Unbewußte des Handelns liegt doch dem braven Jucundus leider auch im Blute. Erst recht aber versieht es Justine damit, daß sie den Gatten, nachdem sie ihn von dem heimischen Boden losgearbeitet hat, nun in das elterliche Haus und Geschäft versetzt, denn da kann solche Natur am wenigsten gedeihen. Kein Wunder, daß er unter diesem Drucke sein Lachen verliert, kein Wunder auch, daß sie in dem Gefühl der Vergeblichkeit ihrer Bemühungen, den doch immer heißgeliebten Mann zu was Rechtem zu bringen, und der halben Verachtung, in die er bald bei den Ihrigen gerät, das ihre gleichfalls einbüßt. Mit festem Griffel aus tiefster Seelenkunde heraus ist dieser Vorgang in den beiden Personen gezeichnet. Einen verkehrten Seitenweg schlägt sie nun ein, indem sie um Trost für ihr bangendes Herz zu finden sich in die gewaltsamen Erregungen eines gewaltsamen religiösen Betriebes hineinstürzt. In der Ausführung dieser Bewegung, die mit großer Anschaulichkeit gegeben ist, schwingt Keller die satirische Geißel über eine gewisse modern-freisinnige Richtung, die namentlich mit ästhetischen Schnörkeln die Frömmigkeit aufzuputzen sucht. Er geht etwas

ins Breite, indem er ganze Predigten wiedergiebt und die Versammlungen weitläufig beschreibt. Aber er ließ sich dabei von bestimmten lebhaften Absichten leiten, wie einst im grünen Heinrich, als er den Petrus Gilgus einführte. Und daß der Hieb, den er führen wollte, saß, beweist die Aeußerung seines Briefes an Vischer, daß Biedermann und Schweizer, die beiden bekannten Züricher Theologen, sich schweigsam zurückhielten, Heinrich Lang dagegen, der einst gefeierte Held und Redner des Protestantenvereins, sich sehr ungeberdig drüber stellte.

Sie entfremdet sich dadurch Jucundus nur mehr und mehr, ohne selbst innere Ruhe zu finden, weil ihr ganzes Verhalten doch nur eine künstliche Mache ist. Keller ist dem kirchlichen Religionswesen, wie wir schon wissen, nicht wohlgesinnt. Seine heitre Weltlichkeit verschmäht diese innern Erschütterungen, und wie er selbst den festen Boden, auch als er in seiner Jugend nahe daran war, ihn zu verlieren, durch seine eigne Tüchtigkeit wieder gewann und sich im Leben wieder zurechtfand, so stellt er auch in seinen Phantasiekindern das gestörte Gleichgewicht lieber wieder von außen her. Daß sich mit frommem Gethue leicht eine große Härte des Sinns und geistlicher Hochmut verbindet, ist eine bekannte Thatsache, und solche Art oft zum Gegenstand des Angriffes gemacht. Und so treibt Justine den kleinmütigen Jucundus endlich durch ein in unbedachter Heftigkeit hingeworfenes böses Wort aus dem Hause. Es entspricht der scherzhaften Art des Dichters, daß er dieses Wort uns zunächst vorenthält, wir es aber zuletzt doch zu hören bekommen, indem Jucundi die wiedergefundene Gattin nötigt, es ihm noch einmal zu sagen. „Schnell heraus mit der Sprache, rühre dein Zünglein," drängt er, bis sie voll Zärtlichkeit und Scherz das Wort rasch aber fast unhörbar hersagte: Lumpaci, worauf Jucundus sie küßte. Sie finden sich also doch wieder und damit auch ihr verlornes Lachen zurück, nachdem er in der Landeshauptstadt ein eignes Ge-

schäft begründet und tüchtig vorwärts zu kommen wenigstens einen aussichtsreichen Ansatz gemacht hat. Dieses Wiederfinden ereignet sich in dem mit großer Sorgfalt gezeichneten Häuschen, das seltsame Bewohner verbirgt, vorn eine wahre alte Hexe, hinten zwei nahezu Heilige, zwei Stille im Lande, die Justine in ihrer Herzensnot aufsucht, um sich von ihnen Trost und Weisung zu erbitten. Und schön ist es denn, daß sie ihre versöhnten Gemüter zuerst auf die Höhe des Berges tragen, wo die alten einfachen Großeltern wohnen, bei deren schlichtem klaren Wesen Jucundi immer am meisten Verständnis gefunden hat. Auf dem Wege dahin kommen sie denn auch über die Religion ins Klare. Dies das Bekenntnis des Mannes, in dem Keller seine eigne Anschauung am bestimmtesten zusammenfaßt: Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeitlang ganz vergnügt und friedlich still halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufenen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behirten wollen. Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweg gezogen sind, so verfallen ihre Tempel, und der Rest ist Schweigen. Aber die gewonnene Stille und Ruhe ist nicht der Tod, sondern das Leben, das fortblühet und leuchtet wie dieser Sonntagmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden. Guten Gewissens und ungeteilt schreiten wir fort; nicht Kopf und Herz oder Wissen und Gemüt lassen wir uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz auseinanderreißen; denn wir müssen als ganze unteilbare Leute in das Gericht, das jeden ereilt.

Das ist freilich zu einem christlichen Bekenntnis nicht genug, aber es sind doch tapfere und ernste Worte, die auf einen tüchtigen Sinn deuten und unter dem Verzicht auf die äußeren Formen und Bekenntnisse der Religion doch weder das Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was auf Erden

geſchieht, verleugnen, noch auch in dem heitern Vertrauen auf die Fügungen und Schickungen, die das Leben bringt, eine fromme Grundſtimmung des Herzens vermiſſen laſſen. Das, was der grüne Heinrich aus ſeinen innern Irrungen und Kämpfen errungen hatte, iſt im weſentlichen daſſelbe. Wir ſehen, Keller hat in dieſer Hinſicht keine Fortſchritte gemacht, ſondern wie jener Held ſeiner Jugendjahre in ſolchen Grundſätzen und Anſchauungen das eigentliche Ergebnis ſeines Herzenslebens geſichert. Es erfreut aber, dieſe Seite hier noch einmal voll erklingen zu hören und ſo bildet dieſe letzte der zehn Erzählungen der Leute von Seldwyla einen ſchönen Abſchluß für die mannigfachen Stimmungen und Geſtalten, die er uns darin vorführt. Die kurz vorher erſchienenen Legenden 1872 ergeben keine weſentlich andern Züge, da trotzdem ſie ſich mit religiöſen Ueberlieferungen befaſſen, doch das Religiöſe in ihnen nicht die Hauptſache iſt.

Die Muße, die Keller durch die Niederlegung ſeines Staatsamtes 1876 gewann, führte ihn ungeſtörter zur Dichtung zurück. Die nächſte Arbeit galt der Erneuerung des grünen Heinrich, dann waren es wieder Novellen, die er vornahm, zuerſt die „Züricher Novellen.“ Die Neigung Kellers, ſeine Erzählungen in einen Rahmen zuſammenzufaſſen, tritt in den beiden letzten Geſchichtbüchern noch mehr hervor, als bei den Leuten von Seldwyla, am meiſten im Sinngedicht, zur Hälfte wenigſtens in den Züricher Novellen. Denn „Hadlaub,“ „der Narr auf Manegg“ und „der Landvogt von Greifenſee“ werden dem Paten des Herrn Jaques in den Mund gelegt, der ſie dieſem erzählt, um ihn durch eine ſanfte Kur von ſeinen Anfällen von Originalitätsſucht zu heilen. Daß die Kur nun gerade ſchnell zur Heilung führe, kann man nicht

behaupten, doch darf man aus dem allerliebsten Schlußcapitel von der fröhlichen Künstlerhochzeit in Rom, bei dem leider Gottes auch gleich der Bambino vorgeführt wird und Herr Jaques von der eignen Gattin durch liebevolle Winke sich bestimmen läßt, die Patenschaft zu übernehmen, schließen, daß er ein leidlich vernünftiger Mensch geworden ist. Das Stirnrunzeln allerdings, mit dem es geschieht, und die eilige Flucht aus dem übermütigen Kreise, nachdem er seinen Ducaten in die Wickeln des Kleinen gesteckt hat, zeigen ihn der Höhe des Augenblicks noch nicht ganz gewachsen, doch überwiegt die Hoffnung, daß die leidenschaftlichen Stimmungen in einem vollen Akkord echten Menschenwesens verklingen werden. Jeder aber möchte sich einen solchen verständigen und jedenfalls einen so geschichtkundigen Paten wünschen, wie er ihn hatte, der ihm die drei wunderschönen Erzählungen zu seiner Belehrung auf das anmutigste vorträgt. Die beiden ersten haben einen ganz geschichtlichen Charakter, die dritte rückt der Gegenwart ziemlich nah, indem sie in das Ende des vorigen Jahrhunderts versetzt.

Hadlaub — bei diesem Namen werden litterargeschichtliche Erinnerungen lebendig. Wir gedenken eines der Ausläufer des mittelalterlichen Minnegesanges, als er freilich seine Höhe schon überschritten hatte und von dem Stande der Ritter abgehend, sich bei den Bürgern der Städte seine Heimstätte schuf. Johannes Hadlaub war sogar ein Bauernkind, das aber früh in städtische Umgebung nach Zürich versetzt wird und dort zum tüchtigen Menschen heranreift, der bald auch der Poesie mächtig wird und diese wieder zur echten Minnepoesie macht, indem er darin das Lob und den Preis der holden Fides singt. Diese ist freilich viel vornehmerer Abkunft, ein Kind der Liebe zweier geistlichen Personen, der Fürstäbtissin Kunigunde von Schwarz-Wasserstelz und des Heinrich von Klingenberg, eines mächtigen Ratgebers des Kaisers und Bischofs von Konstanz. Wieder treffen wir eine Kinderliebe zwischen Johannes und Fides, wieder mit Anmut und in

einfachem Tone erzählt. Sie wächst dann in beiden. Hier aber ist Hadlaub der, welcher am festesten hält, freilich nachher doch in Gefahr gerät, die Liebe zu verleugnen, als er dem Zuge der damaligen Schweizer nach Oesterreich folgt, wohin sie der Glücksstern des Habsburgers lockt, und allerlei Fährlichkeiten auch des sittlichen Lebens durchzumachen hat. Aber schließlich wird dann doch der Bund der Liebe glücklich geschlossen und beide hausen herrlich auf der Burg Wasserstelz. Die Schilderungen aus dem ritterlichen und bürgerlichen Gesellschaftsleben, der Hauch von wahrer Poesie, der das Ganze durchdringt und sich in manchen eingelegten Minneliedern gleichsam zu greifbarer Gestalt verdichtet, geben der Erzählung einen besonderen Reichtum an fesselnden Zügen und machen sie zu einer Perle historischer Dichtung.

Der Narr auf Manegg knüpft an einen Umstand dieser Geschichte an. Hadlaub nämlich gilt dem Dichter als der eigentliche Urheber der berühmten Manessischen Liederhandschrift. Denn in dem Hause des Rüdiger von Manesse hatte jener gelebt und dort die Lieder zusammengetragen und die zierlichen Zeichnungen entworfen, die ihr zum Schmuck gereichen. Sie hat ja selbst eine lange Geschichte. Denn sie war aus Heidelberg nach Paris geraubt und hat dem jungen Uhland zum Gegenstand eifrigen Studiums gedient, als er sich den Winter 1810 auf 1811 dort aufhielt. Der Eifer des jungen Rechtsgelehrten hatte freilich dem Studium des französischen Rechtes, dem code Napoléon, gelten sollen. Indes die Poesie trug es über ihn davon und er gewann in der eifrigen Arbeit an den Liedern der deutschen Vorzeit das Vorbild eignen Dichtens und die Grundlage seiner Kenntnisse deutscher Sprache und Poesie. Endlich ist sie ja denn durch ein Gefüge glücklicher Umstände im vorletzten Jahre Deutschland wiedergewonnen und ruht nun wieder in Heidelberg, ihrer einstigen Heimat, wenn auch nicht mehr in dem achteckigen zerstörten Bibliothekturm des Schlosses, doch wohl-

verwahrt unter den andern reichen handschriftlichen Schätzen der Universitätsbücherei.

Die frühern Erlebnisse dieses köstlichen Schatzes und ihre Rettung aus Todesgefahr erzählt Keller uns in dem „Narren auf Manegg.“ Denn dieses ist der Name der Burg, die das rühmliche wohlbegüterte Haus der Manesse außer ihrer stattlichen steinernen Wohnung in der Stadt noch in der Umgegend von Zürich besaß. Aber wie es manchem alten wohlhabenden Geschlechte zu geschehen pflegt, auch die Manesse kamen herunter, und der jüngste, Ital, wie alle Glieder seiner Familie, ein anmutender und begabter Mann, geriet in völlige Zerrüttung. Den Anfang machte eine ziellose Unruhe und Unstätheit seines Wesens, die ihn von einem Plan und Unternehmen zum andern jagte. Darüber verlor er einen Besitz nach dem andern und ward schließlich so ruhelos, daß er den Beinamen „Ritter Ital, der nie zu Haus ist,“ erhielt. Verhängnißvoll ward die Richtigkeit dieser Benennung für ihn, als er schließlich doch eine schöne und verständige Frauensperson gefunden hatte, die bereit war, seiner Werbung Gehör zu geben und ihn vermutlich durch sorgsame Leitung auf den guten Weg zurückgeführt hätte. Aber gerade als er sie zum Besuch erwartete und die alte Burg zu ihrem Empfang auf das schönste herausstaffiert hat, faßt ihn im letzten Augenblick noch eine Jagdlust, um der festlichen Tafel einen guten Braten zu verschaffen. Da kommt in der Zwischenzeit das Fräulein an, findet die Burg verschlossen, glaubt sich gefoppt und geht davon auf Nimmerwiedersehen. Da ist es denn mit dem Glück Itals aus, er sinkt von Stufe und Stufe und muß auch seine Burg verkaufen. Der letzte Insasse war dann Buz Falätscher, der für einen allerdings unehrlich gebornen Sproß der Manesse gehalten wurde und durch dessen Schuld 1409 die Burg abbrannte. Er besaß das schöne Liederbuch, und wenn er in dem unheimisch gewordenen alten Bau allein vor sich hinbrütete, war es seine Lieblingsbeschäftigung, darin zu blättern

und darüber zu grübeln, wenn er auch nicht viel Nahrung für Herz und Verstand daraus gewann. Als aber seine anfänglich unschädliche Narrheit in Bosheit umschlug und er anfing, manchen Leuten nach dem Leben zu stehen, rückte man vor die Burg, und da der Narr sich in Verteidigungszustand setzte, warf einer der Belagernden unbesonnenerweise eine brennende Fackel in das Haus. So brannte sie nieder, der Narr fand dabei seinen Tod, aber das Buch ward gerettet. Der glückliche Finder brachte es dem Ital, den er zechend in Zürich auf der „Rüdenstube" antraf. Nimm es, sagte er gelassen, als jener ihm das Buch brachte, und verwahre es auf deiner starken Veste Forsteck; es wird dort besser aufgehoben sein, als in meinen Händen.

So kam das Buch in die Hände der Herren von Sax und blieb zweihundert Jahre auf Forsteck. Als aber 1615 die Züricher die Herrschaft Sax ankauften, war es wieder verschwunden. Von dem Felsen, auf dem die Forsteck im Rheinthale gestanden, ging die Sage, daß derselbe im Hochsommer und bei heller Witterung, wenn Reisende vorüberzögen, ein liebliches Tönen und Klingen hören lasse, als von vielen silbernen Glöcklein und Saitenspielen. Das Volk hielt es für Musik der kleinen Bergmännchen, der Naturforscher Scheuchzer dagegen für eine Folge der Tropfsteinbildung im Innern des Berges. Wir aber wissen, daß es die guten Geister des Liederbuches waren, welche dort tönten und klangen, wie aus Dankbarkeit dafür, daß die letzte Frau von Hohensax sich von dem pfälzischen Kurfürsten und seinen Gelehrten das Buch nur ungern und nach langem Zögern hatte abdrängen lassen.

So klingt die Mär von dem schönen Schatze altväterischer Kunstübung in Dichtkunst und Malerei, der, weil züricherischen Ursprungs, dem Züricher Dichter besonders wert war, anmutig aus. Die poetische Gestaltung freilich tritt in der Erzählung nicht besonders kräftig und selbständig hervor, sondern mehr

nur wie die Ranken eines Schlinggewächses, die die Stäbe der geschichtlichen Ueberlieferung mit Blättern und Blüten überkleiden.

Um so reicher dagegen blüht die dichterische Kraft in der dritten auf diesen Faden gereihten Erzählungen, dem Landvogt von Greifensee, die in mancher Beziehung als eine der anmutigsten Spenden der Kellerschen Muse betrachtet werden kann. An schalkhaftem Humor wenigstens kommen ihr nicht viele gleich. Ist es denn nicht ein köstlicher Gedanke, daß der Landvogt, ein wohlbestandener, von kerniger vaterländischer Gesinnung erfüllter, tüchtiger Mann, der nunmehr 42 Jahr alt ist — die Geschichte spielt 1783 — seine fünf ehemaligen Flammen zu einer artigen Gasterei zu sich einladet — alle fünf: den Distelfink, den Hanswurstel, den Kapitän, die Grasmücke und die Amsel?

Wundervoll, wie er die etwas stachliche Geschichte zunächst seiner alten Wirtschafterin, der Frau Marianne, beizubringen weiß, unter deren Pantoffel Herr Salomon Landolt, der darin das Los manches alternden Junggesellen teilt, in aller Heimlichkeit einigermaßen steht. Erst ködert er sie mit einem Glase Burgunder, den sie liebte, aber doch nur trank, wenn der Herr sie dazu einlud, obgleich sie die Kellerschlüssel führte. Dann nahm er das Waldhorn von der Wand und blies eine ihrer Lieblingsweisen auf den Greifensee hinaus, veranlaßt sie darauf, ihm ihr andres Lieblingslied mit allen Strophen vorzusingen, und dann, nachdem er auch noch die Weise in die Nacht hat hinaustönen lassen und sie sich in weicher gerührter Stimmung befindet, die Mitteilung: Frau Marianne, wir müssen gelegentlich darauf denken, eine kleinere aber ausgesuchte Gesellschaft wohl zu empfangen.

Welche Gesellschaft, Herr Landvogt? Wer wird kommen?

Hustend zählt er die schnurrigen Namen auf, die mit unverhohlenem Erstaunen vernommen werden, bis er ihr erklärt, daß es Bezeichnungen für lauter schöne Frauenzimmer

sind. Mit einem Wort, es sind das alle meine Liebschaften, die ich gehabt habe und die ich alle einmal beisammen sehen will.

Aber heiliges Kreuzdonnerwetter! schrie nun Frau Marianne, die mit noch viel größeren Augen aufsprang und zuhinterst an die Wand rannte. Herr Landvogt, gnädigster Herr Landvogt! Sie haben geliebt und so viele? O Himmelsakrament! Und kein Teufel hat eine Ahnung davon gehabt und Sie haben immer gethan, als ob Sie die Weiber nicht ausstehen könnten! Und Sie haben alle diese armen Würmer angeschmiert und sitzen lassen.

Nein, entgegnete er verlegen lächelnd, sie haben mich nicht gewollt!

Nicht gewollt! rief Marianne mit wachsender Aufregung; keine einzige?

Nein, keine!

Du verfluchtes Pack! Aber die Idee ist gut, die der Herr Landvogt hat! Sie sollen kommen, wir wollen sie schon herbeilocken und betrachten; das muß eine wunderliche Gesellschaft sein! Wir werden sie hoffentlich in den Turm sperren, zuoberst wo die Dohlen sitzen, und hungern lassen? Für Händel will ich schon sorgen!

Nichts da! lachte der Landvogt; im Gegenteil sollt Ihr an Höflichkeit und guter Bewirtung alles aufwenden; denn es soll ein schöner Tag für mich sein, ein Tag, wie es sein müßte, wenn es wirklich einen Monat Mai gäbe, den es bekanntlich nicht giebt, und es der erste und letzte Mai zugleich wäre.

Frau Marianne bemerkte an dem Glanze seiner Augen, daß er etwas Herzliches und Erbauliches meine, sprang zu ihm hin, ergriff seine Hand, küßte sie, indem sie leise und ihre Augen wischend sagte: Ja, ich verstehe den Herrn Landvogt! Es soll ein Tag werden, wie wenn ich alle meine heimgegangenen Kinder, die seligen Englein, plötzlich bei mir hätte!

Kann man Heiterkeit und Ernst anmutiger mischen? Dieser Ton eines echten Humors beherrscht denn auch die ganze Erzählung. Allerdings müssen wir nun zuerst die fünf Liebesgeschichten nacheinander an uns vorüberziehen lassen, wodurch der Aufbau des lieblichen Idylls ein wenig verzögert wird. Aber es sind kleine, in sich wieder abgeschlossene Novelletten, die uns der Dichter darin vorsetzt. Sie behandeln dasselbe Thema, die Abweisung eines redlich gemeinten Liebeswillens, aber doch auf immer verschiedene, geistreich erfundene Weise, so daß auch wer es etwas eintönig finden sollte, immer auf dasselbe Ziel lossteuern zu müssen, sich doch an der Mannigfaltigkeit des Weges ergötzen kann, womit er es erreicht.

Den Distelfink gewinnt er nicht, weil er eine überkühne Versuchung an das Herz der Geliebten richtet, indem er ihr einen Brief schreibt, worin er sich als aus gefährlich leichtsinnigem und verschwenderischem Stamme herrührend bezeichnet, obgleich seine Charakterfehler gar nicht schlimm sind. Aber die Eltern rufen beim Empfang: Er hat recht, mehr als recht! Er sei gelobt für seine biedere Aufrichtigkeit. Die gute Salome weint einen Tag bitterlich, aber dann verlobt sie sich mit einem reichen Manne von ruhigem Temperament.

Der Hanswurstel ist die liebenswürdigste in dieser Galerie weiblicher Schönheiten. Sie heißt eigentlich Figura Leu und man fühlt es auch der nachfolgenden Beschreibung ab, daß Salomons Herz zu ihr am lebhaftesten gezogen war. Sie gehört in die vorderste Reihe unter den Kellerschen Frauengestalten, wie sie denn an Dortchen Schönfund, am meisten aber die schöne Galathee des Sinngedichts erinnert. Nichts kommt ihr gleich an Zierlichkeit und Beweglichkeit des Wesens, an unermüdlicher Plapperhaftigkeit, an Neigung zu heitrem anmutigem Scherze. Der Grund ihrer Weigerung, Landolt zu erhören, liegt in einem wirklichen, nicht wie bei ihm bloß erdichteten Aberglauben, daß alle Frauen ihres Hauses,

die sich vermählt haben, geistiger Erkrankung ausgesetzt sind. Einen besonderen Reiz gewinnt diese Erzählung durch das kunstreich eingewobene Genrebild aus dem Züricher Litteraturleben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Johann Jakob Bodmer, der Patriarch der Schweizer Dichtung, der einstige Gönner Klopstocks und Wielands, der Cicero von Zürich, wie ihn Sulzer genannt hat, erscheint in Person und giebt Abschnitte aus seiner Noachide zum besten. Imgleichen Salomon Geßner, der damals von dem ganzen gebildeten Europa, nicht zum wenigsten von Frankreich gefeierte Idyllendichter, eine liebenswürdige Persönlichkeit, die sich in mimischer Darstellung von Schäferscenen glücklich einführt. Auch hier spürt man das Behagen des spätgebornen Dichters an dem vormaligen Glanz heimischen Poetenwesens und läßt sich gern in die altmodigen Zeiten versetzen, die einfacher aber auch unverkünstelter waren, als das litterarische Getriebe unserer Zeit dem Einzelnen verstattet.

Bei dem „Kapitän" Wendelgard schreckt ihn der Leichtsinn des Vaters, der auch die Tochter zu unvorsichtigem Schuldenmachen verführt, ab, so daß er froh ist, vor einem unzeitigen Werben durch eben diese Figura Leu behütet zu werden und sie ohne Kummer deren Bruder Martin abtritt, der dann aber doch ganz glücklich mit ihr wird, ohne zu ahnen, daß Salomon tausend Goldstücke aus dem Schatz seiner Großmutter daran gegeben hat, um sie aus ernster Verlegenheit zu reißen. Und ebenso haben Grasmücke und Amsel, Barbara und Aglaja, seine Hand nicht erhalten und er ist ledig geblieben. Nun aber folgt die eigentliche Erzählung wie diese fünf ehemaligen Schönheiten, die es zum Teil noch sind, ohne von einander zu wissen, bei ihm eintreffen. Anfangs nicht ohne eine gewisse Befangenheit, können sie doch einem allmäligen Siege froher und guter Laune nicht widerstehen, besonders als sie merken, daß es auf keine Beschämung oder das Aufjagen peinlicher Erinnerungen angelegt ist, sondern wirklich ein un-

schuldiges gutmütiges Herz sich ein Fest goldenen Rückblickes auf eine entschwundene schöne Zeit bereiten will. — Immer noch überstrahlt sie alle die wirklich unvermählt gebliebene Figura Leu an Anmut und Heiterkeit. Die übrigen sind nach und nach Ehefrauen, selbst Mütter geworden, mancherlei Schicksale sind über sie dahin gezogen, aber keine ist verloren gegangen, sondern jede in ihrer Weise bietet ein anziehendes Bild. Eine Handlung ist nun freilich in dem Auswirken dieses holden Zustandes nicht zu entdecken. Allerlei Reden, kleine Scherze, Teilnahme an gerichtlichen Handlungen füllen den schönen Tag und damit den Rahmen der Geschichte aus und der Leser ist ganz einer Meinung mit Frau Marianne, die keine geringe Figur bei der ganzen Unternehmung gemacht hat und auf Landolts Frage: Nun, Frau Marianne, wie hat Euch dieser Kongreß alter Schätze gefallen? ausrief: Ei, bei allen Heiligen! ausnehmend wohl! Ich hätte nie gedacht, daß eine so lächerliche Geschichte, wie fünf Körbe sind, ein so erbauliches und zierliches Ende nehmen könnte! Das macht Ihnen sobald nicht einer nach. Nun haben Sie den Frieden im Herzen, soweit das hienieden möglich ist, denn der ganze und ewige Frieden kommt erst dort, wo meine neun kleinen Englein sind.

Daß diese Erzählungen den Herrn Jaques belehren, ein wie schweres Ding es sei, ein Originalgenie zu sein, ist schon erwähnt. Namentlich die Aussicht, vielleicht auch fünf Körbe einzufangen, ist ihm wenig verlockend. Er verzichtet nicht auf jede Idealität des Wesens, aber hält sich in bescheidenen Grenzen.

An diese erste Gruppe der Züricher Novellen schließen sich aber noch zwei einzelne Geschichten. Die erste von diesen wieder eine rechte Kellersche Hauptleistung: Das Fähnlein der sieben Aufrechten, die andere geschichtlich.

Die erste Erzählung ist die frühste von allen dieser Sammlung. Sie erschien schon 1861 in Berthold Auerbachs Volkskalender unter dem gleichen Titel. Bei

der Sparsamkeit der eigentlich biographischen Quellen für Kellers Leben und Dichten ist es sehr schätzbar, in der schon erwähnten Nummer der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ *) durch die Mitteilung einiger Briefe an Auerbach in die Entstehungsgeschichte wenigstens dieser Geschichte hineinblicken zu können. Auerbach hatte ihn um einen Beitrag zu seinem Volkskalender gebeten und er antwortet unter dem 25. Februar 1860: Auf Ihre freundliche Einladung beeile ich mich, Ihnen meine etwas zaghafte Zusage abzusenden, zaghaft, weil es eine heikle Sache ist, neben Sie auf dem gleichen Kalenderbrettchen angenagelt zu sein. Hoffentlich werden Sie noch einen oder einige von den mindern Leuten zuziehen. Ich werde mich dabei an eine Geschichte halten müssen, weil die nötige heilsame Ironie oder Heiterkeit sich darin am unbefangensten vermitteln läßt. — Dann kommt er auf den eigentlichen Plan: Ich habe nun den Anfang einer Geschichte unter meinen Papieren, deren Gegenstand ein kleiner Züricher Patriotenclub ist, alles Handwerker, welche eine ganze Entwickelung mit vielen Parteikämpfen mit durchgemacht haben. Es sind alles Originale, die ich selbst kannte;**) von den Parteiführern vielfach benutzt, aber nie mißbraucht, haben sie einen gewissen Kern bei allen Affairen gebildet, ohne je etwas für sich zu wollen. In der alten Aristokraten- und Jesuitenzeit alt geworden und von einem derben gemütlichen Haß erfüllt, verstehen sie nun mit ihren alten Köpfen die Zeit der versöhnten Gegensätze nicht mehr recht und halten um so fester zusammen

*) 1890. Nr. 208.

**) Bächtold a. a. O. berichtet, daß es Freunde des Vaters gewesen seien. In demselben Aufsatz wird erwähnt, daß Keller für Auerbachs Volkskalender im Jahre 1864 einen zweiten Beitrag geliefert habe, eine Erzählung: Der Wahltag. Aus einem mir kürzlich erst zugänglich gewordenen Exemplar des lange vergeblich gesuchten Kalenders vom Jahre 1864 ersehe ich, daß sich hierin allerdings eine Erzählung Kellers befindet, unter dem Titel: Verschiedene Freiheitskämpfer (S. 119 bis 140). Sie trägt ein so echtes Gepräge seines Geistes, daß man nicht einsieht, warum er sie von der Sammlung seiner Werke ausschloß.

als die „Alten und Erprobten.“ Der Inhalt wird dann in den Hauptzügen entworfen. In einem nächsten Brief vom 7. Juni 1860 kommt er auf diesen Gegenstand zurück und beschäftigt sich mit der Wahl eines Titels: Was den Titel betrifft, so hatt' ich darauf gerechnet, daß Sie mir ihn machten. Da Sie ihn nun brauchen, eh' Sie das Manuscript gelesen, so muß ich selbst dran. Das mechanische Motiv ist, wie schon gemeldet, eine Fahne mit der Inschrift: Freundschaft in der Freiheit (seien Sie übrigens ruhig, es wird nicht polizeiwidrig). Nun dächte ich, man überschriebe: Die Fahne der Freundschaft, oder: Die Fahne der sieben Freunde, oder: Das Freundschaftsfähnchen, oder: Das Freundschaftsfähnlein. Nachher verbessert er noch: Das Fähnlein der sieben Freunde. — Aber erst nachträglich muß ihm das schöne Wort: Die sieben Aufrechten gekommen sein. — Am 7. Juni 1860 erfolgt dann die Absendung an Auerbach: Hiermit erfolgt also das Opusculum, das freilich mehr eine Sittengeschichte als eine straffe Erzählung geworden ist, denn zu letzterer war das Ding nicht angethan. Doch ist, was drin an Reden enthalten ist, alles auf Erfahrung gegründet und ich habe bestimmte Absichten dabei gehabt, wie bei den Verhandlungen über die Ehrengabe und den Unterweisungen der alten Käuze über die Rednerei.

Am 25. Juni 1860 kommt er auf die Erzählung zurück, nachdem er von Auerbach Dank und Lob für die seltene Gabe empfangen hatte. Vortrefflich spricht er dabei seine Stellung zu den vaterländischen Bestrebungen in der Schweiz und seine Auffassung der Pflicht eines Schriftstellers für das Volk aus: Wir haben in der Schweiz allerdings manche gute Anlagen und was den öffentlichen Charakter betrifft, offenbar jetzt ein ehrliches Bestreben, es zu einer anständigen und erfreulichen Lebensform zu bringen, und das Volk zeigt sich plastisch und frohgesinnt und gestimmt; aber noch ist lange nicht alles Gold was glänzt; dagegen halte ich es für Pflicht

eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft soweit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja so seien sie und so gehe es zu. Thut man dies mit einiger wohlwollender Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein, und der innersten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der That und auch äußerlich wird. Kurz, man muß, wie man schwangern Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit tüchtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient.

Dann wünscht er den Namen des Schreiners Schaufelberger, wofür jetzt Frymann steht, geändert. „Schaufelberger, der Schreiner, ist nämlich der einzige von den Kerls, den ich, weil mir der Name gefiel, kenntlich gemacht habe; da es zudem ein schnurriger Kerl ist, der nichts übelnimmt. Nun ist mir aber seither eingefallen und verschiedene Anzeichen führten mich darauf, daß man aus diesem auf die Andern schließen dürfte, und das Publikum der guten Stadt Zürich die Meinung bekommen könnte, ich sei ein Aufpasser und Pasquillant. Die liebenswürdigen und ehrenhaften Charaktere schlecken sie ganz friedlich hinein und finden alles ganz in der Ordnung, wenn sie auch nicht so gut sind; das weniger Löbliche aber wird mit Feindseligkeit und peinlicher Nachforschung gedeutet und erweckt Mißtrauen und Aengstlichkeit. Schon Gotthelf war deswegen als Spion bei seinen Bauern nichts weniger als beliebt; die künstlerische Unbefangenheit, welche die Hauptsache doch stets aus sich selbst schöpft, wird gestört und verbittert durch einen einzigen Anklang, der auf bestimmte Personen zu deuten scheint. — Er will den Namen also durchweg in Bürgi verwandelt wissen. Allerdings ermutigt auch, fährt er dann fort, diese Eigenschaft des Volkes, sich in den poetischen Bildern erkennen zu wollen, ohne sich geschmeichelt zu fühlen, zu obiger

Hoffnung, daß es durch das Bild auch angeregt zur teilweisen Verwirklichung werde. So sind meine sieben Alten dagewesen und der Eine und der Andre wird sagen, wenn er den Kalender zu Gesicht bekommt: bei Gott, so ists gewesen! Verfluchter Kerl! Allein sie haben bei weitem nicht so gesprochen, wie ich sie sprechen lasse. Dennoch lag der Keim dazu in ihnen und sie würden es wenigstens verstehen und dafür empfänglich sein.

Wichtige Worte, die uns in die Art der poetischen Gestaltung unsres Dichters hinein blicken lassen. Sie verraten zwar nichts eigentlich Neues, denn in dieser Verklärung, Erhöhung eines wirklichen Zustandes durch die Kraft der Poesie, wird jeder Freund der Kellerschen Muse die Eigenart seines Schaffens immer erkannt haben. Aber wie wertvoll dieses eigene Bekenntnis und in dem eigensten Gewande seines Ausdrucks.

Mehr für seinen Gönner und „Arbeitgeber," wie er Auerbach scherzhaft nennt, als für ihn bezeichnend ist es, daß er die Stelle der Erzählung, die von der Jugendliebe zwischen Karl und Hermine handelt, und den Schluß der Scene auf dem Boote,*) wo er diese an sich zieht und sieben bis acht saftige Küsse auf ihre Lippen drückt, diesem gegenüber rechtfertigen muß. Auerbach hatte sie aus — soll man sagen Prüderie? oder aus welcher Rücksicht auf das Volk und seine Sittlichkeit, getilgt. Keller giebt den ersten Passus preis, den zweiten möchte er retten, um den möglichen Argwohn von Schlimmerem, als es die bloßen Küsse waren, im Keime zu ersticken. Und uns muß es lächerlich scheinen, daß Auerbach beides, was ganz unschuldig ist und bleibt, glaubte beseitigen zu müssen.

Die einfache Geschichte, in der er den sieben Genossen den Gedanken eingiebt, bei einem großen bundesgenössischen Schützenfest mit aufzuziehen, um auch dadurch der alten guten

*) Werke 6, 265 ff.

Gewohnheit zu huldigen, und sogar einen Ehrenbecher als Schützenpreis dazu zu stiften, und sie denn auf diesem Gange begleitet, zeigt einen ganz ernsten Einschlag. Wer möchte auch an diesen biedern Tugendwächtern und ehrenfesten Eidgenossen alten Schlages den Scherz und Uebermut versuchen? Und doch findet Keller für den Humor immer die offne Pforte. Auch hier drängt er sich in breitem goldnem Lichte herein. Zu den Ehrenfestigkeiten früherer Zeit gehört auch eine peinlich strenge Beobachtung aller Standesunterschiede. Daß Karl, des ehrsamen Schneidermeisters Hediger Sohn, obwohl er ein gemachter junger Mann ist und im Staatsdienste steht, nie seine Augen erheben dürfe zu Hermine, der Tochter des reichen mehr Bauherrn wie Zimmermanns Frymann gilt für ausgemacht. Und als die Väter dahinter kommen, daß doch dergleichen im Werke ist und die Mutter Hediger selbst mit der lieblichen Hermine durchsteckt, da ist es Vater Schneidermeister selbst, der in wohlgesetzter Rede die Sache zur Sprache bringt und ihre völlige Unzulässigkeit nach alter Schweizer Tugend und Zucht darstellt, was bei Frymann wohlwollende Zustimmung findet. Daß hier einer der schwachen Punkte der „berühmten Eidgenossen" steckt, fühlt der Leser bei aller Achtung vor ihnen mit Behagen. Die Sache scheint damit abgethan.

Nun geht es an die Ausführung des großen Gedankens. Aber wie köstlich nun, daß die ehrsamen sieben Handwerksmeister bei aller biderben Genossenschaftlichkeit es sich weder zutrauen, die Fahne zu tragen, noch weniger aber bei dem großen Aufzug aller Schützen, wobei die einzelnen Gruppen geschlossen vorübermarschieren und ihre Fahne zur Befestigung an dem Hauptzelt abliefern, die dabei erforderliche Ansprache zu halten. Die Verlegenheit der guten Alten, wie sich einer nach dem andern herumzudrücken sucht, jeder des andern Vorzüge preist, um sie zum Deckmantel eigener Unzulänglichkeit zu gebrauchen, ist mit bester Laune geschildert, gerade indem

sie sich ernsthaft gebärdet. Daß nun Karl der Retter wird, stattlich die Fahne trägt, eine kräftige Rede hält, trefflich schießt und dem Siebengestirn sogar einen Ehrenpreis erringt, schließt sich denn als schönste Lösung an und daran wieder, daß die ihm künstlich vorenthaltene Hermine ihm ganz natürlich zugesprochen wird. So rundet sich alles vollkommen ab und der lebensfrohe Dichter läßt uns an dem Siege der Jungen über die Alten teilnehmen. Denn nicht das Ehemalige wird das Beglückende sein und bleiben, das in sich Wahre und Tüchtige ist es, und wie die Lebenden immer Recht haben, so liegt auch in der Jugend die Hoffnung aller Zukunft. Anmutiger aber und abgerundeter läßt sich diese Anschauung bei aller Einfachheit der Erfindung und Ausführung nicht zum Bild gestalten.

„Ursula" führt uns in sehr bewegte Zeit, die des Jahres 1523. Eine Schar Reisläufer kehrt eben vom Kriegszuge zurück. Sie haben dem Papst Hadrian VI. in den damaligen unruhigen Zeiten des spanisch-französischen Krieges Land und Stadt geschirmt. Unter ihnen Hansli Gyr, ein wackrer Kriegsknecht, der nun seine Heimat und sein kleines Erbgut wieder aufsucht, das oberhalb Zürich im Gebirge liegt. Er findet es wohlbewahrt. Denn Ursula, die Geliebte seiner Jugend, hat dafür gesorgt. Doch wie findet er sie wieder? Es ist die Reformationszeit. Zwingli hat mit mächtigem Worte die Bollwerke des Papsttums zu erschüttern begonnen. Aber wir wissen, daß sich mit dem Mahnruf geistiger Freiheit auch die dunkle Macht der Willkür und menschlicher Eigenmächtigkeit zu regen begann und das Unkraut des Sektenwesens, der Wiedertäuferei, eines überspannten Strebens nach falscher Heiligkeit kräftig emporwucherte. Diesen Lügenpropheten ist das Mädchen mit den Ihren verfallen und der Kampf zwischen dem Licht und diesem trüben Dunst bildet das Thema der Geschichte. Dem einfachen Sinne Gyrs liegt die Teilnahme an diesem unheim-

lichen Getreibe völlig fern. Er ſteht bald ganz auf Seiten Zwinglis, von deſſen klarem, entſchiedenem Weſen wir in manchen Scenen ein höchſt lebendiges ſprechendes Bild erhalten. Wir erleben den Ausbruch des Religionskrieges und endlich den für Zürich traurigen Ausgang in der Schlacht von Cappel 1531, in der Zwingli ſeinen Tod fand. Dieſem widmet Keller folgende ergreifende Darſtellung:

Die ſinkende Sonne glänzte ihm in das noch feſte und friedliche Antlitz; ſie ſchien ihm zu bezeugen, daß er ſchließlich nun doch recht gethan und ſein Amt als ein Held verwaltet habe. Wie die große goldne Welthoſtie des gereinigten Abendmahles ſchwebte das Geſtirn einen letzten Augenblick über der Erde und lockte das Auge des darniederliegenden Mannes an den Himmel hinüber.

Vom Rigiberge bis zum Pilatus hin und von dort bis in die fernab dämmernden Jurazüge lagerte eine graue Wolkenbank mit purpurnem Rande gleich einem unabſehbaren Götterſitze. Auf derſelben aber ſchwebten aufrechte leichte Wolkengebilde in roſigem Scheine, wie ein Geiſterzug, der eine Weile innehält. Das waren wohl die Seligen, die den Helden in ihre Mitte riefen, und zwar, wie er einſt an König Franz I. geſchrieben, nicht nur die Heiligen des alten und neuen Teſtamentes und der Chriſtenkreiſe, ſondern auch die rechtſchaffenen Heiden: Herkules, Theſeus, Sokrates, Ariſtides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen und die Scipionen. Und auch Pindaros war da mit ſchimmernder Kythara, dem der Sterbende einſt eine begeiſterte Vorrede geſchrieben.

Ein erhebendes Bild, mit dem der Dichter das Leben des herrlichen Mannes ausgehen läßt, das die lichten Züge, mit denen er ſein Leben und Wirken ſchildert, zu ſchönem Abſchluſſe führt. Hansli Gyr aber, der mit ihm gelebt und mit ihm gekämpft hat und auch gefallen iſt, er hat nicht ein ſo wundervolles Totengeleite zu erwarten und darum kehrt er auch ins Leben zurück. Und die ihn zurück führt, iſt Urſula,

die den Becher der Tollheit bis zur Hefe geleert hat, von der absonderlichen Heiligkeit in wirklichen Wahnsinn stürzte und nun erst an dem zwar morsch gewordenen aber niemals abgerissenen Faden der Liebe und Treue sich wieder in das Leben und die Pflicht hineinfindet, Hansli rettet und sich selbst. So wird auch hier wieder alles zum Guten geleitet, alle Schuld vergeben und ein frohes tüchtiges Wesen auf der Erde gegründet. Tiefer aber als die meisten andern Geschichten führt uns diese in die Nacht des Wahnes und Aberglaubens hinein und zeigt uns, wie er wirklich alles echte Menschentum mit seinen giftigen Spinnenfäden überzieht und alles Natürliche in Gewaltsamkeit und Unnatur verkehrt. Es ist ein ähnliches Thema, wie in dem verlornen Lachen und Justine dort eine Vorläuferin der Ursel. Nur ist in der spätern Geschichte alles düsterer, herber, der Zerfall größer, der Verlauf ernster, angemessen der großen an heftigen Erschütterungen reichen Zeit, in die der Dichter hier seine Fäden schlägt. Wenn aber Zürich den Mittelpunkt und Schauplatz dieser Geschichten bilden sollte, dann war es recht gethan, daß wir nicht nur mit den sonnigen Tagen des Minnegesangs vertraut werden und ein köstliches Kleinod der Poesie dort entstehen sehen, dann durfte auch ein Bild aus der Zeit geistigen Kampfes um Licht und Freiheit nicht fehlen. Dem Dichter des Mittelalters mindestens zur Seite treten mußte auch Zürichs größter Geistesheld Ulrich Zwingli. Und daß Keller, trotzdem er aus seiner Religion so wenig macht und am liebsten die eigensten Pfade allgemeinster frommer Stimmungen wandelt, sein Wesen und sein Wirken wohl zu würdigen weiß und den Mittelpunkt seiner Persönlichkeit mit gerechtem Maße trifft, das zeigt uns sowohl die dunkle Folie des Winkelprophetentums, auf dem sich seine Gestalt um so kräftiger abhebt, als auch die Schilderung seines ganzen Gebarens, wie seines Sterbens. Und daß dieser große Mann nicht der eigentliche Held der Erzählung ist, sondern der brave Hansli Gyr, der „frumbe“ Landsknecht

und spätere Rottmeister, eine kernige, schlichte Mannesnatur, den man gleich bei seinem Eintreten liebgewinnt und auf seinem Wege mit aufrichtiger Teilnahme begleitet, das ist nur dem Gesetz der dichterischen Composition gemäß, welches mit den großen, ein für allemal in der Geschichte durch Charakter und Handeln feststehenden Menschen vorsichtig umzugehen gebietet, da sie auch in der Seitenstellung immer noch Macht genug besitzen, dem ganzen Dichtwerk ihr Gepräge aufzuheften und der Kunst der dichterischen Phantasie damit unnötige und häufig genug hoffnungslose Mühewaltung zu ersparen. Denn wenigen gelingt es, sich ihrer so zu bemächtigen, daß sie gleichsam neugeboren und zu wirklich überzeugendem und allerseits befriedigendem Dasein erhoben aus solchem Proceß hervorgehen.

Den Flug solcher geschichtlichen Darstellung hat Keller nicht wieder versucht. Aber der letzte Band seiner Novellen „Das Sinngedicht" entbehrt nicht besonderen Reizes in seiner Anlage und Durchführung. Der Charakter einer Rahmenerzählung mit eingefügten Einzelbildern ist hier noch völliger gewahrt. Denn diese ist hier selbst eine anmutige Novelle und die eingelegten Geschichten sind nur gleichsam Proben auf die Richtigkeit der Rechnung. Es sind sieben, die diese Aufgabe zu lösen haben, indem sie sich nach dem Gesetze des Gegensatzes entsprechen und auch in einer Art von Wettkampf, als Zeugen gleichsam für die verschiedenen Seiten einer Behauptung, vorgetragen werden.

Das Thema giebt ein Sinngedicht von Logau, das Reinhart in einem Bande der Lachmannschen Ausgabe von Lessings Werken findet und gewissermaßen als Reisezehrung mitnimmt, als er sich anschickt, eine kleine Erholungsreise anzutreten und seinen vom Studium und sorgsamen Beobachten angegriffenen Augen einige Labung zu gönnen.

Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee: sie wird errötend lachen.

Sogleich warf er das Buch weg und rief: Dank dir, Vortrefflicher, der mir durch den Mund des noch älteren Toten einen so schönen Rat giebt! O, ich wußte wohl, daß man dich nur anzufragen (so!) braucht, um gleich etwas Gescheites zu hören!

Und das Buch wieder aufnehmend, die Stelle nochmals laut lesend, rief Reinhart: Welch ein köstliches Experiment! Wie einfach, wie tief, klar und richtig, so hübsch abgewogen und gemessen! Gerade so muß es sein: errötend lachen! Küß eine weiße Galathee, sie wird errötend lachen. — Er schrieb die artige Vorschrift wie ein Recept auf einen Papierstreifen und legte sie in die Brieftasche. Dann zog er aus um eine solche Galathee zu finden. Also ein weibliches Ideal wird damit gezeichnet, das heitern Sinn und Lebensfreude im Lachen ausdrückt, während das Weib, in dem er lebt, stark genug ist, die natürliche Keuschheit, die sich bedroht fühlt, durch das Erröten kund zu geben. Heitere Natürlichkeit, das ist somit der eigentliche Begriff des echten Weibes, Anna und Judith des grünen Heinrich in einem Wesen zusammengeschmolzen. Doch auch etwas veredelt, wie es dem jungen Gelehrten Reinhart angemessen erscheint, der doch durch seine Lebensstellung über den Kreis bäuerlichen Lebens hinausgerückt ist. Der Versuch darf natürlich nicht gleich gelingen. Die derbe Zöllnerin lacht wohl, aber sie errötet nicht, obgleich auf ihrem weißen Gesicht der bequemste und anmutigste Platz dazu vorhanden gewesen wäre. Mit der thörichten Jungfrau kommt es zu gar keinem Versuch. Des Landpredigers scheue Taube von einer Tochter dagegen errötet zwar auf das tiefste, als sie auf die Probe gestellt wird, aber von Lachen keine Spur. Ihr ist dergleichen noch nie begegnet und sie kann darum auch keine andre Stimmung dazu finden, als größten Ernst. Aber nun kommt die schöne Lucie an die Reihe. Hier fühlt sich Reinhart bald selbst ernstlich auf die Probe gestellt. Nicht umsonst führt das fünfte Kapitel die Ueberschrift: Herr Reinhart

beginnt die Tragweite seiner Unternehmung zu ahnen. Den drei Mädchen, mit denen er bisher zusammentraf, war es keine Kunst, einen Kuß zu rauben. Aber nun tritt er einer vollkommen jungen Dame von bestem Stande entgegen. Da ist es nicht so leicht, einen Kuß zu erbeuten. Um so mehr, wenn man sich auf dem Landsitz auf eine ungeschickte fast tölpelhafte Art einführt, und obendrein der Dame statt eines Empfehlungsbriefes aus dem Pastorat das Papier mit dem verräterischen Sinngedicht übergiebt. Ja, Reinhart geht sogar noch weiter, indem er bei der ersten ausführlichern Zwiesprache mit einer, wie der Dichter selbst meint, unklugen Aufrichtigkeit das Auffinden des Sinngedichtes, den Zweck seines Ausfluges, ja sogar die ersten Bemühungen, es auf seine Richtigkeit zu prüfen, verrät. Daß sie diese Enthüllungen mit guter Laune wenn auch mit Haltung entgegennimmt, erweckt allerdings die besten Hoffnungen für sein ferneres Bestreben und läßt sie als die eigentliche Galathee schon deutlich werden. Ein Grund zu einigem Verweilen ist schnell gefunden. Der Oheim ist ihm bald ebenso gut, wie die Nichte. Ehe sie sich aber zur Probe herbeiläßt und damit ihm zum Siege verhilft, giebt es einen kleinen Krieg des Witzes und der Erfindung in dem Gegeneinandererzählen von Geschichten.

Sie beginnt mit der Vorgeschichte der Tochter des Wirtes zum Waldhorn, die sich als eine „thörichte Jungfrau" enthüllt, da sie aus bloßem Protzentum eine überflüssige Verlobung mit einem faden Stadtherrchen eingeht, ihr frisches kräftiges Landwesen von sich thut und doch in die Stadt nicht paßt, vielmehr bald das Kameel genannt wird und darum aus der Stadt entflieht, um wieder auf dem Lande zu gedeihen. Anmutig und geistvoll ist nun das Geplänkel des Gesprächs, das sich daran knüpft und Reinhart bald erkennen läßt, daß er alle Kraft zusammen nehmen muß, um nicht den Kürzern zu ziehen. In ihrer Erzählung war auch so manches Anzügliche, Spitzige verwoben, daß er mit einer sehr ernst-

haften Geſchichte daſſelbe Thema aufnehmend und fortführend, eine der Perlen dieſer Sammlung zum beſten giebt, indem er von „Regine“ erzählt. Daſſelbe Thema, denn die thörichte Jungfrau zeigte doch ihre Thorheit in dem Verſuch, die natürlichen Grenzen, die Herkunft, Sitte und Bildung um einen Menſchen ziehen, zu überſpringen, ohne daß ſie ihre Kräfte bei dem Einſatz genügend gewogen hatte. Aber jene Grenzen ſind vorhanden und in manchen Fällen unüberſteigbar und von grauſamer Härte. Das muß die arme Regine erfahren, die durch ihre Schönheit und Bravheit die Liebe des reichen Amerikaners Erwin erwirbt und trotz ihres Sträubens ſeine Gattin wird, zuletzt aber doch zugrunde geht. Anfangs hat er manches an ihr zu tragen, aber ſeine Verſuche, eine tiefere Ausbildung in ſie hineinzutragen, zeigen ſchon guten Erfolg. Das Unglück kommt jedoch von unzeitiger Eiferſucht auf ſeiner Seite, die durch an ſich ganz berechtigte und ſcheinbar üble Dinge erweckt wird, durch das thörichte Geklatſch der alten treuen Dienerin, die während ſeiner Abweſenheit bei Regine zurückbleibt und ihrem Herrn mit dem Fanatismus einer alten Duenna ergeben an dem Weibe, das ſie niemals beſonders hat hochachten können, leicht Flecken wittert, wo ein zufälliger Schatten von anderm Standpunkt aus gleich verſchwinden würde. Das eigentlich Verhängnisvolle aber iſt ihre Herkunft aus einer dunkeln Familie, deren Glieder nicht alle rein und geſund ſind. Ein böſer, leichtfertiger ja verbrecheriſcher Bruder! Sie iſt doch die Schweſter, alſo retten will ſie ihn um jeden Fall. Dadurch erſcheint ſie ſchuldig, denn ſein nächtlicher Beſuch wird, wie es leicht geſchehen konnte, von jenem Mädchen falſch gedeutet. Aber ſie findet kein Wort zu ihrer Rechtfertigung, denn den angebeteten Gatten will und kann ſie nicht in den Schmutz des eignen Hauſes blicken laſſen. Und ſo trägt ſie ſtill, was ſich über ſie zuſammenzieht und würgt den Gram ſo tief in ſich hinein, daß er ihr endlich das Leben zu einer unerträglichen Bürde

macht und ſie ſtill einen Ausweg aus dem Jammer ſucht. Hätte ſie nicht doch ſprechen können und ſollen? Es ſcheint, daß auch hier Keller unbarmherziger gegen ein holdes Kind ſeines Geiſtes war, als ſelbſt für einen ſtrengen Vater nötig geweſen wäre. Ganz feſt auf innerer Nötigung ruht dieſer wortloſe Kummer nicht.

Noch eine Bemerkung knüpft ſich an. In keiner ſeiner Dichtungen, welche von ehelichem Unglück reden und handeln, greift Keller zu dem nahe liegenden und oft mit ebenſoviel Glück — man denke an Goethes Wahlverwandtſchaften — wie ſchönſter Wirkung verwendetem Motive eines Kindes dieſer Ehe. Judith hat keine Kinder. Viggi Störteler und ſein Gritli, Jukundus und Juſtine, Erwin und Regine haben kein Kind. Das ſeltene Vorkommnis macht Keller zur Regel. Natürlich fehlt der Bube nicht in dem Hauſe des Herrn Litumlei, worin ja nun freilich alles auf ſeinen Eintritt zugeſpitzt war. Zur Unzeit alſo tritt der Lauf der Welt in ſeine Rechte. Nach ihrer Wiederausſöhnung haben auch Jukundus und Juſtine ein fröhlich lächelndes Pärchen gleichen Namens. Gewiß würde in den mißbrauchten Liebesbriefen ein Pfand der Liebe Viggis für Gritli keine ſehr angenehme Zugabe geweſen ſein. Aber in dem verlornen Lachen wie in Regine könnte man ſich zur Herbeiführung einer ſchnellern Löſung der Verirrung dort, und einer glücklichen hier nichts beſſeres wünſchen, als das Eintreten eines ſo ſchönen natürlichen Ereigniſſes. Daß damit der Verlauf der Begebenheiten ein andrer geworden wäre oder früher hätte abgebrochen werden müſſen, iſt richtig. Aber einem Dichter wie unſrem Meiſter Gottfried wäre damit ſein Plan nicht verrückt worden oder irgend eine Verlegenheit daraus erwachſen. Seine Luſt und ſein Talent zum Fabulieren hätte Ausweg und Ziel gefunden. Offenbar hängt dieſer Mangel mit ſeiner eignen Lebensführung zuſammen. Er iſt immer Junggeſelle geblieben, hat nie den Reiz und das Glück eignen Familienlebens gekannt und darum

auch seine Bedeutung nicht erfahren. Er hat aus dem Frauenleben manch schönen Zug aufgefangen, manches herrliche Bild uns vorgeführt, er ist in Martin Salander der Würde der Hausmutter, in Frau Regel Amrain der Mutter als Erzieherin des Sohnes vollauf gerecht geworden. Das erste Glück der jungen Mutter, den Wert des Kindes zur Befestigung von locker gewordenen Herzensbändern, hat er nicht geschildert, weil ihm dafür Sinn und Verständnis abging.

Das Duett, das sich bis jetzt mit nachdenklichen Geschichten unterhielt, erweitert sich zum Terzett, indem der Oheim Luciens auftaucht, ein martialischer Charakterkopf, insofern er ein alter Soldat ist, zugleich aber thut sich eine frühere Beziehung zu Reinhart auf, da er dessen Eltern gekannt hat, ja wie sich aus der vierten Novelle, dem „Geisterseher," ergiebt, ein Pseudovater des Helden ist, da er ernstlich um seine Mutter gefreit. Er nimmt nun, ohne in den eigentlichen Zusammenhang der Reden eingeweiht zu sein, Teil an dem Kampf, der im Stillen zwischen Reinhart und Lux glimmt. Ungleiche Heirat bereitet wenigstens große Gefahren, das war die Moral, die Reginens Schicksal predigte. Das Heiraten ist überhaupt ein ernsthaftes Geschäft. Aber man soll doch auch die Schwierigkeit nicht übertreiben. Dafür weiß Reinhart die Geschichte einer gedeihlichen Hochzeit aus Mitleiden und erzählt von der „armen Baronin," Hedwig von Lohausen, die den jüngern Brandolf durch ihre Armut zuerst in tiefstes Mitgefühl versetzt, bis dieses in Liebe übergeht, welcher Vorgang durch eine Reihe hübscheſter Züge anschaulich gemacht wird. Sie war schon verheiratet, d. h. durch die Ruchlosigkeit ihrer Brüder, die sie um ihr Vermögen bringen wollten, an einen Unwürdigen verkuppelt. Sie hat ein Kind gehabt, aber durch den Frevel ihres Gatten ist dies gestorben. Für den weitern Verlauf ihres Geschickes ein Glück. Eine kinderlose Witwe wird sich mit einem noch jungen Mann gewiß leichter verbinden, als eine mit einem Kinde gesegnete.

Wenn nun aber auch der Verlauf der Begebenheiten im ganzen schlicht, natürlich und wahrhaft herzerfreuend genannt werden kann, so hat das Schlußgemälde doch etwas Empörendes. Es ist sicher kein Zeichen guten Geschmacks, wenn Brandolf eine ausgesuchte Rache an den bösen Brüdern und ihrem Helfershelfer, dem sogenannten Rittmeister von Schwendtner, für alle die Missethaten, womit sie Hedwigs geliebtes Haupt gekränkt haben, nimmt. Denn in grotesker Verkleidung müssen sie sich dreimal vor der ehemaligen Frau und Schwester herumzerren lassen und eine gräuliche Musik dazu machen, dann können sie in namenloses Dunkel versinken. Daß dieser Aufzug an den der beiden gerechten Kammmacher erinnert, ward schon erwähnt. Nur ist das Unwesen hier noch gesteigert. Allerdings ist dieses Kleeblatt beträchtlich schlechter, als jenes Paar, aber auch der Seldwyler Meister bedeutend roher und weniger gebildet als Herr Brandolf und kurz, ich kann diese Bocksprünge des Humors nicht mit beifälligem Worte begleiten, sondern muß die Scene als einen widerwärtigen Flecken an einer sonst tadellosen Geschichte rügen. Und leider haben die Zuhörer auch nichts daran auszusetzen, machen sich vielmehr zu Mitschuldigen ihres Dichters. Zwar mäkelt Lucie daran herum, daß die arme Baronin zu Ehren und Ansehen erhoben wird und zweifelt, ob sie nicht doch die Hände vielleicht im Spiel gehabt habe und Brandolf eher gezogen, als von selbst gegangen sei. Aber der Oheim verweist sie zur Ruhe und meint, sie habe gar keinen Eifer nötig, da sie ja unverheiratet bleiben und ihm das Leben verschönern wolle. Aber doch will er ihr zu Hülfe kommen und einen Beitrag dazu liefern, daß es mit der vermeintlichen Wahlfreiheit der Männer gar nicht so weit her sei, weil sie meistens ganz sachte von dem Weibe genasführt würden. Das soll denn der „Geisterseher" beweisen, worin er selbst das Opfer einer solchen Weiberlist wurde. Denn eine kluge Hildeburg hat die Entscheidung zwischen zwei Bewerbern, ihm und einem

Freunde, der zumeiſt nur mit dem Spitznamen Mannelin eingeführt wird, an ein mannhaftes Verhalten einem ſchrecklichen Spuk gegenüber geknüpft, der im Hauſe umgehen ſoll. Dieſen ſetzt ſie ſelbſt ins Werk und weiß dem bevorzugten Liebhaber, der nicht der Oheim war, den Sieg zuzuſchanzen, ſo daß dieſer denn betrübt abzieht. Daß ſein Beſieger und die ſo gewonnene Hildeburg dann die Eltern Reinharts geworden, kommt nun zu Tage und erhöht die Behaglichkeit des kleinen Kreiſes, zugleich auch die Ausſichten Reinharts auf Luciens Hand. Aber er iſt noch nicht am Ziel, der Dichter noch nicht auf dem Boden ſeines Schatzhauſes angelangt und ſo wird denn Reinhart von Luciens neckenden Worten zur Mitteilung einer Geſchichte bewogen, in der ein reicher nnd vornehmer Mann ſeine Frau buchſtäblich vom Boden aufgeleſen hat. Das Mädchen meint zwar ſpöttiſch: Wie herrlich! Am Ende geraten Sie noch zu der Geſchichte des heiligen Franz von Aſſiſi, der die Armut ſelbſt geheiratet hat! Oder Sie ſind ſogar eine Art Reiſeprediger für Verheiratung armer Mädchen? — Die Hauptſache bleibt jedoch, daß Reinhart immer die Sache ſeines Geſchlechtes führt und den Mann als die Hauptperſon bei dem Zuſtandekommen der Ehe hinſtellt. Und man kann nicht leugnen, daß er ſeine Sache mit Geſchick führt und ihr die Antworten immer ſchwerer macht.

Jetzt beginnt er nun die Geſchichte von Don Salvador Correa de la Benavides, einem großen portugieſiſchen Seehelden und Staatsmann. Anfangs zwar fällt er gehörig in die Netze einer wahren Teufelshexe, die mit nichts geringerem umgeht, als ihn bei lebendigem Leibe in ihrem eigenen Schloſſe zu verbrennen. Aber er nimmt nicht nur grauſame Rache an der Verruchten, ſondern heiratet ſpäter ein ſchönes Mädchen afrikaniſchen Stammes, die er buchſtäblich vom Boden aufhebt, auf dem ſie ihrer Gebieterin hat zum Sitze dienen müſſen. Freilich ſtehen der endlichen Vereinigung der beiden noch er-

hebliche Schwierigkeiten im Wege. Nicht in der Abstammung und der äußern Stellung. Aber in der Religion, denn natürlich ist die schöne Zambo eine blinde Heidin und muß erst das Licht des Christentums sehen lernen. Dazu ist sie nun ohne große Weitläufigkeiten bereit. Aber die christliche Blindgläubigkeit mischt sich dazwischen, indem sie den Gewinn einer heidnischen Fürstentochter für ihren Glauben zu einem Wunder stempeln will und darum von allerlei wunderbaren Vorgängen faselt, ja, um diese kostbare Seele dem Himmel noch in besonderm Sinne zu gewinnen, sie dem Vicekönig wegzuschnappen und in ein Kloster zu sperren weiß. Aber seine Findigkeit spürt sie auf und glückliche Umstände ermöglichen ihre Flucht und so schwimmen sie zuletzt verbunden seinem fernen Aufenthalt entgegen. Und als sie nun in das herrlich bewegte Meer schauen, da fragt die Frau: Hat das Meer auch eine Seele und ist es auch frei?

Nein, antwortet Don Correa, es gehorcht nur dem Schöpfer und den Winden, die sein Atem sind! Nun aber sage mir, Maria, wenn du ehedem deine Freiheit gekannt hättest, würdest du mir auch deine Hand gereicht haben?

Du frägst zu spät, erwidert sie mit nicht unfeinem Lächeln, ich bin jetzt dein und kann nicht anders wie das Meer. — Da sie aber sah, daß diese Antwort ihn nicht befriedigte und nicht seiner Hoffnung entsprach, blickte sie ihm ernst und hochaufgerichtet in die Augen und gab ihm mit freier und sicherer Bewegung die rechte Hand.

Lucie lobt die Erzählung, als Reinhart schließt und zieht die Moral daraus, wie nützlich die Demut ist und das erhöht wird, was sich selbst erniedrigt. Aber verloren giebt die holde Advokatin ihre Sache noch nicht. Immer weiß sie mit Scherz und Neckerei noch eine neue Seite aufzuziehen und beweiset immer deutlicher, daß sie eine rechte Schwester von Figura Leu und Dortchen Schönfund ist, so daß sie diese Form weiblichen Gemüts, die anmutig-übermütige, in einer neuen wert-

vollen Erſcheinung darſtellt. Sie bietet jetzt eine letzte Erzählung „Die Verlocken," die, wie ſie ſagt, eine ihrer Leſefrüchte iſt. Und gern mag man glauben, daß Keller den Einſchlag aus einer franzöſiſchen Quelle entnommen hat, wenn auch das ganze Gewebe ſein eigen iſt und die zierlich-ſchalkhafte Art des Vortrags ſeine Kunſt in hellem Lichte zeigt. Da Lux die Erzählerin iſt, kann man ſchon annehmen, daß der Bericht nicht auf eine Verherrlichung des männlichen Geſchlechtes hinausläuft, und in der That macht Thibaut von Vallormes in ſeiner Uebertölpelung durch ein Indianermädchen zum Schluß eine ziemlich alberne Figur. Darin aber, daß eine Wilde, wenn nicht aus dem ſchwarzen, doch aus dem roten Erdteil, wenn man dieſe Beinamen von der Hautfarbe ihrer Bewohner auf deren Heimat übertragen darf, das Gegenſpiel führt, liegt der äußere Grund der Anknüpfung der Verlocken an Don Correa. Die Verlocken aber ſind zum Titel gewählt, weil der junge Thibaut eine ganze Sammlung dieſer artigen Kleinigkeiten an ſeiner Uhrkette vereinigt, die er jede einzelne durch ein kleines romantiſches Ereignis ihren Beſitzerinnen abgeliſtet hat. So bilden ſie eine Gallerie von Triumphzeichen, auf die er nicht wenig ſtolz iſt. Aber ſeine bisher unwiderſtehliche Kunſt in der Erweichung von Frauenherzen ſcheitert wirklich zuletzt an Quoneſchi, der Waſſerjungfer, die ſo kokett ihr Spiel mit ihm treibt, daß er ſie für ganz ſein eigen hält und nicht verſäumt, ſich mit ſeinem Erfolge zu brüſten. So entſchließt er ſich denn auch mit einiger Ueberwindung ihr ſeine ſtolzen Verlocken zu ſchenken, um ſie denn zum letztenmale als grotesken Naſenſchmuck an einem jungen indianiſchen Krieger zu ſehen, dem Geliebten ſeiner Waſſerjungfer, dem ſie ſie geſchenkt und mit dem ſie für immer ſeinem Geſichtskreiſe entſchwindet.

Die Löſung des Knotens läßt nun nicht lange mehr auf ſich warten. Die Art aber, wie Keller ſie darſtellt und noch ein frühes Liebesabenteuer Luciens einflicht, bei dem

religiöse Bewegungen eine bedeutende Rolle spielen, ist von äußerster Anmut. Goethes entzückendes Jugendlied: „Kleine Blumen, kleine Blätter“ gesangsweise vorgetragen, das sie belauschen, räumt die letzten Hemmnisse aus dem Wege und der Aufforderung: Einen Kuß, geliebtes Leben, und ich bin belohnt genung führt die schon längst Einverstandenen zusammen und daß Lucie sich nun als die wirkliche Galathee bewährt, nimmt niemand mehr wunder. Gerade diese Schlußscenen sind ganz reizend erfunden und geschildert und Keller bewährt sich so sehr als Meister dieser Gattung, daß man nicht genug bedauern kann, daß er nicht noch mehr dergleichen aus dem anmutreichen Fabelborn seines Geistes hervorströmen ließ. Denn an Duft und mannigfachem Reiz erhebt sich das Sinngedicht doch noch über den Martin Salander, der den wirklichen Schluß seiner poetischen Thätigkeit bildet. Das Gemütvolle seines Wesens, dies Klare und Lichte der Charaktere, die neckische Schalkhaftigkeit seines Tones vereinigt sich hier zu einem entzückenden Ganzen und ein hoher Grad von Kellerblindheit gehört dazu, wenn man nicht in den Ruf einstimmen will: Brav, Meister Gottfried, Ihr habt Alles wohl gemacht!

Ich würde die sieben Legenden, die diesen letzten Werken um ein ziemliches vorangehen, da sie schon 1872 erschienen, nicht bis zuletzt aufgehoben haben, wenn sie nicht dieses Lob reichlich mit verdienten. Man soll doch das Beste nach alter Regel immer aufsparen, um auch nach vielem Genossenen immer noch etwas im Verschluß zu haben, womit man den Gaumen reizen kann. Denn es ist nicht die Besonderheit des Genre, welche dazu führte, sondern der eigentümliche Wert, den man dieser räumlich gemessen kleinsten Gabe des Dichters zuzugestehen nicht umhin kann. Er erwähnt dieses Werkchens zuerst in einem Briefe an Vischer vom 1. October 1871. Herr Weibert, Inhaber der Göschenschen Buchhandlung, habe ihn aufgefordert, ihm etwas für seinen Verlag zu liefern.

Vischer erwiedert darauf unter dem 18. October: Dem Weibert ein Verdienst-Orden erster Classe mit Eichenlaub. Keller fährt dann fort: Das Büchlein, um das es sich handelt, würden jene ironisch reproducierten sieben Legenden sein, von denen Sie, wenn ich nicht irre, mich vor Jahren auch haben vorlesen hören bei Wesendonks. Als Titel dächte ich mir, auf alte Heiligentitel anspielend, zu setzen: Auf Goldgrund, sieben Legenden von N. N. Hielten Sie diesen Titel für affektirt, oder irreführend, oder läppisch u. s. w.? — Vischer empfahl diesen Titel nicht. Er schreibt: Auf Goldgrund? Ich wäre nicht dafür. 1. Weil ich gegen Titel bin, die aus Satzteilen bestehen. Sie sind unbequem. Haben Sie „Auf Goldgrund" gelesen? Was sagen Sie über „Auf Goldgrund?" oder Gottfried Keller schrieb hierauf Legenden — auf Goldgrund — oder „Auf Goldgrund?" — 2. Es klingt ironisch. Nun werden freilich die Legenden selbst Ironie auf die Legende sein, aber nicht so, wie plumpe Köpfe es verstehen, sondern eine gemütliche Ironie, eine Ironie, die den wirklichen Goldgrund der Liebe hat. Die scharfe Kürze eines Titels aber könnte den Schein einer Ironie ohne solche schöne Grundlage mit sich führen, könnte zu sagen scheinen: gebt einmal Acht, was das für ein Goldgrund sein wird. Man könnte zwar sagen, wenn Sie einfach setzen: Sieben Legenden von Gottfried Keller, so klingt das eben auch recht ironisch — wohl, aber es ist nicht so zugespitzt markierend wie: „Auf Goldgrund." Es giebt gleich zu denken, so daß man sich fragt: was Donnerwetter mögen das für Legenden sein von Gottfried Keller? Aber es enthält diesen Anreiz doch nur in der stillen Form objektiv gehaltenen Titelstils.

Diese wohlerwogenen, feinen Bemerkungen hatten die gewünschte Wirkung. Keller wählte diesen letztern schlichten Titel. Die zweite Frage, die er an Vischer gerichtet über Zulässigkeit und Statthaftigkeit eines kleinen Vorwortes, hatte

dieſer zweifelnd beantwortet. Keller folgte ſeinem Genius und gab dem Büchlein das kleine Geleitſchreiben mit.

Er ſagt darin, daß beim Leſen einer Anzahl Legenden ihm die Anſchauung davon aufgegangen ſei, daß neben dem kirchlichen Charakter auch die Spuren einer ehemaligen mehr profanen Erzählungsluſt darin anzutreffen ſeien und daß ihn dies beſtimmt habe, eine beſchränkte Anzahl nachzudichten, wobei freilich manchmal das Antlitz nach einer andern Himmelsgegend gewendet ſei, als nach welcher ſie in der überkommenen Geſtalt ſchauen. Ein moderner Geſchmack, der nicht unter dem Banne katholiſcher Engherzigkeit ſchmachtet, wird zu den Legenden des Mittelalters überhaupt kein anders Verhältnis mehr gewinnen, als ein humorvolles. Dieſe Auffaſſung reicht übrigens ſchon weit zurück. Denn ſchon bei den zahlreichen Bearbeitungen von Legenden bei dem ehrſamen Schuhmacher-Dichter Hans Sachs finden wir es nicht anders. Erſt recht nicht bei der einzigen Legende Goethes, in der die Schalkhaftigkeit der Darſtellung ſo ſehr zu Worte kommt, wie bei wenigen andern Dichtungen dieſes Meiſters. Keller hat auf die poetiſche Form bei ſeinen Legenden verzichtet. Aber wir kennen genug ſeine anmutige Proſa, als daß wir ſie nicht als ein ebenſo geeignetes Gefäß für dieſen Inhalt gelten laſſen ſollten. Das Schönſte iſt aber die ſchlichte Art der Berichterſtattung. Die Thatſachen werden ganz einfach erzählt, in der ſchon oft gerühmten natürlichen ſachlichen Verknüpfung, als könnte alles gar nicht anders ſein. Keinerlei Reflexion drängt ſich vor und ſtört die erbauliche Naivetät der Wiedergabe. Ein ſchlichtes Gemüt könnte die Geſchichten alle wie zur Erbauung leſen und würde kaum durch einen Zug in ſeiner Empfindung geſtört werden. Ich mache dieſe Einſchränkung in Bezug auf das Tanzlegendchen. Und ſo bieten ſie dem verſtändigen Sinn, der es wirklich verſteht, die Abſichten eines Dichters zu erkennen und zu verfolgen, eine Quelle reinen Genuſſes. Denn in der ſcheinbaren Ent-

äußerung jeder eignen Kunſt und der willigen Hingabe an den Stoff, liegt hier die größte Kunſt, die dieſes Werk des Dichters in ganz vorzüglichem Maße adelt. Selbſt etwas bedenkliche Stoffe, wie ſie z. B. „Eugenia,“ jedenfalls „der ſchlimm-heilige Vitalis“ behandelt, verlieren in dieſer Art der Darſtellung das Meiſte des Bedenklichen und die drei Jungfrauen-Legenden ſowohl wie Dorotheas Blumenkörbchen und das Tanzlegendchen ſind von unſagbarem Zauber. Das Wort, mit dem die Jungfrau als Nonne die nach langem glücklichen Erdenleben heimkehrende Schweſter begrüßt: Du biſt ein bischen lange weggeblieben, meine Tochter. Ich habe die ganze Zeit Deinen Dienſt als Küſterin verſehen; jetzt bin ich aber doch froh, daß Du da biſt und die Schlüſſel wieder übernimmſt, — iſt in ſeiner ſchalkhaften Einfalt unübertrefflich. Und wenn ich oben in Bezug auf das Tanzlegendchen eine Einſchränkung des Lobes zu machen ſchien, ſo kann ſich dieſe nur darauf erſtrecken, daß in der Einführung der Muſen in den Himmel der Dichter ein wenig aus der Rolle zu fallen ſchien, indem er damit einen Zug neuerer Bildung in die ehrwürdige Welt mittelalterlichen Gefühlslebens miſcht. Für uns gewinnt die Dichtung freilich an neuem humoriſtiſchen Reiz und man muß ſich doch daran halten, daß Keller für uns fabulieren und ſchreiben wollte. Sachlich ſoll damit alſo kein Vorwurf erhoben werden. Denn wer möchte ſolche Schilderungen miſſen, wie die am Schluſſe von der Bewirtung der neun Muſen, die zu großen Feſten im Himmel zur Bereicherung der feſtlichen Geſangaufführungen aus der Hölle herübergebeten werden. Als es feſtlich herging an dem Muſentiſch, erſchien ſogar unſre liebe Frau in all ihrer Schönheit und Güte, ſetzte ſich auf ein Stündchen zu den Muſen und küßte die hehre Urania unter ihrem Sternenkranze zärtlich auf den Mund, als ſie ihr beim Abſchiede zuflüſterte, ſie werde nicht ruhen, bis die Muſen für immer im Paradieſe bleiben könnten.

Es ist freilich nicht so gekommen. Um sich für die erwiesene Güte und Freundlichkeit dankbar zu erweisen und ihren guten Willen zu zeigen, ratschlagten die Musen untereinander und übten in einem abgelegenen Winkel der Unterwelt einen Lobgesang ein, dem sie die Form der im Himmel üblichen feierlichen Choräle zu geben suchten. Sie teilten sich in zwei Hälften von je vier Stimmen, über welche Urania eine Art Oberstimmme führte, und brachten so eine merkwürdige Vokalmusik zuwege.

Als nun der nächste Festtag im Himmel gefeiert wurde und die Musen wieder ihren Dienst thaten, nahmen sie einen für ihr Vorhaben günstig scheinenden Augenblick wahr, stellten sich zusammen auf und begannen sänftlich ihren Gesang, der bald gar mächtig anschwellte. Aber in diesen Räumen klang er so düster, ja fast trotzig und rauh, und dabei so sehnsuchtschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltete, dann aber alles Volk von Erdenleid und Heimweh ergriffen wurde und in ein allgemeines Weinen ausbrach.

Ein unendliches Seufzen rauschte durch die Himmel; bestürzt eilten alle Aeltesten und Propheten herbei, indessen die Musen in ihrer guten Meinung immer lauter und melancholischer sangen und das ganze Paradies mit allen Erzvätern, Aeltesten und Propheten, alles, was je auf grüner Wiese gegangen oder gelegen, außer Fassung geriet. Endlich aber kam die allerhöchste Trinität selber heran, um zum Rechten zu sehen und die eifrigen Musen mit einem lange hinrollenden Donnerschlage zum Schweigen zu bringen.

Da kehrten Ruhe und Gleichmut in den Himmel zurück; aber die armen neun Schwestern mußten ihn verlassen und durften ihn seither nicht wieder betreten.

Ist das Entweihung des Heiligen? Gewiß nicht. Es ist keine christliche Anschauung, die so spricht, das ist ebenso gewiß, aber es ist ein Bekenntnis zugleich, das sich auf des Dichters Lippen drängt. Wir kennen seine ganze Grund-

richtung, seine Lebensfrohheit und Lebensgewißheit. Daraus stammt dieses Gemälde, das ich nicht anders als rührend nennen kann und das in seinem Humor, von dem es hier mit Recht heißen kann, daß er eine Thräne, wenn auch eine lachende, im Wappen führt, geradezu ergreifend zum Herzen spricht, und womit eine Schilderung der gesamten schriftstellerischen Arbeit unsres Meisters Gottfried wohl ihr Ende finden kann, denn sie ist gerade für ihn im wahren Sinne bezeichnend.

Seines Gleichen hat er nicht unter den lebenden Dichtern. Daß die Jungen und Jüngsten keine innere Verwandtschaft mit ihm haben, beeilten sich einige von ihnen gleich nach seinem Tode auszusprechen. Sein reiner Kunstsinn, die wirkliche Pflege des Schönen um seiner selbst willen, macht ihn diesen nur zum Futter für litterarische Feinschmecker. Ob es ein gutes Zeugnis für unsre zeitgenössische Dichtung ist, daß ein ganz reiner, interesseloser Dienst der Dichtung für veraltet ausgegeben werden darf, mag jeder nach seinem Standpunkt entscheiden. Immerhin aber soll man bei Meister Gottfried Keller nicht übersehen, daß er auch bei seinem Dichten mit sehr wesentlichen Fäden an das wirkliche Leben gebunden war, keineswegs wie ein Romantiker die blaue Blume seiner Sehnsucht allenthalben, nur nicht auf seinen Schweizerauen gesucht, Probleme ausgeklügelt, die niemand anzuziehen vermöchten, oder es verschmäht hätte, aus seinem Köcher der Schönheit auch die Pfeile des Spottes oder der Satire zu holen. Es fehlt ihm wahrlich nicht an einer starken Dosis gesunden kräftigen Realismus, ja wie seine Ideale auf ehrliches Menschentum und irdische Tüchtigkeit gerichtet sind, ward an mehr als einem Punkt nachgewiesen. Nach dieser Seite hat ihn noch kürzlich Moritz Necker in den Grenzboten 1891, Nr. 16, S. 67, treffend mit dem auch kürzlich verstorbenen Ludwig Anzengruber zusammengestellt. Sie stimmen zusammen in dem Lebensideal des klugen, praktischen, heitern

Mannes. Aber Keller ist doch der Dichter der reinen Schönheit und an Bildung und Sprachkunst dem Oesterreicher weit überlegen. Man könnte auch noch auf Kellers humorvollere Art der Darstellung hinweisen. Jener aber hat voraus seine Beherrschung der höheren und schwierigeren Form des Dramas, daher ist seine Wirksamkeit stärker. In der Neigung zu behaglicher Ausmalung des Lebens wird man bei Keller nicht selten an Adalbert Stifter gemahnt, aber im künstlerischen Maßhalten und der Prägnanz der namentlich in den Gesprächen entwickelten Gedanken überragt er diesen älteren Oesterreicher beträchtlich. Keller verliert sich und sein poetisches Bewußtsein nie an die Dinge. Immer steht er in heitrer Klarheit über ihnen, ja diese Klarheit kann zur Kühle, zur völligen poetischen Ironie werden. Das scheidet ihn namentlich auch von seinem Landsmann Conrad Ferdinand Meyer, der tiefer zu graben und zu bauen gewohnt ist und dem daher der tragisch-erschütternde Ausgang seiner Dichtungen ebenso natürlich ist, wie Keller fast immer die Fäden zu glücklicher Lösung zu entwirren weiß. Das ist auch nicht modern, aber es ist ein echter Zug seiner Natur. Und in dieser Ganzheit seiner Erscheinung, dieser Echtheit seines Wesens ist er denn doch wieder jenem am nächsten stehend und am meisten ebenbürtig. Auch die Sparsamkeit ihrer dichterischen Offenbarungen haben sie gemeinsam, woraus das Reife, Ausgegohrene, Abgeklärte ihrer Poesie rührt. Und die deutschen Novellisten Theodor Storm und Paul Heyse sind doch auch wieder grundverschieden von ihm. Am ehesten zeigt sich ein Zug der Verwandtschaft mit jenem, dem das gleiche Wurzeln an dem heimischen Boden, in dem auch ihm die starken Quellen seiner Kraft waren, eignet. Aber auch bei Storm ist das Gefühl ungleich ernster und leidenschaftlicher, eine leise Wehmut dringt auch in die kräftigsten seiner Erzählungen, wie Hans und Heinz Kirch, auch ihn drängt seine Begabung eher zur Tragik wie zum humoristischen Ueberwinden

des Lebens. Sein Lebensideal war nicht das des klugen, heitern und praktischen Mannes. Naturforscher läßt er zwar auch gern seine Helden sein. Aber Kellers Reinhart im Sinngedicht ist doch durchaus andern Schlages. Bei Storm sind es meist schon erfahrene Männer, die auf die Liebe gebeizt sind und gewissermaßen Beruhigung in der Hingabe an die strenge Gesetzmäßigkeit des Lebens suchen. Wie könnte ein Stormscher Naturforscher kranker Augen wegen auf die Mädchenjagd ziehen, als Heilmittel dafür den Anblick schöner Weibsbilder betrachten und schließlich einen wirklich so glücklichen Fang thun, wie jener? Und Paul Heyse ist im Gegensatz zu unserm naiven so viel mehr Kunstdichter, um das Schillersche Schlagwort zu gebrauchen, sentimentalischer Poet, daß von seinem Schaffen zu dem jenes keine Brücke hinüberführt.

Nein, Keller hat nicht seines Gleichen! Und darum ist die Klage berechtigt, daß ein Stern untergegangen und eine Krone vom Haupte eines Königs gefallen sei. Und nicht blos seinem irdischen Geschlechte nach war er der letzte seines Stammes, er hat keinen Erben seiner Kunst hinterlassen. So ist durch seinen Abschied eine Lücke in unsrer Dichtung entstanden, die sich nicht wieder schließen wird. Um so mehr haben wir Anlaß uns um sein Andenken zu scharen und die Fahne der Bewunderung und Liebe hochzuhalten, unbekümmert darum, daß grämlicher Unverstand der Gelehrsamkeit sich gegen die Welt heitrer Schönheit verblendet, die in seinen Werken lacht, so wie darum, daß der jüngste Sturm und Drang, der das Wort immer entschiedener an sich zu reißen sucht, für die Arbeit reinen hohen Kunstsinnes, der in Keller lebte, Maß und Schätzung verloren hat und mit seiner Tendenzschablone überall zu kurz kommt, unbekümmert auch darum, daß das gewaltige Brausen des Zeitenstromes, in dem wir treiben, dem sinnenden Gemüte kaum noch ein Recht des Daseins zugesteht und uns keine Muße gönnen will, die nicht der Arbeit an

dem Werk gesellschaftlicher, politischer, religiöser Um- und Neubildung zugewandt sei. Aber gerade aus diesem Treiben und Drängen flüchte, lieber Leser, gelegentlich in die klare, frische Luft Kellerscher Dichtung und Du wirst mit mir empfinden, wie herrlich auf sie das edle Goethesche Wort von der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit sich anwenden läßt, mit dem dann wie mit feierlichem Jubelgesang diese Betrachtung ihren Abschluß finde:

Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht Euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Nachwort.

Während dies Buch in seinem Drucke fortschritt und der Vollendung entgegeneilte, sind noch drei Veröffentlichungen über Keller erfolgt, deren hier wenigstens gebührend Erwähnung geschehen soll, wenn sie auch meine Darstellung nicht mehr beeinflussen konnten.

In der Beilage zur Neuen Züricher Zeitung vom 8. September 1891 (Nr. 251) findet sich das ausführliche Gutachten abgedruckt, das Dr. med. L. Wille in Basel unter dem 25. August 1891 über den Geisteszustand G. Kellers zur Zeit seiner Testamentserrichtung erstattet hat. Er ist nach sorgfältiger Untersuchung aller dabei in Betracht kommenden Punkte der Ansicht, daß allerdings das Geistesleben des Dichters in seinen spätern Jahren manche Erschütterung und Schwächung erfahren habe, daß aber an seiner vollen Zu-